BA

Germ. sp. 480-m-6

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Germ. sp. 480 m-6

0 <36616458200011 7

<36616458200011

Bayer. Staatsbibliothek

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volksſagen und Legenden.

Hiſtoriſch=romantiſche Beſchreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden geweſenen und noch vorhandenen

Schlöſſer, Burgen, Klöſter, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, maleriſchen Gegenden und ſonſt beachtenswerther Gegenſtände aus dem Reiche der Geſchichte und Natur.

Sechster Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershauſen 1842.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

43 43 D.

Germ. sp. 480 m/6

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

16

Thüringen und der Harz.

Berichtigtes alphabetiſches Verzeichniß
der
jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechſtein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. E. R. pseud.), in Potsdam.
Beucer, Doctor in Raſtenberg.
Bleichrodt, Bauinſpector in Frankenhauſen.
Braungard, Bürgermeiſter und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Oberconſiſtorial-Secretair in Gotha.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Duval (C.), Litter. in Großbodungen.
Ende, Pfarrer zu Rothenberga.
Gerber, Director des Gymnaſiums in Sondershauſen.
Gottſchalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Cölleda.
Günther, Doctor in Langenſalza.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Triptis.
Heeringen (Guſtav von), Kammerherr und Conſiſtorialrath in Coburg.
Heſſe, Doctor, Hofrath und geh. Archivar in Rudolſtadt.
Hofmeiſter, Paſtor in Kleinſchmalkalden.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenſtädt.
Hohbohn, Paſtor in Bieſenrode.
Hübner, Pfarrer in Sundhauſen bei Langenſalza.
Kegel, Candidat in Teiſtungen.
Kellermann, Diaconus in Greußen.
Lehmann in Eckartsberge.
Leſſing, Adjunct in Kloſter Donndorf.
Nebe, Paſtor in Roßleben.
Nehſe, Gaſtgeber auf dem Brocken.
Oldendorp, Profeſſor in Schulpforte.
Pfiſter, Superintendent in Weißenſee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Rümpler, Cantor in Kammerforſt.
Schminke, Pfarrer in Jeſtädt.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Paſtor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Quedlinburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eiſenach.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sturm (C. A. G.)
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershauſen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.

Gez. v. Rodmann.
61.

Lith. v. Ed. Pietzsch & C°. Dresden.

Mühlhausen.

Mühlhauſen.

In dem Schooße einer weiten, fruchtbaren Thalebene, die, wenn auch nicht von dem Zauber landſchaftlicher Romantik überhaucht, doch in dem Schmucke reicher Blüthenkränze prangt, lagert auf einem kaum merklichen Hügel die alte freie Reichsſtadt Mühlhauſen. Nicht von melancholiſchen Trümmern ſtolzer Ritterburgen überthront, nicht von grotesken Felſenmaſſen umſtarrt, nicht von ſprühenden Cascaden durchtoſ't, nicht von dem Epheuſchmuck flüſternder Sagen umrankt: — wie blickſt du uns doch ſo lieblich an, du traute grüne Aue voll goldener Aehren, voll Blumen und Linden, voll Thautropfen und Finkenſchlag, voll Klang und Segen! Und wenn wir auf dem Spiegelberge ſtehen, der an der Südſeite des anmuthigen Thales hinſtreicht, da klingt es, wie Idyllen-Poeſie, in unſerer Seele:

»O Luſt, vom Berg zu ſchauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über ſich den blauen,
Tief klaren Himmelsdom!«

Rings umher lachen uns ſanfte Höhen entgegen, von lichtem Grün überfluthet und mit zahlloſen Dörfern beſäet; blitzende Thurmſpitzen ragen ob den rothen Dächern, und aus ſüdweſtlicher Ferne grüßet, eine freundliche Nachbarin, die Stadt Langenſalza; an den Abhängen der nahen Hügelketten prangen hüglich umgrünte, blüthe-duftende Gärten, die der Wohlſtand des Bürgers mit zierlichen Luſthäuschen geſchmückt, und allerwärts locken freundliche Anlagen in die Hallen geſelliger Freude. — Im Nordoſten erhebt ſich die ernſte Terraſſe des Eichsfeldes, der Forſtberg, während den weſtlichen Theil der Stadt mehre Höhen umſchließen, über denen die bewaldeten Hügelwellen des Hainich's reizend hervorleuchten. Ueber den blüthendurch-

wirkten Sammetteppich des flachen Thales, das die Unſtrut*) mit ihrem Silberbande ſäumt, rieſelt in mäandriſchen Windungen zwiſchen Gärten und üppigen Saatfeldern die Breitſülze und das Popperoder Waſſer, an deren Ufern, von majeſtätiſchen Linden beſchattet, einſame Mühlen ihre monotonen Weiſen klappern. Wo aber die ſogenannten Eichelgärten, von dunkelm Erlenlaube umflüſtert, nach dem Hainichswalde ſtreifen, ſieh', da winkt unter ſchattigem Lindendach Mühlhauſens Sansouci, die Popperoder Quelle, von der feierlichen Prozeſſion der Mühlhäuſer Schuljugend alljährlich begrüßt („Brunnenfeſt"), während ſich unabſehbare Schaaren fröhlicher Gäſte „vor dem weißen Hauſe" gütlich thun, wo Bier und Kaffee und, ſtatt der verzuckerten Confituren der Salonsconverſation, der ehrliche, hausbackene, aber leicht verdauliche Bürgerwitz eine gar wichtige Rolle ſpielt.

Die ehrwürdige Stadt, die ſich, wie in bewußtloſer Sehnſucht, nach Morgen hin ausſtreckt, ruht in der Umarmung reizender Gärten. Ein friſcher Kranz von Linden ſchmückt den hohen Wall, der die Stadtmauer umzieht; und die grauen Schutz- und Wartthürme, die dem Zahne der Zeit und den Stürmen der Feinde getrotzt, ſie ſchauen uns wie Greiſe, die ſich ſelber überlebt, gar melancholiſch an. Ueber die hohen Ziegeldächer aber ragen andere, ſtattliche Thürme und die in ſtolzer Majeſtät emporſtrebenden Maſſen der „Oberkirche" (Beatae Mariae Virginis) und rechtfertigen Pappenheims Urtheil, der im Herbſte 1632, von dem reizenden Bilde der Stadt zur Milde gegen die dortigen Bürger geſtimmt, wie unwillkührlich ausrief: „Nie bin ich noch in Mühlhauſen geweſen, aber die Thürme der vielen darinnen befindlichen Kirchen verrathen eine feine und anſehnliche Stadt, die ich nicht vertilgen kann und mag."

Gewöhnlich ſcheidet man Mühlhauſen, — abgeſehen von ſeinen 5 Vorſtädten, in die Ober- und Unterſtadt, während ſie ſchon das zwölfte Jahrhundert in die alte und neue ſchied (Gallettis thüring. Geſch. II., 328). Die Unterſtadt iſt wohl ſchon darum jene „alte", weil ſie mit dem Schmuck der meiſten öffentlichen Gebäude prangt. Die engen Straßen ſind durch offene Kanäle bewäſſert, die der Oberſtadt durch die Breitſülze, die der Unterſtadt durch die Schwemmotte, die vor ihrem Einfluß in die Stadt „das Popperoder Waſſer" heißt, und in die Unſtrut mündet.

Es war zur Pfingſtzeit des Jahres 1292, — ſo erzählt uns die Sage, deren Poeſie wir aus der Proſa des modernen Volkslebens zu retten verſuchen, — als der Rath der freien Reichsſtadt Mühlhauſen veröffentlichen ließ, daß, wer vermöge, irgend eine Quelle in die Oberſtadt zu leiten, die aus Waſſermangel nicht ſelten ein Raub

---

*) Die Unſtrut entſpringt auf dem Eichsfelde beim Dorfe Käferhauſen, theilt ſich vor der Stadt Mühlhauſen in zwei Arme, die nah hinter der Georgenvorſtadt wieder zuſammenſtrömen, und verfolgt ſodann düſtern und unheimlichen Anſehens ihren Lauf über die Dörfer Görmar, Altengottern u. ſ. f.

der Flammen geworden, reichlichen Lohns gewärtig und, falls ein ſchweres Verbrechen an ihm hafte, ſich ſeines Leibes und Lebens verſichert halten dürfe.

Es ſaß aber zu derſelbigen Zeit auf dem Rabenthürme, welcher jetzt der Adlerthurm genennet wird, ein Mönch aus dem eichsfeldiſchen Kloſter Reifenſtein, wegen Brandſtiftung und Schändung einer patriciſchen Jungfrau auf Leben und Tod. In den Tagen ſeiner Freiheit hatte er öfter, wenn er in Angelegenheiten ſeines Ordens nach Pfaffenrode und St. Daniel gepilgert, zwiſchen einem Gehügel eine ſprudelnde Quelle gewahrt. Als nun der Aufruf des Stadtrathes auch in die Einſamkeit ſeines Kerkers drang, da gedachte er des Gewäſſers, das ihn ſo manchmal geletzt, und fühlte ſich mehr denn je von einer unwiderſtehlichen Sehnſucht getrieben, den klaren Born zu bewegen, daß er ihm ein Bethesda der Freiheit werde. Aber die Quelle ſprudelte in einem tiefen Grunde, und eine lange Hügelkette lagerte ſich zwiſchen ihr und der Stadt. Und der Mönch ſann — und ſann —; denn vor ſeiner Seele ſtand lockend die goldblitzende Freiheit und die fetten Kloſterſchüſſeln winkten gleich den Fleiſchtöpfen Aegyptens; aber daneben grinſ'te die Unmöglichkeit des Unternehmens, Hand in Hand mit dem Scharfrichter, hohnlachend ihn an.

So wälzte er ſich denn einſt vor grübelnder Ungeduld auf ſeinem Strohlager, und harrte ſchlaflos des dämmernden Morgens; da erbebte der Rabenthurm in ſeiner Grundveſte und ein ſchwefelfarbener Blitz durchzuckte den Kerker und — Beelzebub in ſeiner hölliſchen Majeſtät ſtand vor dem zitternden Kloſterbruder, der ſich mit dem Talisman des heiligen Kreuzes wappnete, und aus ſchwer athmender Bruſt ein Ave Maria ſtöhnte. Indeſſen ermannte ſich ſein zagender Muth, als Meiſter Urian, in Grund des Herzens ihm nicht fremd, die zögernde Quelle in die Oberſtadt zu leiten verſprach, ſo bald der Mönch ihm ſeine Seele opfere. Und nach flüchtigem Bedenken unterſchrieb derſelbe mit einigen Tropfen ſeines Blutes den vorgelegten Contract.

Aber der Höllenfürſt, als er unter dem Geheul des Sturmes durch das enge Gitterfenſter entſchwand, ließ ſeinem Opfer eine große Pergamentrolle zurück. Und als der Mönch beim erſten Gruß des dämmernden Tages das verhängnißvolle Blatt entfaltet hatte: o, wie ſtaunte er, vom freudigen Schrecken durchzittert, als er in dem Pergament den Weg verzeichnet fand, auf welchem jene Quelle ohne große Schwierigkeiten über Hügel und durch Schluchten in die Oberſtadt zu leiten ſei.

Sogleich eröffnete der ſchlaue Mönch dem hochedeln Rathe ſein Begehr. Die heiß erſehnte Freiheit, wenn das projectirte Stück gelingen ſollte, ward ihm zugeſichert und eine Schaar rüſtiger Arbeiter ihm zu Gebote geſtellt. Und ſieh', bald ſtrömte das Kryſtall der Breitſülzenquelle durch das ihr bereitete Bett, bald fruchtreiche Hügel, bald blüthenduftende Gärten, bald grüne Thäler bewäſſernd, luſtig dahin; und die Aufgabe war gelöſ't, und bis auf dieſen Tag verſorgt der klare Born, der in einer kaum halbſtündigen Entfernung dem Schooße der Erde entquillt, auf einem faſt drei Stunden langen Weg die Ober-

ſtadt mit reichlichem Gewäſſer. Aber der Mönch, nachdem er ſein Verſprechen erfüllt, war verſchwunden, und nicht einmal der Blick der Dankbarkeit hat ſeine Spur zu finden gewußt.

Unter Mühlhauſens öffentlichen Plätzen iſt vor allen der geräumige **Obermarkt** bemerkenswerth. Von den ſchönſten Gebäuden umſchloſſen, läuft er in eine der frequenteſten Straßen der Stadt, den Steinweg, aus. Auf der Weſtſeite des viereckigen Platzes prangt die ſtattliche Frauenkirche, gewöhnlich die oberſtädtiſche oder **Obermarktskirche** genannt, mit ihren durch Ebenmaß und Großartigkeit imponirenden Maſſen auf einer mit Linden umkränzten Terraſſe, dem ehemaligen Gottesacker, auf welchem zur Zeit der freireichsſtädtiſchen Verfaſſung der neu erwählte Rath den Pflichteid abzuleiſten hatte.

Die Obermarktskirche, im einfachen, edlen Geſchmack erbaut, trägt in ihren Formen den Charakter des zwölften Jahrhunderts. Das Hauptportal auf der Mittagsſeite, zu welcher man auf einer ſtufenreichen Treppe emporſteigt, zeugt unverkennbar von der Vermiſchung des gothiſchen und byzantiniſchen Bauſtyls. Die verwaiſten Piedeſtale zu beiden Seiten der Treppe klagen die fanatiſchen Münzer'ſchen Horden des gräulichſten Vandalismus an. Die von einer Gallerie über dem Portale ernſt herabſchauenden vier Statuen ſollen die geheiligte Perſon des Kaiſers mit Krone und Fürſtenmantel, von ſeinen drei vornehmſten Räthen umſtanden, vor des Volkes Blicke ſtellen, um dadurch dem abzulegenden Dienſteid des neuen Rathes eine erhöhete Eindrucksfähigkeit zu ſichern. Eine zweite Gallerie oberhalb dieſer Gruppen trägt die jungfräuliche Mutter mit dem Chriſtuskinde, umringt von den morgenländiſchen Waiſen; und auf einer dritten Gallerie thront inmitten vieler Geſtalten, in deren Geſichtszügen ſich der Ausdruck der Freude oder des Entſetzens malt, der Gottesſohn als Weltenrichter. — Die Kirche iſt mit drei ſtattlichen Thürmen geziert, von denen noch jetzt der mittelſte und höchſte mit Kupfer gedeckt und gekuppelt iſt; die beiden andern, bis zur Spitze von Stein erbaut, tragen das Gepräge einer Zeit, die unbeſtreitbar gegen 150 Jahre der Erbauung der Kirche vorangeht. Der eine dieſer Thürme wurde 1720 vom Blitze zerſchmettert und, obwohl in ſpätern Jahren wieder aufgebaut, doch wegen ſeiner ſchlechten und Gefahr drohenden Structur zur Hälfte wieder abgenommen und mit einem Schieferdache bedeckt. Der zweite, welcher über ſeiner Pforte die Jahreszahl 1013 trägt, beurkundet, daß an der Stelle der Liebfrauenkirche ehemals eine Kapelle, vielleicht aus den Zeiten des Bonifacius, geſtanden. — Der innere Raum des majeſtätiſchen Gotteshauſes, welcher 113 Ellen in der Länge und 32 Ellen in der Breite mißt, zeichnet ſich durch Licht und Räumlichkeit und ſchöne Form vor allen Kirchen Thüringens vortheilhaft aus. Das Gewölbe wird von 24 maſſiven, in 4 Reihen ſymmetriſch geordneten Pfeilern getragen, und die akuſtiſche Structur des Tempels iſt ſo meiſterhaft, daß kaum ein anderes Gotteshaus zu großen kirchlichen Concerten paſſendere Räume bietet.

Der Kirche Beatae Mariae Virginis gegenüber erblicken wir das Caſino, früher die „Brodläube" genannt, ein großes dem öffentlichen Vergnügen und der Feier ſtädtiſcher Feſtlichkeiten gewidmetes Gebäude, das durch ſeine zwar einfache, aber geſchmackvolle Form dem freundlichen Obermarkte zum beſondern Schmuck gereicht.

In der Unterſtadt, und zwar auf dem ſogenannten Untermarkte, feſſelt die Kirche St. Blaſii den Blick des Wanderers. Ein Meiſterſtück gothiſcher Baukunſt, ſteht ſie der Liebfrauenkirche an Erhabenheit und Größe nur um Weniges nach und übertrifft ſie an Alter, ſo daß einzelne Chroniſten ihre Erbauung dem fränkiſchen Könige Dagobert (c. 506) vindiciren. Andere dagegen behaupten, daß ſie (970) vom Kaiſer Otto I. begründet und zu einer Domkirche eingerichtet worden ſei. Während aber dieſe Behauptungen in das Gebiet der Sage ſtreifen, ſo ſteht es als hiſtoriſche Thatſache feſt, daß die Untermarktskirche von Friedrich II. im Jahre 1227 dem deutſchen Johanniter-Orden, der ſich ein Vierteljahrhundert zuvor in Mühlhauſen angeſiedelt hatte, feierlich anheimgegeben wurde. Die zwei ſteinernen Thürme, welche auf der Weſtſeite der Kirche gen Himmel ragen, formiren ſechsſeitige Pyramiden, die ſich aus einem herrlich gearbeiteten Kranze erheben, und deren Kanten mit hiſtoriſchen Zierrathen reichlich geſchmückt ſind. In beiden Thürmen, ſo wie im Chore zu beiden Seiten des Altars iſt ein Biſchofsſitz abconterfeit, der für die Behauptung ſpricht, daß die Kirche ſogleich bei ihrer Gründung zu dem Range eines Domes beſtimmt worden ſei. Das Innere derſelben zeigt jene erhabene Einfachheit, die das frommgläubige Herz mit den Schauern der Ehrfurcht erfüllt. Im Chore ſchlummern, von Epitaphien in den verſchiedenartigſten Formen bedeckt, die Gebeine der deutſchen Ritter, und in ihrer Mitte ruht der Biſchof Chriſtian von Samland, Mühlhauſens gefeierter Wohlthäter und einer der edelſten Männer ſeiner Zeit.

Nur durch eine Häuſerreihe vom Untermarkte getrennt, grüßt uns gen Süden der Kornmarkt, der, auf drei Seiten von neuen, meiſt geſchmackvollen Gebäuden umringt und gegen Mittag von der Kreuz- oder Barfüßerkirche begrenzt, einen gar freundlichen Anblick gewährt.

Wandeln wir aber nun durch die einzelnen Straßen der Stadt, ſo verſöhnt uns deren Sauberkeit mit ihrem hin und wieder düſtern Antlitz. Indeſſen tritt, von Jahr zu Jahr ſichtlicher, auch in der äußern Ausſtattung der Wohnungen ein äſthetiſcher Sinn zu Tage, der ſich neuerdings durch Abtragung der finſtern Thore und durch geſchmackvolle Anlagen auf den Wällen genugſam bekundet. Dieſes wohlthuende Schönheitsgefühl hat ſein freundliches Gewand auch über die Gräber gebreitet. Denn der ſinnig angelegte Friedhof vor dem Neupforten-Thore, der Freimaurer-Loge gegenüber, gleicht mit ſeinem eleganten Leichenhauſe mehr einem lieblichen Blumengarten, als dem Ruhebett verweſender Gebeine.

Blicken wir aber von der äußern Phyſiognomie der Stadt in deren inneres Leben und Treiben, ſo grüßet uns faſt durchweg eine

ſolide Wohlhabenheit, die ſich, mit ſchlichter Redlichkeit gepaart, nicht ſelten bis zum Reichthum ſteigert. Mühlhauſens Bewohner — und es zählt die gewerbfleißige Stadt in etwa 1700 Häuſern 11—12,000 Seelen — nähren ſich theils vom Feldbau (die Fluren ſind fruchtbar und trefflich cultivirt) und Handel (insbeſondere mit den Erzeugniſſen dieſes Feldbaues: Korn, Waid, Anis, Saflor und dergl.), theils von Fabriken (namentlich in Wolle und Leder) und Gewerben (Gerbereien, Färbereien, Leimſiedereien u. a. m.). Und überall — du magſt ihn beobachten im häuslichen oder öffentlichen Leben, im geſelligen oder geſchäftlichen Verkehr — charakteriſirt ſich der wahre Mühlhäuſer durch ſeine tiefe, ungeheuchelte Frömmigkeit, die, von den Vorfahren ererbt, auch der jüngſten Generation nicht obſolet geworden; durch ſeine vielbelobte Biederkeit des Herzens, die den Makel der Derbheit mit ihrem milden Lichte überſtrahlt; durch ſeine freundliche Liberalität, neben der jedoch der alte unverwüſtliche Reichsbürgerſtolz recht wohl beſtehen mag; durch ſeine menſchlich-chriſtliche Geſinnung gegen Arme und Nothleidende, die ſich in der Gründung und Erhaltung von Hospitälern, Armen- und Waiſenhäuſern ſo erfreulich ausſpricht; durch ſeine harmloſe Fröhlichkeit, die aber bald, wie allerwärts, ihre Ufer überfluthet und zum Strome der Genußſucht anſchwillt. Und ſo findeſt du den Mühlhäuſer unter Tauſenden heraus, denn ſein Charakter iſt ein offenes Buch, mit goldenen Lettern gedruckt.

Auch hat die Wiege manches reichen Geiſtes, der die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllte, in der trauten Stadt geſtanden. Wir wollen aus der großen Schaar nur Einzelne nennen, und zwar: 1) den lieblichen Sänger geiſtlicher Lieder Ludwig Helmbold, der, wo ſeine Wiege geſtanden, auch ſein Grab gefunden († 1598 als Superint. zu Mühlh.); 2) den frommen Dichter und Componiſten Georg Neumark († 1681 zu Weimar), der noch heute durch ſein herrliches Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.", manches gebeugte Herz mit ſüßem Troſte erfüllt; 3) den ſinnigen Joh. Rudolph Ahle (Bürgermeiſter zu Mühlhauſen im 17. Jahrhundert), Componiſt der ſeelenvollſten Kirchenmelodien, deren Krone: „Seele was iſt Schön'res wohl ꝛc."; 4) ſeinen Kunſt- und Geiſtesverwandten, Dr. Beutler, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſtarb; 5) den gelehrten Gottfried Chriſtian Beireiß († 1819 zu Helmſtädt), der in die tiefen Schachte der Natur hinabgeſtiegen war und reiche Schätze erbeutet hatte, aber von dem Vorwurfe der Charlatanerie ſich nicht frei zu halten wußte; 6) den edlen Herrm. Chriſtoph Gottfried Demme († 1822 zu Altenburg), der als Menſch und Liederdichter Lehre und Leben zur ſchönſten Harmonie vereinigt; 7) den größten Naturforſcher unſerer Zeit, Tileſius von Tilonau (geb. 1769), der mit Kruſenſtern die Welt umſegelt u. a. m.

Würde uns aber wohl das ſchöne Geſchlecht verzeihen, wenn wir ſeiner nicht gedenken wollten? Stehen doch die lieblichen Bilder vieler Mühlhäuſer Frauen und Mädchen vor dem Spiegel unſerer Phantaſie; und wenn auch nicht gerade die Grazien ihren Schleier über ſie gebreitet, und wenn auch die Lebensfriſche des Thüringer

Waldes ſchönerer Formen ſich rühmt: ſo lächeln doch die Augen der Mühlhäuſerinnen ſo mild und hold, ſo ſchlagen doch ihre Herzen ſo warm und treu, daß ſie des Lebens höchſtes Glück in ihren Zauberkreis zu bannen wiſſen.

Das Zungenidiom des Mühlhäuſer Bürgers ſteht den nachbarlichen Dialecten ſchroff entgegen. Die Sprache iſt breit, rauh und eckig, und das dunkle a und das gutturirte g und ch ſpielen darin eine ſo unleidliche Rolle, daß ein fremdes Ohr, wenn es namentlich an die klangreiche Zunge norddeutſcher Landſtriche gewöhnt iſt, unangenehm ſich berührt fühlt.

Nachdem wir alſo mit flüchtigen Blicken die Eigenthümlichkeiten des modernen Mühlhauſens gemuſtert, ſo lüften wir den Vorhang der Vergangenheit und treten in die Hallen der Geſchichte. Aber bei den erſten Schritten zeigen uns auch dieſe Hallen nur leere Wände, etwa hie und da vom lockeren Sagengewebe umhangen.

Mühlhauſen (Melinhuſen, Malhuſium, Mulhuſa), die alte freie Reichsſtadt, in dem Watergau gelegen, — wann ſie erbaut? wer ſie erbaut? — wir wiſſen es nicht. Denn daß ein fabelhafter König Mula ſchon im J. 333 vor Chriſti Geburt den Grundſtein Mühlhauſens gelegt und ihr ſeinen Namen gegeben, iſt eine luftige Sage, die jeder geſchichtlichen Baſis ermangelt. Blicken wir dagegen auf das Wappen, das die Stadt in ihrer Glanzperiode trug — den Reichsadler, der in jedem ſeiner ausgebreiteten Fittige ein Mühleiſen oder eine Mühlhaue führte — ſo drängt ſich uns die Vermuthung auf, das erſte Gebäude, welches in dieſer Gegend ſeinen Giebel erhob, ſei eine Mühle geweſen, und habe den Häuſern, die ſich im Laufe der Jahrhunderte an ſie angereiht, ihren Namen vererbt. Den Chroniſten Stella und Agricola zu Folge, die ſich jedoch nicht ſcheuen, jezuweilen aus dem Gleiſe der Geſchichte zu weichen, iſt Mühlhauſen bis zum J. 515 nach Chriſti ein offener Marktflecken geweſen, Mühldorf genannt, und von dem thüring. Könige Hermannfried zur Stadt erhoben worden. — Andere erzählen anders: Thüringens Apoſtel, Bonifacius, deſſen Name faſt an jeder Stadt und jedem Hügel haftet, habe auf dem Gehülfensberge (3 Stunden von Mühlhauſen entfernt) ein Kirchlein erbaut. Und eine ſegensreiche Wunderkraft hatte in der ſchlichten Kapelle Wohnung gemacht, daß jeder Preßhafte, welcher die heilige Schwelle überſchritt, geneſen von dannen zog. Da ſtrömten von nah und fern bußfertige Schaaren und in endloſen Zügen Arme, Lahme, Krüppel und Blinde herbei, daß die nahen Dörfer ihre Menge nicht zu faſſen wußten. Und der menſchenfreundliche Apoſtel, um den Wallern ein Obdach zu ſichern, vermochte Karl den Großen um das Jahr 770, den Flecken Mühlhauſen mit der Stadtgerechtigkeit und andern Privilegien und Freiheiten huldreichſt zu begaben. *)

---

*) Im J. 775 ſchenkte Karl der Große Mühlhauſens Zehnten dem Kloſter zu Hersfeld.

Lüften wir jedoch den Schleier einer ſpätern Zeit, in welcher Mühlhauſen aus den Nebelarmen der Geſchichte zweifellos als Stadt hervortritt, ſo erblicken wir die ſtreitbaren Bürger (933) fechtend auf Jechaburgs Höhen, wie ſie ihr freies Schwert unter dem ſieghaften Paniere Heinrichs des Vogelſtellers für die Ruhe des deutſchen Vaterlandes tapfer ſchwingen. In dieſer Rieſenſchlacht erwarben ſich Mühlhauſens Streiter Heinrichs Liebe und Achtung in einem ſo hohen Grade, daß er nicht nur die Freiheiten der Stadt beſtätigte und erweiterte, ſondern auch in ihrem Schooße ſeine Winterquartiere aufſchlug. Und in dem folgenden Jahre (934) verſammelte er daſelbſt die ihm befreundeten Fürſten und vereinigte ſich mit ihnen zu dem ehrenwerthen Entſchluß, ihren ungariſchen Drängern jenen ſchimpflichen Tribut, der lange wie ein giftiger Wurm an Deutſchlands Ehre genagt, von Stund an zu verweigern. Und den feindlichen Geſandten, die der jährlichen Abgabe harrten, ward ein räudiger Schafhund ausgeliefert, mit dem kühnen Bedeuten: „Wolle ihr König einen andern Tribut, ſo möge er ihn holen!" Aber die Hunnen, von Rachſucht und Raubgier entflammt, überflutheten bald darauf das deutſche Reich mit neuem Grimm und mit neuen Schrecken, und durchzogen deſſen fruchtbare Gauen wie verheerende Heuſchreckenſchwärme. Thüringens Genius löſchte weinend die Fackel und floh ſchaudernd von dannen. Aber noch in demſelben Jahre (934) ereilte die Nemeſis die entmenſchten Verbrecher, und 40,000 Hunnen fielen bei Merſeburg unter Heinrichs rächendem Schwerte. Auch Mühlhauſens Mannen ſtritten auf dem blutigen Felde für Deutſchlands Ehre und Freiheit mit ſo tapferm Muthe, daß der Kaiſer ihre Stadt mit beſonderem Wohlwollen umfaßte, mit ſeinem glänzenden Hoflager ſich gar oft in ihrer Mitte gefiel, und manche reiche Blüthe aus dem Kranze ſeiner Huld auf ihre Bürger ſtreute. Ja, noch auf dem Sterbebette empfahl er ſeinem Sohne Otto die getreue Stadt, und Otto blieb ihr hold und gnädig, wie ſein Vater es geweſen; und nicht blos das Wort, das er dem Sterbenden gegeben, auch das eigne Herz war dieſer Gnade Quell und Stütze.

Aber auch die ſpätern Herrſcher ſah die freie Reichsſtadt oft in ihren Mauern. Konrad III., erſter deutſcher König aus dem Hauſe der Hohenſtaufen, ſchloß mit ſeinem Gegenkaiſer Lothar II. (im J. 1135) zu Mühlhauſen ein verſöhnendes Bündniß, und Philipp von Schwaben ließ ſich, nachdem er ſich mit ſeinem Gegner Berthold von Zähringen abgefunden, durch feierlichen Beſchluß des Reichstages, den er (1198) daſelbſt zuſammenberufen, zum deutſchen Kaiſer wählen.

Aber die Tage des Glücks und des Glanzes wurden gar bald von finſteren Wolken getrübt. Der geächtete Sachſenherzog Heinrich der Löwe hatte ſeine Feinde aufs Haupt geſchlagen. Die Flüchtigen, von Heinrichs Truppen verfolgt, hatten in Mühlhauſen Schutz und Obdach gefunden. Da eroberte (1181) der zornentbrannte Herzog nach ernſter Belagerung*) die arme Stadt, gab ſie den Flammen

*) Aus dieſer Blagerung ergibt ſich, daß Mühlhauſen ſchon damals hinter Wall und Mauern ſich geborgen. Und wenn man in der Kirche zu Hammelsburg lieſ't:

Preis und verwüſtete ihre Beſitzungen. Und als wäre des Vaters Zorn auf den deutſchen Kaiſer Otto II. vererbt, ſo bemächtigten ſich (im J. 1211) die ihm befreundeten Sachſen und namentlich ſein Günſtling, Truchſes Gunzelin, der Städte Mühlhauſen und Nordhauſen und geſtalteten ſie zu Waffenplätzen gegen den befehdeten Landgrafen Hermann I.

Und als auch dieſe Stürme vorübergegangen, da erfrechten ſich die Grafen von Hohenſtein und Reinſtein, den benachbarten Städten die Viehheerden wegzutreiben, um bei ihren Bankets den leckeren Gäſten wohlfeile Braten zu reichen. Auch Mühlhauſen hatte dieſe Freikäuferei ſchon öfter erduldet, und da endlich die Bürger in verzeihlicher Entrüſtung ein ſolch räuberiſches Handwerk mit dem rechten Namen nannten, da wagten die Grafen, „die Pfahlbürgerſtadt" — wie Mühlhauſen und vielleicht jede Stadt von den hochgebietenden Herren ſpottweiſe getauft ward — mit Krieg zu überziehen. Aber ſiehe! die gerechte Sache triumphirte; denn die Grafen wurden bei Höngeda gefangen genommen, und mußten ſich nach langer Haft bequemen, zur Rettung ihres Leibes und Lebens die Stadtmauern über 8 Fuß erhöhen zu laſſen (1221) *).

Wie aber alle Reichsſtädte das lockende Augenmerk adeliger Buſchklepper waren, welche ihren leeren Säckel gern mit den goldenen Früchten der betriebſamen Bürger füllten: ſo war auch Mühlhauſen den unaufhörlichen Neckereien und Brandſchatzungen freibeuteriſcher Ritter und Knechte Preis gegeben, denen der wachſende Reichthum der Städte wohl ein Dorn im Auge, aber auch eine willkommene Beute war. Und ſelbſt die Fürſten verſchmähten es nicht, die freien Städte nach und nach mit ihren Feſſeln zu umſtricken, und ſie den Grenzen ihrer Beſitzungen einzuverleiben. Und einen ſolchen Anſchlag gedachten denn mehre verbündete Fürſten, und zwar auf dem Wege der Liſt, auch gegen Mühlhauſen auszuführen.

Es war am Sonnabend vor Cantate des Jahres 1249. Noch hüllt der Morgennebel Wald und Flur in ſeinen düſtern Schleier, als der Stadt ein langer Zug von Wagen naht, mit ausgeſpannten Tüchern dicht verhängt. Am Thore angehalten und nach ihrer Ladung und ihrem Ziele befragt, erklären die Fuhrknechte, daß ſie Getreide zu Markte bringen. Man hat ihres Zweckes kein Arg und läßt ſie paſſiren. Und ſo eben wollte der letzte Wagen durch das offene Stadtthor fahren, als ſich eine Kette am Geſchirre loshakt und die Radeſpeichen brechen. Sogleich eilen die Bürger aus ihrem Wachſtübchen

---

„Als man ſchrieb tauſend zweihundert allein,
Ward die Stadt Mühlhauſen ummauert mit Stein
Vom Abt Conrad von Matias genannt,
Der Zeit im Reich gar wohl bekannt." —

ſo bezieht ſich das entweder auf die Aufnahme der Vorſtädte in den Mauerring, oder auf die Reparatur der durch Heinrich den Löwen zerſtörten älteren Stadtmauer.

*) Andere Chroniſten verlegen dieſe Fehde in das Jahr 1343 und nennen die Grafen von Reinſtein und Werningerode.

herbei, um mit dienſtfertigen Händen dem ängſtlichen Knechte beizuſtehn. Da glauben ſie in dem Schooße des Wagens bald ein dumpfes Huſten, bald ein leiſes Flüſtern zu hören. Flugs reißen ſie das Plantuch herab, und ſtatt der vollen Getreideſäcke finden ſie — bewaffnete Söldner, gedungen, ſich des Stadtthors zu bemächtigen und den in der Nähe lauernden Rotten den Eingang zu ſichern. Sogleich läßt die Wache das Fallgitter ſinken und eilt auf das Rathhaus, den heimtückiſchen Ueberfall zu berichten. Bald ertönen von allen Thürmen die Sturmglocken, und aus allen Straßen eilen die Zünfte bewaffnet herbei. Ehe noch die feindlichen Schaaren ſich aus ihren Hüllen wickeln und zur Wehre ſtellen, ſind die Wagen bereits umzingelt und die Kriegsknechte entweder gefangen oder niedergehauen. Nur Wenigen gelingt die Flucht. — Auf dieſe Weiſe entging die freie Stadt einem Schickſale, das unheildrohend ſeine Arme nach ihr ausſtreckte und ſie durch Liſt und Gewalt in die Sphäre der Knechtſchaft hinabdrängen wollte.

An dieſe Begebenheit reiht ſich ein anderes trauriges Ereigniß, welches faſt zwei Jahrhunderte mit dumpfer Schwere auf der Stadt Mühlhauſen laſtete und ſie belehrte, daß die Selbſthülfe, wenn auch durch dringende Noth geboten, vor dem Forum des Geſetzes nicht immer gerechtfertigt erſcheint.

Schon ſeit grauen Jahren ſtand vor der Burgpforte ein Gan-Erben-Schloß (castrum imperiale), als unmittelbares Reichslehn von mehren adeligen Familien bewohnt und in dem Munde des Volks als Hainerburg bekannt, weil die von Hagen daſelbſt ihren Sitz gehabt. Die Burgherren, obwohl nicht geiſtlichen Standes, hielten ſich zu dem Orden der Johanniter, und ließen durch Prieſter und Scholaren ihre Sacra verwalten. Da nun das Caſtell mit der Ringmauer in unmittelbarer Verbindung ſtand, ſo konnte man aus demſelben in die Stadt gelangen, ohne das Thor zu paſſiren. Dadurch aber war die Sicherheit Mühlhauſens gefährdet, denn die Burgbewohner förderten nicht nur bei nächtlicher Weile verdächtige Fremde in die Stadt, ſondern trachteten auch die reizenden Bürgerstöchter zu verführen und erlaubten ſich allerlei Unfug. Der ſorgliche Rath ſuchte durch Beſchwerde vor dem Throne des Kaiſers dieſem Unfug zu ſteuern, und es entwickelte ſich ein Prozeß, der ſich durch zwei Jahrhunderte hindurch wand. Endlich errangen die Bürger den Sieg, und erhielten von Kaiſer Konrad IV. — kurz vor dem großen Interregnum — die Erlaubniß, Stadt und Burg durch eine Zwiſchenmauer zu ſcheiden. Aber die Gan-Erben, entrüſtet über den unerwünſchten Ausgang des Prozeſſes, ſuchten die Stadt auf alle Weiſe zu drangſalen, und fügten durch Hetzen und Jagen in der ſtädtiſchen Feldflur den Bürgern unerträglichen Schaden zu. Und als zur Zeit des Interregnums jeder Willkür die Zügel gelöſ't und kein richterlicher Spruch dem Frevel Grenzen ſetzte, wurden die Burgherren immer anmaßender und frecher, und ſpannten den Bogen am Ende ſo ſtraff, daß — die Sehne ſprang. Denn die Bürger, der unerträglichen

Neckereien müde, überfielen die Burg mit bewaffneter Hand, zerbrachen in grimmer Wuth die drückenden Feſſeln der Zwingherrſchaft und gönnten ihrem Rachezorn erſt auf den Trümmern dieſer Herrſchaft Raſt und Ruhe. Als jedoch nach vielen Jahren mit dem ritterlichen Rudolph von Habsburg der Geiſt der Ordnung und des Rechtes in Deutſchlands zerrüttete Gauen zurückkehrte, ſiehe, da trugen die vertriebenen Burgherren ihre Klagen vor den richterlichen Thron des Kaiſers, und der ſtrenge und gerechte Rudolph, um der Welt zu zeigen, wie er jede Eigenmächtigkeit zu ſtrafen und die Zügel ſeines Regiments mit kräftiger Hand zu führen wiſſe, ſprach im Jahre 1274, als er kaum den allgemeinen Landfrieden verkündet, über die Stadt Mühlhauſen das ſchreckliche Wort der Reichsacht, aus deren ſchmachvollen und drückenden Feſſeln ſie ſich erſt durch ſchwere Opfer und durch die Fürſprache des Biſchofs von Samland zu löſen vermochte. Später aber beſtätigte Rudolph voll kaiſerlicher Huld ihre alten Freiheiten und Gerechtſame, verpachtete die ihm zufälligen Abgaben an den Stadtrath, ſprach die Bürger von der Pflicht, ſich vor dem Landgerichte zu ſtellen, ledig und verordnete, daß die den Bürgern gehörigen Güter nur an Mitbürger veräußert werden durften (Grashof. commen. de Mulhusa, p. 197).

Poetiſcher jedoch, als dieſe chroniſtiſche Ueberlieferung, ſchmückt die Sage, wenn auch mit dunkeln Trauerblumen, die Zerſtörung der Hainerburg aus.

Im 13. Jahrhundert lebte zu Mühlhauſen ein wackerer Schloſſermeiſter, Namens Adam, der ein wohlangeſehener Bürgersmann und Rathsherr war. Er hatte ſieben kräftige Söhne und eine Tochter, Hildegard geheißen, dergleichen war nicht zu finden in allen Gauen umher, ſo lieblich blühte die achtzehnjährige Maid durch Schönheit und Tugend. Des Vaters Stolz und Freude ruhte im Beſitze dieſer Kinder, und bei allen Bekümmerniſſen der böſen Zeit erheiterte ſich ſeine düſtere Stirne, wenn man vor ihm rühmte: „Ei, Herr Rathsherr, welch ein Glück, ſolch einen reichen Schatz an wackern Kindern zu beſitzen!“ Aber das Glück des hablichen Schloſſermeiſters ward gar bald geſtört. Ein auf der Hainerburg ſeßhafter Ritter aus dem Geſchlechte derer ab Indagine (von Hagen) entbrannte in unkeuſcher Minne für Hildegard, des biedern Adam wunderholde Tochter. Aber ſeine Nachſtellungen führten ihn nicht zum erſehnten Ziel. Da fügte ſichs, daß bei dem Schrecken einer Feuersbrunſt die Maid allein daheim geblieben war. Der buhleriſche Ritter ahnte es und drang mit ſeinen Spießgeſellen in das wehrloſe Haus und ſchleppte die Ohnmächtige in den Gewahrſam ſeiner Burg, wo er mit frecher Hand den jungfräulichen Kranz zerriß und die zarte Lilie knickte. Namenloſe Wuth ergriff die Bürger bei der Kunde dieſes Frevels, und es ward von Rath und Bürgerſchaft ſofort beſchloſſen, die verhaßte Burg in nächſter Woche zu zerſtören. Aber der in ſeinen heiligſten Gefühlen tief verletzte Vater, von grenzenloſer Rache geſpornt, hatte es anders im Sinn. Schon in der nächſten Nacht waren die Ritter zu einer neuen Schandthat ausgezogen.

Da kniete Adam mit ſeinen Söhnen in der Kirche Mariae Virginis vor dem in hellem Kerzenlichte ſtrahlenden Muttergottesbilde, und erflehte unter heißen Thränen den Beiſtand der Himmelskönigin zu ſeinem kühnen Werk der Rache. Und es war, als ob die heilige Jungfrau ihm gewährend lächle; und kaum überflogen die mitternächtigen Schatten des Mondes bleiches Antlitz, als die wenigen auf der Burg zurückgebliebenen Reiſigen im Taumel des Schlafes von den nervigen Schloſſerhänden überwältigt waren und im Burgverließe ſeufzten. Und aufs Neue flehten die Rächer um des Himmels Schutz und Hülfe. Da ſchwebte ſie ſelbſt, die Hochgebenedeite, in ſtrahlender Glorie herab auf die Zinnen der Burg, und rüſtete die betenden Streiter mit übermenſchlicher Kraft. Und nun ſtürzten unter ihren Händen die gewaltigen Mauern krachend zuſammen; nun rollten die rieſigen Thürme donnernd in den Burggraben hinab; nun bebte die Erde unter dem Praſſeln der Steinblöcke und des Gebälkes: — und als der Morgen graute, ſieh', da war die ſtattliche Hainerburg in den Staub geſunken, und auf den wüſten Trümmern kniete Adam mit ſeinen Söhnen, und dankte der Himmelskönigin für den glorreichen Sieg. Unendlicher Jubel tönte durch das Volk, als es die gebrochene Veſte ſah, und Alle prieſen ihren Retter und — die wunderbare Hülfe in der Zeit der Noth. Hildegard aber, die arme geſchändete Hildegard, vertrauerte ihre wenigen Tage hinter den Mauern des Brückenkloſters, während die Sage ihren Namen von Mund zu Mund vererbt, ſo daß noch jetzt Mühlhauſens Mägdelein bei den fröhlichen Kirchweihtänzen die ſeltſame Geſchichte in gar manchem Liede feiern.

Kaum aber hatte ſich die bedrängte Stadt der Feſſeln ihrer Zwingherren und der Schmach der Reichsacht entledigt, als Mühlhauſens Bürger ſich abermals gezwungen ſahen, die Waffen zu ergreifen. Adolph von Naſſau, der ſich die Huldigung der thüringiſchen Erbländer, die er von Albrecht dem Unartigen gefeilſcht, erzwingen wollte, durchzog mit ſeinen zügelloſen Horden das arme Thüringen, und ſchrieb ſeinen Namen mit blutigen Zügen in das Buch der Geſchichte. Im Kloſter zu Raspenburg ſchändeten ſeine entmenſchlichten Söldner alle Nonnen, deren Alter noch nicht jede Blüthenſpur von ihren Wangen geſtreift hatte; in Gangloffſömmern entkleideten ſie eine greiſe Frau mit ſchamloſer Hand, beſtrichen ihren Körper über und über mit Theer, wälzten ſie in den Flaumfedern zerriſſener Betten und ſchleppten nun das jammernde Opfer ihres teufliſchen Muthwillens, mit einem Stricke um den Hals, unter Hohngelächter und Mißhandlungen durch das Lager. Der Kaiſer aber lächelte über die Gräuel ſeines Heeres, und als der Graf von Hohenſtein es wagte, ihm desfallſige Vorſtellungen zu thun, da zürnte er dem Kühnen zu: „Ich kann meine Soldaten nicht im Schubſacke führen!“ Und mit dieſen Rotten zog denn Adolph nach Mühlhauſen. Willig öffnete die Stadt dem Kaiſer die Thore. Kaum aber waren die entzügelten Schaaren eingerückt, als ſie auch hier, von Sinnlichkeit und Raubgier geſtachelt, Ausſchweifungen auf Ausſchweifungen

Frevelthaten auf Frevelthaten häuften. Von allen Seiten drangen bittere Klagen zu des Kaiſers Ohr. Dieſer aber, um die rohen Kriegsknechte durch maßloſe Nachſicht mit immer ſtärkeren Banden an ſich und ſein Intereſſe zu feſſeln, blieb den flehenden Stimmen der hart bedrängten Bürger taub. Da faßten ſie abermals (1294) in ihrer Verzweiflung die rettende Hand der Selbſthülfe, und abermals riefen die Sturmglocken die wehrhaften Bürger zuſammen, und bald erſchallte in allen Straßen das Wuthgeheul der Angreifenden, der laute Jammer der Verwundeten, das leiſe Stöhnen der Sterbenden. Am heißeſten und blutigſten tobte der Kampf auf dem Obermarkte, aber überall blieben die Mühlhäuſer Sieger. Das kaiſerliche Heer, nachdem ihm die uralte Lehre: „daß des Bürgers Arm rieſenſtark wird, wenn er für den eigenen Heerd und zum Schutze der Seinen die Waffen ſchwingt", mit blutigen Zügen aufs Haupt geſchrieben, floh in wilder Verwirrung; kaum entging der Kaiſer ſelbſt, in unkenntliche Gewänder gehüllt, der Rache der wüthenden Bürger. Das Thor, durch welches Adolph ſich mit ſeinem flüchtigen Heere gerettet, ſtand am alten Blobach, wurde aber bald darauf zugemauert und durch ein anderes, das Schaffenthor (Schafthor?) erſetzt.

Die Kriegsfackel war aber noch immer nicht ausgelöſcht. Mühlhauſen, nachdem es im Bunde mit Erfurt und Nordhauſen (1303) gegen den Burggrafen von Kirchberg gezogen und deſſen Schlöſſer Greifberg, Windberg, Kirchberg und Lehſten erobert hatte, knüpfte das Band, welches die Schweſterſtädte zum Schutz und Trutz um ſich geſchlungen, immer feſter. Und als die Vögte des länderſüchtigen Kaiſers Albrecht von Habsburg den trotzigen Eiſenachern gegen ihren Landgrafen Friedrich mit der gebiſſenen Wange zu Hülfe zogen, da ſchloſſen ſich die Bürger von Erfurt, Nordhauſen und Mühlhauſen dem Zuge an (1306), weil ſie behaupteten, der Landgraf kränke ſie in ihren Ehren, Freiheiten und Rechten, indem er von jeder Mark ihres Vermögens 1 Loth Bete fordere und ihnen verbiete, die Frechheit adeliger Räuber zu züchtigen, und belagerten unter dem königlichen Anführer Wilnau die Wartburg. Nachdem aber in der blutigen Schlacht bei Lucca Friedrich I. ſeine Feinde gezüchtigt, richtete er ſeinen Rachezug gen Mühlhauſen und Nordhauſen, und ſtrafte die kriegsluſtigen Städte mit Feuer und Schwert. Und ihre demüthigen Bitten um Gnade und Schonung hörte und gewährte er erſt dann, als ſie ihrem Bündniſſe mit den Erfurtern entſagt und durch Goldes Klang den Zorn des Landgrafen beſchwichtiget hatten.

Und nun freute ſich Mühlhauſen endlich eines ſüßen Friedens, und in dem Schatten dieſer Himmelspalme keimten und blühten alle Zweige der Induſtrie. Und dieſe Blüthen trugen goldene Früchte, alſo daß es die mächtige und weit verbreitete Hanſa nicht unter ihrer Würde hielt, ihr ehrenvolles Band auch um Mühlhauſen zu ſchlingen. Der wichtigſte Erwerbszweig war die Fabrikation gefärbten Tuches, das einen lebhaften Handel, insbeſondere nach Rußland (in manchen Jahren wurden über 10,000 Stück verſendet), reiche Wege bahnte. Als aber die Fabrikherren ſich erdreiſteten, die Tücher unter

der gewöhnlichen Ellenzahl zu weben und ſich doch dieſelben Preiſe zahlen zu laſſen, legte die Hanſa (1425) ihr Voto ein und ſuchte die Würde des ſiebenten Gebotes aufrecht zu erhalten.

Indeſſen welkten die zarten Blüthen des Friedens gar bald. Kaiſer Ludwig der Baier hatte (1320) ſeine Tochter Mechtildis dem mächtigen Markgrafen von Meißen, Friedrich II. verlobt. Aber die Braut war von der Natur gar ſtiefmütterlich ausgeſtattet. Ein Fall aus der Wiege hatte ihr einen Höker aufgebürdet, durch eine bösartige Krankheit war das linke Auge geborſten, und der von ihrem Vater ererbte große Mund vollendete ihre Häßlichkeit. Dieſe mißfällige Ausſteuer der Natur gedachte Ludwig durch eine glänzende Ausſteuer vergeſſen zu machen, indem er ſeinem Eidam mehre Reichsſtädte, unter denen auch Mühlhauſen, zum Heirathsgute überwies. Mühlhauſen aber ſträubte ſich hartnäckig gegen die ungebührlichen Anmaßungen des Reichsoberhauptes und berief ſich auf die Freiheitsbriefe, welche Heinrich der Finkler, Konrad IV. u. a. der getreuen Stadt für geleiſtete Dienſte ertheilt hatten. Dieſes Sträuben gegen eherne Feſſeln wurde aber für ſtrafbare Widerſetzlichkeit erklärt und — die Reichsacht über die unglückliche Stadt abermals ausgeſprochen. Nun welkten, wie von einem Gifthauche berührt, die Blüthen der Gewerbe und des Glücks, nun ſtockte der Verkehr, nun traten alle Räder der Betriebſamkeit aus ihren Fugen; und die arme Stadt ſah ſich gezwungen, ihre goldbeſchwerte Hand dem Kaiſer zur Verſöhnung zu bieten. Erſt als das Opfer von 5000 Mark des feinſten Silbers auf dem Altar ſeines Zornes niedergelegt war, nahm er den harten Spruch zurück. Der unaufhörlichen Hudeleien müde, beſchloß nun endlich die Bürgerſchaft, ſich die völlige Reichsunmittelbarkeit (das Vorrecht, Niemandes Vaſall zu ſein) zu erwerben. Der Antrag fand bei dem Kaiſer, der, um ſeine Streitigkeiten mit den Päpſten auszufechten, eines vollen Säckels bedurfte, gnädiges Gehör, und Mühlhauſen erkaufte in dem Jahre 1337 (Andere: 1332) für 1000 Mark Silbers (etwa 13,000 Thaler) nicht nur das gewichtige Reichsſchuldheißenamt und ſtreifte damit alle Feſſeln einer auswärtigen Gerichtsbarkeit von ſich ab, ſondern auch im folgenden Jahre für denſelben Preis alle übrigen in der Stadt und deren Gebiet dem Kaiſer und Reich zuſtändigen Nutzungen und Gerechtſame.

Nun ſchwebte vielleicht ein Jahrzehend hindurch der Engel des Friedens und des Segens über der vielgeprüften Stadt. Da ſchwang ein finſtrer Geiſt, der Geiſt des Fanatismus, wie er entfeſſelt durch Thüringen wüthete, auch in Mühlhauſen ſeine blutige Geißel; und es ſträubt ſich die Hand, den Vorhang zu lüften, hinter deſſen Falten das ſchauderhafte Drama: „Die Ermordung der Juden", unſern entrüſteten Blicken vorüberzieht.

Unerhörte Landplagen hatten die Herzen mit Angſt und Schrecken erfüllt. Die Peſt, ein unerbittlicher Würgengel, war durch Thüringens Gaue gezogen und hatte die blühendſten Städte entvölkert. Auch Mühlhauſen wußte ſich vor dem ſchrecklichen Gaſte nicht zu bergen, und nicht ſelten fielen an einem Tage 50 bis 60 Menſchen

als Opfer der verheerenden Seuche. Da haftete plötzlich der Blick des Entſetzens an dem armen Volke, das der Fluch des Schickſals in alle Erdwinkel zerſtreut und unverſöhnlicher Verachtung Preis gegeben hatte. Die fanatiſche Geiſtlichkeit ſchürte die Flamme, und mit einem Male dröhnte der laute Weheruf von Mund zu Mund: Die Juden haben aus unerſättlicher Rache gegen die Chriſten die Brunnen vergiftet und dem gierigen Tode Thür und Thor geöffnet! Dies war die Loſung zum allgemeinen Judenmorde. Tauſende ſtarben unter den Händen des ergrimmten Volkes; Tauſende wurden hab- und obdachlos in die Wälder getrieben; Tauſende wurden lebendig verbrannt, erſäuft und auf die gräulichſte Weiſe zu Tode gemartert. In Mühlhauſen begann das empörende Trauerſpiel am Dienſtage nach Invocavit 1349 und gegen 300 Juden fielen als Opfer einer unbegreiflichen Verblendung und eines mißgeleiteten Glaubenseifers. Noch hat ſich ein Brief erhalten. in welchem Landgraf **Friedrich der Ernſthafte** die verblendete Stadt zu dieſem ſchauderhaften Trauerſpiele, gleich wie zu einem feierlichen Gottesgerichte, auffordert, den wir als ein merkwürdiges Actenſtück abergläubiſcher Verirrung unſern Leſern nicht vorenthalten wollen.

„Ihr Rathsmeiſtern und Rath der Stadt Mühlhauſen, wyſſet, daß wir alle unſere Juden haben laſſen bornen, alſe wit unſre Lande ſyn, umme de groſſe Bosheit, dy ſy an der Chryſtenheit han gethan, wan ſy die Chryſtenheit gar wollen tod han, mit Vergift, dy ſy in alle Borne geworfen han, deſſen wir gentlich Vrkund davon han, dat dat war is. Darum rathen wir uh, deß yr uwer Joden laſſet toden, Gotte zu lobe, daß die Chryſtenheit noch nicht geſchwächt von In werde u. ſ. f."

Bald darauf (1354*) züchtigte **Friedrich**, auf Bitten der **Grafen von Hohenſtein**, die Räuber des Schloſſes Erichsberg (Elſterburg?) und die Städte Erfurt, Mühlhauſen und Nordhauſen ſtellten dazu ihre tapferen Mannnen. Indeſſen waren die ſiegreichen Grafen unbequeme Nachbarn, alſo daß die genannten Städte gegen deren Bedrückungen ein Bündniß ſchloſſen, und in der Faſtenzeit des Jahres 1376 gegen ſie zu Felde zogen und mit Sengen und Brennen 14 Tage lang in ihren Dörfern hauſ'ten. Aber die Grafen gewannen den mächtigen Herzog Otto von Braunſchweig zu ihrem Bündner, griffen die Feinde auf ihrem Rückzuge in einem engen Thale, wo ſie ihre Mannſchaft nicht zuſammenziehen konnten, tapfer an und fingen und erſchlugen ſo Viele, daß nur Wenige als Boten des Unglücks ihre Heimath erreichten.

Im Jahre 1384 ſchloß Landgraf **Balthaſar** zur Aufrechthaltung des Landfriedens mit den Städten Erfurt und Mühlhauſen ein Bündniß,

---

*) Andere, z. B. Herzog in ſeiner thüring. Geſch. S. 363, verlegen dieſe Fehde in das Jahr 1346.

2 *

woraus die eigenthümliche Stellung derſelben, den Landgrafen gegenüber, deutlich in die Augen ſpringt. Denn es verſprach derſelbe, zur Zeit der Noth ihnen treulich beizuſtehen und ihre Freiheiten zu ſichern, während ſich die Städte verpflichteten, bei obwaltenden Zwiſtigkeiten den Ausſpruch eines Schiedsrichters anzuerkennen, und keinem der landgräflichen Dienſtleute, die ſich vor dem Zorne ihres Herrn geflüchtet, Schutz zu gewähren.

Aber ungeachtet dieſes Bundes zog doch ſchon im Jahre 1400 eine ſchwere Gewitterwolke über Mühlhauſen herauf und entlud ihre zürnenden Blitze auf die arme Stadt. Es hatten nämlich einige Mönche unter den Linden am Blobache eine Hoſtie gefunden, mit Blutstropfen gezeichnet und mit wunderthätiger Kraft begabt. Zahlloſe Schaaren zogen dahin, ſahen, hörten, ſtaunten und — opferten. Da ward denn, um die reiche Quelle nicht verſiegen zu laſſen, unter den weitäſtigen Linden des Blobachs eiligſt eine kleine Kapelle erbaut und dem heiligen Johannes gewidmet. Siehe, da erſchien am Tage Petri und Pauli ein Proviſor des Biſchofs von Mainz, dem die wunderbare Kunde zu Ohren gekommen, und verſammelte die Beiſaſſen des Rathes und erklärte ihnen, daß die geheimnißvolle Hoſtie ein Werk des Teufels, ihre gläubige Verehrung aber ein gar ſchwerer Frevel gegen die heilige Kirche ſei. Man begab ſich ſofort in die Kapelle und ſiehe! die hellrothen Blutstropfen waren kohlſchwarz geworden. Und alſobald ward die Hoſtie zerbrochen und in die Erde geſcharrt, der wohlfürſichtige Proviſor aber nahm das von milden Händen geſpendete Wachs nebſt dem vorräthigen Opfergelde (gegen 58 Schock Groſchen), befahl die Niederreißung der Kapelle und begab ſich in ſein Kloſter zurück. — Aber damit war die Sache noch nicht abgethan. Denn — ob der Herr Proviſor (er hieß Ludwig von Binfort) eine freundlichere Aufnahme und eine tiefere Devotion in Mühlhauſen erwartet oder ob er den eigenmächtigen Bau der Kapelle und die ohne päpſtliche Genehmigung geſtatteten Wallfahrten zu der Wunderhoſtie in der That für einen ſchweren Frevel hielt: — genug, er verklagte die Stadt vor dem römiſchen Stuhle und — der Bannſtrahl flammte mit allen ſeinen Schrecken auf Mühlhauſen hernieder, und konnte erſt im Jahre 1416 durch demüthiges Flehen und reiche Opfer gelöſcht werden.

So hatte die arme Stadt vieles erduldet, die Schmach des Bannes und der Acht, die Verheerungen der Peſt und des Krieges, Sturm- und Schloßenwetter, Feuer- und Waſſersnoth: da dämmert, ob auch von düſterem Gewittergrauen umflort, der Morgen einer neuen ſchöneren Aera, und auf ihrer Schwelle grüßen uns von einem Strebepfeiler der koloſſalen Marienkirche herab — drei in Stein gehauene Rebhühner.

In jenen Tagen nämlich, als das freie Wort des Auguſtinermönches gleich einem Morgenſtern den nächtigen Himmel durchſtrahlte, ſaßen zu Mühlhauſen vor der gefüllten Weinkanne zwei Prälaten, welche ihren ehrwürdigen Bäuchen ſo eben ein reichliches Trinkopfer brachten.

Und als nun die Zungen gelöſ't, da lenkte ſich das Geſpräch gar bald auf den raſchen Fortgang der Reformation, und die peinliche Frage, ob die neue Lehre bei den rechtgläubigen Geſinnungen des Rathes früher oder ſpäter auch in die Stadt Mühlhauſen einziehen werde, ward mit manchem Pro und Contra hinter den ſchäumenden Bechern verhandelt. Endlich zürnte einer der geiſtlichen Streiter, während ihm in Erwartung der feiſten Vögelein, welche die bereits gedeckte Tafel zieren ſollten, der Mund wäſſerte, gleichſam prophetiſchen Geiſtes: „So wenig die drei Rebhühner, ſo eben in der Küche am Spieße gedreht, davon fliegen, eben ſo wenig wird die ketzeriſche Lehre des Auguſtinermönchs jemals in dieſer guten Stadt mächtig werden.“ Aber ſiehe, kaum war das hochfahrende Wort den Lippen entflohn, als den ſtutzenden Prälaten aus der nahen Küche ein buntes Flattern und Girren, wie von einem aufgeſcheuchten Rebhühnervolke, in die Ohren ſchrillte. Wie von einem paniſchen Schrecken gejagt, eilten die geiſtlichen Zecher von hinnen, denn das Wunder vor ihren Augen hatte ſie nicht blos um ihre papiſtiſche Hoffnung, ſondern auch um ein leckeres Mahl betrogen. Und die Rebhühner ſchwirrten fröhlich davon. Als ſie aber auf einem Strebepfeiler der nahen Marienkirche raſteten, da wurden die drei Herolde des dämmernden Lichtes urplötzlich in Stein verwandelt, und ſitzen noch jetzt, als Träger der Sage, ein ſichtliches Wunder.

Und die Rebhühner ſind zu Propheten geworden. Denn obwohl die feierliche Einführung der Reformation unter allen Städten Thüringens gerade in Mühlhauſen am ſpäteſten erfolgte, weil der papiſtiſche Rath, durch deſſen Organ der glaubenseifrige Herzog Georg von Sachſen (1535) der ſchwankenden Bürgerſchaft 10,000 Gulden bot, wenn ſie in dem Schooße der allein ſelig machenden Kirche verbleiben wolle, mit hartnäckigem Wahn des alten Glaubens morſchen Bau zu ſtützen und zu halten ſuchte: ſo hatte doch gar bald das Licht der beſſeren Erkenntniß auch durch Mühlhauſens Mauern ſich Bahn gebrochen, und ſchon im Jahre 1522 wagten es evangeliſche Prediger — unter denen Johannes Lau, der, eben ſo unwiſſend als ſittenlos, nach wenigen Wochen das Feld zu räumen gezwungen ward, — dem ſtaunenden Volke die erſehnte Freiheit zu verkünden.

Während aber noch das Licht mit der Finſterniß kämpfte, gohr und kochte in dem Schooße der evangeliſchen Kirche ein verheerender Vulkan — der Bauernkrieg. Und waren nicht die Funken deſſelben, die, zur rieſengroßen Brandfackel emporgelodert, ſtille Kloſterſitze und ſtolze Ritterburgen in den Staub warfen, friedlichen Bürgerſinn zur Empörung reizten und Thüringens blühende Fluren mit einem Lavaſtrome namenloſer Gräuel überflutheten, waren ſie nicht zum Theil in Mühlhauſen entglommen? Denn am Sonntage Septuagesima des ſtürmiſchen Jahres 1523, als daſelbſt ein Bierausrufer von einem hohen Steine an dem Eckhauſe der Marktſtraße herab ſeines Amtes gewartet hatte, beſtieg ein fremder Mann den ſteinernen Rednerſtuhl, um, wie er zu prahlen ſich erkühnte, „dem gedrückten Volke ein anderes und beſſeres Bier zu verkündigen.“ Neugierig ſtrömten die

Schaaren der Bürger herbei und horchten mit unverhehlter Freude dem ergötzlichen Geſpött des keckenn Predigers, der die katholiſche Kirche und ihre Gebrechen zur Zielſcheibe ſeines eifernden Witzes erkor.

Dieſer fanatiſche Redner war ein aus dem Kloſter Reifenſtein entwichener Mönch, Heinrich Pfeifer, auch Schwertfeger benannt. Je unverſchämter er die Geiſtlichen in Kirchen und Klöſtern durch ſeine beißenden Reden an den Pranger ſtellte, deſto wilder jubelte das Volk, und als ſogar der freche Mönch mit ſeiner giftigen Läſterzunge auch die weltliche Obrigkeit der Stadt, die ſich die Gunſt der Bürger nicht zu ſichern wußte, begeiferte, da ward ſein Anhang immer größer, ſeine Macht immer bedenklicher. Und nun wagte es der wohlweiſe Rath, der ſich die drohende Zerſplitterung aller kirchlichen und bürgerlichen Verhältniſſe nicht länger verhehlen konnte, den gefährlichen Unruhſtifter in die Grenzen der Ordnung und des Gehorſams zu weiſen. Pfeifer aber, auf die Gunſt des aufgewiegelten Pöbels geſtützt, erklärte unumwunden: „Der Rath habe ihm nichts zu befehlen, denn er rede aus Gott.“ Als aber nun derſelbe dem widerſpenſtigen Mönche gebot, vor ſeinen Schranken zu erſcheinen, da erfrechte ſich der übermüthige Geſell, mit ſeinen tobenden Rotten, die ſich ihm mit Gut und Blut verſchrieben hatten, das unbewehrte Stadthaus zu überfallen und mit donnernden Worten den rathloſen Rath, der ſich frevelnd unterfangen, einen Mann Gottes vor ſeinen Richterſtuhl zu entbieten, in das Antlitz zu ſchmähen. Und die zitternden Herren entſchuldigten ſich mit ſtammelnder Zunge. Denn die bewaffneten Spießgeſellen ſtanden drohend zur Seite des Mönchs, auf ſeinen Wink bereit, die erſte Scene des dreißigjährigen Krieges ſchon jetzt zu executiren und die Rathsherren aus den Fenſtern zu werfen. Nun durchbrach der Sturm des Jubels und der Frechheit alle Dämme. Wie nach einer gewonnenen Rieſenſchlacht wurde Pfeifer im Triumphe heimgetragen und ward von Stunde an der Abgott des blinden Volkes.

Bald gewann er einen gleichgeſinnten Bundesgenoſſen in dem Oldisleber Mönche Matthias Hildebrand, der zuerſt am Sonntage nach dem Oſterfeſte (1523), und zwar auf dem Blobache, mit den giftigen Waffen der Schmähſucht gegen die Thorheit des Ablaſſes und die Habſucht der Kirche zu Felde zog. Und endlich gelang es den beiden Baalspfaffen, ſich den Eingang in die vor dem Felchtaer Thore gelegene Nicolaikirche zu erzwingen, und mit ruchloſen Predigten die Flammen der Empörung in den offenen Gemüthern anzufachen. Der Zulauf war grenzenlos und die heilige Stätte ſanctionirte, nach dem Wahne des befangenen Pöbels, das jeder göttlichen und weltlichen Ordnung feindliche Treiben. Endlich — am 16. Juni 1523 — loderte der glimmende Funke zur verheerenden Flamme empor.

„Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.

Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tiegers Zahn,
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn«

Mit dem erwachenden Tage waren auch die grimmmigſten Leidenſchaften wach. Der Obermarkt und die nächſten Straßen hallten von dem Mordgetümmel wilder Schaaren, von entſetzlichem Waffengeklirr und dem gellenden Geheul der Sturmglocken ſchauerlich wieder. In zügelloſen Haufen zog der tolle Pöbel vor das Rathhaus und forderte mit trotzigem Geſchrei augenblickliche Erledigung ſeiner Beſchwerden. Der bedrängte Rath erbat ſich Bedenkzeit. Aber Pfeifer eilte, durch begeiſternde Exclamationen den ausgeſtreuten Samen der Zwietracht zu nähren, und die erhitzten Gemüther immer mehr und mehr zu entflammen. Da meldete der wackere Syndicus Dr. Ottera den erbleichenden Rathsherren den völligen Ausbruch der Empörung. Vergebens vertheidigte die wohlgeübte Stadtmiliz die Pforten des Rathhauſes, vergebens eilten die beſſer geſinnten Bürger kampfgerüſtet herbei: — nach einem vierſtündigen blutigen Gemetzel waren die Vertheidiger des Stadtheiligthums zurückgedrängt, und die geſetzloſen Aufwiegler dictirten Geſetze. Der Rath war verſtummt. — Nun ſtürmte eine Abtheilung der ſiegestrunkenen Rotte das dem Rathhauſe benachbarte Barfüßerkloſter, erbrach die Thüren der Keller und Speiſekammern, raubte die heiligen Gefäße aus der Kloſterkirche und zertrümmerte Alles, was die räuberiſche Gier nicht eſſen und trinken oder als willkommene Beute hinwegtragen konnte. Und ein gleiches Schickſal erfuhr das Kloſter „der weißen Frauen" in der Brückengaſſe. Während aber die zeitige Priorin, Maria Straube, zitternd und verzagt ihre geiſtlichen Töchter in die verborgenſten Gemächer flüchtete, harrten viele derſelben frohen Muthes ihrer Befreier. Denn Luthers Schrift: „Urſach und Antwort, daß Jungfrauen die Klöſter ohne Sünde entlaſſen mögen," hatte bereits den Weg in die Zellen und Herzen gefunden, und in den Bräuten des Himmels eine tiefe Sehnſucht geweckt nach irdiſcher Gattenliebe und nach irdiſchem Mutterglück. War es ſonach ein Wunder, daß 14 Kloſterfrauen unter dem Schutze des ſiegreichen Pöbels den beengenden Mauern Valet ſagten und lebensfroh in die Arme des Lebens ſich warfen?! —

Viele der beſſer geſinnten Bürger aber, und insbeſondere die Patricier, die mit trüben Augen und mit klopfendem Herzen in die Zukunft ſahen, kehrten bis auf beſſere Zeiten ihren heimiſchen Penaten den Rücken.

Es konnte nicht fehlen, daß die in allen Theilen des fränkiſchen und thüringiſchen Landes brauſende Gährung die Hoheitsträger des Reichs mit mancherlei Beſorgniſſen erfüllte. Die Fürſten hatten jedoch ihre Gründe, anfangs nur mit milden Waffen gegen den unerhörten Unfug anzukämpfen. Darum wurde auf der Reichsverſammlung zu Nürnberg über die Mühlhäuſer Gräuel lange verhandelt, bis endlich in Folge dieſer Verhandlungen ein offener Brief des ſeinen kaiſerlichen

Bruder auf dem Reichstage vertretenden Erzherzoges Ferdinand an den Rath zu Mühlhauſen erging, der die feige Duldſamkeit deſſelben rügte, und mit dem gemeſſenen Befehle ſchloß, die Prediger der neuen Lehre aus dem Weichbilde der Stadt zu verbannen.

Von dem kaiſerlichen Schreiben geſchirmt und geſtützt auf ſeine hinreißende Beredtſamkeit, wagte es nun der volksthümliche Syndicus Ottera, am Tage St. Bartholomäi den verſammelten Bürgern ein ſo trübes Bild ihrer Gegenwart und Zukunft vor die Seele zu halten, daß ſie alle zumal davor erſchraken und die Rädelsführer der Empörung aus der Stadt verwieſen. Hildebrand ſuchte für ſeine entſetzliche Thätigkeit ein anderes Feld, während ſich Pfeifer gar bald wieder in die Mitte ſeiner Getreuen einſchlich und die glimmende Aſche zu neuen Flammen ſchürte.

Selbſt die Frauen wurden bald von dieſen Flammen ergriffen. Am 3. Weihnachtstage 1523 rottete ſich ein Haufe wüthender Weiber zuſammen und verfolgte, eine Schornſteinfegersfrau an ihrer Spitze, mit gezückten Ofengabeln und drohenden Kehrbeſen den Pfarrer der Hauptkirche St. Blaſii, an deſſen Leben mancher Flecken haftete, bis er, vor Angſt und Erſchöpfung halbtodt, in ein befreundetes Haus entſchlüpfte und den wüthenden Erinnyen entging. Dieſe aber, als ſie die Pforte des von dem Pfarrer erkorenen Aſyls nicht zu ſprengen vermochten, ſtürmten in ſeine Wohnung und entſchädigten ſich durch Plünderung und Zerſtörung für ihren ungeſtillten Blutdurſt. „So werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Entſetzen Scherz.“

Alles das war aber nur das Vorſpiel zu der ſchrecklichen Tragödie, die ſich bald darauf das unglückliche Mühlhauſen zu ihrer Bühne erkor.

Im Sommer des Jahres 1524 ſaßen an einem ſchwülen Abende mehre der einflußreichſten Anhänger Pfeifers, und namentlich der Kürſchner Röder, Georg Maternus und Sebaſtian Kühnemund, einmüthig bei einander und freuten ſich des Sieges, welchen ihre — wie ſie wähnten — gute und gerechte Sache überall erringe. Insbeſondere war Thomas Münzer, der die blutige Fahne der Freiheit zu Allſtädt aufgepflanzt, der blendende Stern, nach welchem ihre umnachteten Blicke ſehnend ſchauten. Und ſo eben hatte es Einer dem Andern geklagt, wie der gottgeſendete Retter, aus Allſtädt vertrieben, unſtät durch die Länder irre, da meldet der vor der verſchloſſenen Thüre wachthaltende Bündner, daß ein fremder Reitersmann, in einen grauen Mantel gehüllt, den Kürſchnermeiſter Röder insgeheim zu ſprechen wünſche. Vorſichtig ſchleicht derſelbe in die dunkelnde Hausflur hinab und — wer malt ſein Erſtaunen und ſeine Freude, als er den vergötterten Münzer vor ſich ſieht. Ein Feſtjubel erfüllt die Gemüther der Verſammelten. Noch in ſpäter Nacht wird Pfeifer in den trauten Kreis geladen, bis mit dem dämmernden Morgen Münzer in das Haus des Kürſchnermeiſters ſchleicht, das ihm derſelbe in der Margarethen-Vorſtadt zur freien Dispoſition geſtellt. —

Aber nicht lange litt es den Propheten des neuen Lichtes in ſeinem einſamen Verſteck. Ja, er wagte ſich ſogar mit keckem Muthe auf die Kanzel der Nicolaikirche, und der Zudrang der Menge zu dem gewaltigen Redner war ſo groß und die Aufregung des Volkes ſo bedenklich, daß der eingeſchüchterte Rath den Freiheitsprediger ungefährdet gewähren ließ.

Das Gerücht von Münzers Anweſenheit in Mühlhauſen erreichte auch die Ohren Luthers, der ſich damals in Weimar aufhielt und „wider die mordiſchen und reubiſchen Rotten der Bawren“ unabläſſig donnerte. Allen Gräueln der Empörung abhold, ſchrieb er alſogleich an den (papiſtiſchen) Rath und die Bürgerſchaft der Stadt Mühlhauſen *):

„Gnade und Friede in Chriſto Jeſu!

Ehrſame, Weiſe, Liebe Herrn! Es haben mich gute Freunde gebeten, nachdem es erſchollen iſt, wie ſich einer, genannt M. Thomas Münzer, in Eure gute Stadt begeben, Euch zu rathen und zu warnen vor ſeiner loſen Lehre, welches ich denn aus chriſtl. Pflicht und Treue Euch zu gut nicht habe unterlaſſen wollen; wäre auch gar willig und geneigt geweſen, weil ich hier hauſen bin im Lande, ſelbſt perſönlich zu Euch zu kommen, aber mein Geſchäft mir weder Zeit noch Raum läßt. Bitte derohalben, wollet gar fleißig Euch fürſehen vor dieſem falſchen Propheten, der in Schafskleidern daher geht und iſt inwendig ein reißender Wolf. — —

Sollte Euch aber meine Rede nicht bewegen, ſo thut doch alſo und verziehet die Sache mit einem Aufſchub, bis Ihr baß erfahret, was es für Kinder ſind; denn es iſt angangen und wird nicht lange im Finſtern bleiben.

Treulich meine ich's mit Euch, das weiß Gott, und wollt Eurer Gefahr und Schaden zuvorkommen, wo es Gott wollt. Deſſen, hoff ich, ſollt Ihr mir ſelbſt gut Gezeugniß geben, Denn ich mich ja rühmen kann in Chriſto Jeſu, daß ich mit meiner Lehre und Rath Niemand je Schaden gethan hab, noch gewollt, wie dieſer Geiſt vor hat; ſondern bin Jedermann tröſtlich und behülflich geweſen, daß Ihr dieſen meinen Rath ja billig nicht Urſach habt, zu verachten. Wo Ihr aber ſolches verachtet, den Propheten aufnehmt und Euch Unglück daraus entſpringt, bin ich unſchuldig an Eurem Schaden, indem ich Euch chriſtlich und freundlich gewarnt habe u. ſ. f. Gott geb Euch ſeine Gnade, ſeinen göttlichen Willen zu erkennen und zu vollbringen! Amen.

Weimar, am Tage Assumt. Mariae A. 1524.

Dr. Mart. Luther.

---

*) Wir theilen dieſes Sendſchreiben Luthers, das ſich nicht in allen Ausgaben ſeiner Werke findet, wenigſtens im Auszuge mit.

Aber Gott verſagte ihnen — oder ſie verſcherzten vielmehr die Gnade, ſeinen Willen zu erkennen und zu vollbringen. Denn der wohlgemeinte Warnungsbrief verhallte fruchtlos, theils weil es der papiſtiſche Rath für ſchimpflich hielt, den Worten eines Ketzers ſich zu fügen, theils weil ſeine innere und äußere Kraft das aufrühreriſche Volk nicht mehr zu bewältigen wußte.

Und ſo geſchah es, daß Münzer und Pfeifer, ungeachtet der drei Donnerbüchſen, die auf der Höhe des Blobachs aufgepflanzt waren, den Stachel ihrer Predigten von Tag zu Tage ſchärften und daß ſich die alten, ehrwürdigen Bande der Ordnung und des Gehorſams immer ſichtlicher löſ'ten. Ueberflügelnd ward die Stellung des ſchrankenloſen Pöbels zu dem ohnmächtigen Stadtregimente und am dritten Weihnachtsfeiertage (1524) erneuerten ſich die Schreckensſcenen des vorigen Jahres. Und je größer die Zahl der Schwindler ward, denen vom Eichsfelde und aus den Grafſchaften Hohenſtein und Mannsfeld die eifrigſten Anhänger zuſtrömten, deſto ſchneller brach der altgewohnte Damm der Bürgerpflicht unter den brauſenden Wogen zuſammen.

In den erſten Tagen des verhängnißvollen Jahres 1525 ſtürmte die aberwitzige Rotte die herrliche Domkirche St. Blaſii in der Altſtadt, zertrümmerte den kunſtreichen Hochaltar, warf die Statuen der Heiligen von ihren Poſtamenten, zerſtörte mit frevelnder Hand die Grabmäler der Väter und Wohlthäter der Stadt und wühlte geldgierig in ihrem ſchlummernden Staube. Am heiligen Dreikönigstage wiederholten ſich dieſe Auftritte des abſcheulichſten Vandalismus in der prachtvollen Marienkirche anf dem Obermarkte. Die herrlichen Bildſäulen, welche das Hauptportal ſchmückten, wurden in den Staub geworfen, die Grabmäler der Kreuzritter zertrümmert, die reichen Zierden, welche die Kunſt an den Altären faſt verſchwendet hatte, zerſtört. — Am Aſchermittwoch wählten die Empörer ihren Liebling, Thomas Münzer, zum Prediger der geſchändeten Marienkirche, und an demſelben Tage muſterte der Schwärmer, wie ein berufener Feldherr, ſeine jauchzende Schaar und führte ſie noch einmal zur räuberiſchen Nachleſe in die verwüſteten Klöſter.

Aber auch an's Heiligthum der bürgerlichen Ordnung legte der freche Haufe gar bald die ſündige Hand. Denn da der Rath das frevelnde Anſinnen, die Rädelsführer Münzer und Pfeifer als ihre Mitgenoſſen zu begrüßen, entſchieden zurückwies, ſo lud Münzer am Dienſtage nach Reminiſcere die Bürgerſchaft in die Marienkirche und verkündigte mit lauter Stimme die Errichtung eines neuen, ſogenannten „ewigen Rathes", deſſen Präſidium die Verblendeten in die Hände ihres Wortführers und ſeiner Geſellen und Freunde, des Sebaſtian Kühnemund und Heinrich Baumgarten, legten. Am folgenden Sonntage aber huldigten die Bewohner Mühlhauſens freiwillig oder gezwungen dem neuen Rathe, während Münzer durch die Realiſirung ſeines Lieblingsgedankens, die Einführung apoſtoliſcher Gütergemeinſchaft, ſeinem Werke die Krone aufſetzte. Wilder Jubel raſ'te durch die Straßen der Stadt, denn das liederliche Geſindel,

das dem Fanatiker anhing, konnte unter einer ſolchen Aegide nur gewinnen.

Als nun um dieſe Zeit die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Bauern, die durch die gemäßigte Sprache ihrer „zwölf Artikel“ das Joch nicht erleichtert hatten, das auf den „Laſtthieren des Adels und der Kleriſei“ mit Centnerſchwere drückte, gleich ihren thüringiſchen Brüdern die Fackel der Empörung ſchwangen: da wähnten Münzer und ſeine Rotte, die Stunde zur Ausbreitung der neuen Gemeinde habe geſchlagen. Und ſogleich wurden in dem Barfüßer-Kloſter die Kirchenglocken zu Büchſen und ſchweren Geſchützen umgegoſſen und die Heereshaufen geordnet und mit kriegsgerechter Wehr gerüſtet. „Die Zeit der Erlöſung iſt da!“ jubelte Münzer, der den alten, ehrwürdigen Johanniterhof, nachdem er deſſen Bewohner vertrieben und ihre Güter eingezogen, zu ſeiner Reſidenz erkoren hatte, den von allen Seiten zuſtrömenden Bauern entgegen, und ſchmückte die zwölf weißen Fahnen, die er als Kampf- und Siegspaniere fertigen ließ, mit dem Sinnbilde eines Pflugrades, von dem Friedenszeichen des Regenbogens umſtrahlt.

Nun aber raſtete die Meute nicht länger in den engen Mauern der Stadt. Der unbändige Pfeifer, von einem wunderbaren Traum beſtimmt, hatte den Adel zum Ziele ſeines Rachezugs erkoren; und obwohl Münzer das Unternehmen des Bundesgenoſſen ein verwegenes ſchalt, ſo kehrte doch die Rotte aus Langenſalza und Sondershauſen, von Ebeleben*) und Schlotheim mit reicher Beute zurück. Und nun entflammte Belial Münzer durch ein fanatiſches Sendſchreiben an die Bewohner der güldenen Aue und der Grafſchaft Mannsfeld die leicht erregbaren Gemüther zu einer ſolchen Wuth, daß gar bald auch die benachbarten Klöſter ein beklagenswerthes Opfer des entzügelten Volkes wurden.

Indeſſen — das Maaß der Verbrechen war voll und die Stunde der Rache hatte geſchlagen. Die blutige Schlacht bei Franken-

---

*) Der ehrenwerthe Verf. des Artikels »Ebeleben«, Herr Director Gerber zu Sondershauſen, hat Pfeifers räuberiſche Schaar mit dem Namen »Mühlhäuſer Bande« belegt. Die jetzigen Bewohner der Stadt ſcheinen dieſen Ausdruck übel gedeutet zu haben und halten ſich, inſofern der beſſere Theil der Mühlhäuſer Bürger, und namentlich der Magiſtrat, ſich von dem Münzer'ſchen Unfuge fern gehalten, dadurch beſchimpft. Wenn aber auch nur der niedrigſte Pöbel und insbeſondere die Vorſtädter jenem wilden Treiben huldigten, ſo hatten doch die Münzer'ſchen Horden in Mühlhauſen ihren Sitz und unternahmen von dort ihre verheerenden Raubzüge. Wer mag es daher Referenten zum Vorwurfe machen, wenn er unter ſolchen Umſtänden ſich des obigen Ausdrucks bedient! Noch weniger aber möchte derſelbe irgend eine Beſchimpfung auf die jetzigen, ſo höchſt achtbaren Bewohner Mühlhauſens wälzen, die ſich doch nicht wohl beleidigt fühlen können, wenn die Geſchichte von ihren Vorfahren Gräuelthaten erzählt, welche die hohe Civiliſation der eigenen Nachkommen verabſcheut. Und wenn wir noch überdies im beſondern Auftrage des Hrn. Directors Gerber die ausdrückliche Erklärung ausſprechen, daß er nicht daran gedacht habe, mit jenem allerdings hiſtoriſch gerechtfertigten Ausdrucke eine gute Stadt, die ſeiner vollen Achtung genieße, zu beleidigen, ſo ſind ja wohl auch die erzürnten Gemüther zufrieden geſtellt.

hauſen (15. Mai 1525), der vollſtändige Sieg der erbitterten Fürſten, die Gefangennehmung der vornehmſten Rädelsführer und das unſägliche Elend der geſchlagenen Bauern — alles das ſteht in lebendigen Bildern vor der Seele des Leſers. — — Wir glauben uns daher nur auf den Ausgang und die Folgen des Aufruhrs in Bezug auf Mühlhauſen beſchränken zu müſſen.

Von Frankenhauſen zog die vereinte Heeresmacht der Fürſten (7900 Mann Fußvolk und 3400 Reiter) in den Marktflecken Schlotheim, um gegen Mühlhauſen, den Heerd des ausgebrochenen Feuers, mißbeliebige Maaßregeln zu ergreifen. Das eine halbe Meile von der Stadt entlegene Dorf Ammern ward in Brand geſteckt und den Bewohnern von Reiſer das Vieh hinweggetrieben. Wenige Tage darauf (am 20. Mai) rückten die Fürſten in die Nähe der Stadt und lagerten ſich bei dem Dorfe Görmar auf dem ſogenannten Gehren. Und nun ſchickten ſie einen Herold an die Bürger, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Da geſchah es, daß ein paniſcher Schrecken über Pfeifer, der als Stadtcommandant fungirte, über den ewigen Rath und die Genoſſenſchaft der Häupter kam, und daß ſie in der folgenden Nacht ſich des Nicolaithores bemächtigten, um — 300 an der Zahl — die Flucht zu ergreifen. Aber 90 (112?), unter denen Pfeifer, wurden von den nachſetzenden Reitern bei Eiſenach ergriffen und zurückgeführt.

Da berief der edle Ottera die Bürgerſchaft auf den Barfüßerkirchhof und ernannte einen Ausſchuß, der in das Lager die demüthige Erklärung trug, „daß Mühlhauſen ſich in Alles fügen werde, was die Fürſten in Verbindung mit den Städten Nordhauſen und Erfurt über ſie beſchließen möchten.“ Aber die Geſandtſchaft wurde mit der niederſchlagenden Antwort entlaſſen, „daß die Stadt, um auf Milde Anſpruch zu machen, ſich früher hätte unterwerfen ſollen.“ Und nun ſtand die nächſte Zukunft in gar drohender Geſtalt vor jedem Blick, und Thränen und Verwünſchungen waren die allgemeine Loſung. Da erinnerte ſich ein kluger Kopf des Rettungsweges, den im Jahre 1492 die von den Huſſiten bedrängten Naumburger betreten; und ſiehe, am 24. Mai (1525) zogen gegen 500 Jungfrauen, die weißen Gewänder mit Trauerbändern geſchmückt, und Wermuthkränze in den wallenden Haaren, vor das Lager der Fürſten. Ihnen ſchloſſen ſich 1200 ſchwarz gekleidete Frauen an, und an der Spitze des Zuges, inmitten der zwei älteſten Matronen, ging eine beredte Bürgerin, die Einige „Viebichin“, Andere „Urbachin“ nennen. Die fürſtlichen Räthe grüßten mit Thränen den langen Trauerzug, und rüſteten ihn mit Muth und Hoffnung. Vor dem Zeltringe der Fürſten fielen ſämmtliche Frauen und Jungfrauen auf die Kniee und ſchluchzten mit flehender Stimme: „Gnade! Gnade!“ Dieſes unerwartete Schauſpiel rührte die fürſtlichen Herzen zur Milde, und Braunſchweigs Herzog ließ dem harrenden Zuge Bier und Brod und Käſe reichen. Endlich wurden die Bittſtellerinnen mit dem huldvollen, tröſtlichen Worte entlaſſen: „Man komme nicht, um zu zerſtören, ſondern um die Schuldigen zu ſtrafen.“ So war die arme Stadt gerettet!

Des folgenden Tags — es war am Himmelfahrtsfeſte — pilgerten auch die männlichen Bewohner Mühlhauſens, ſchwarz gekleidet und barfüßig, in das fürſtliche Lager und tröſteten ſich deſſelben Beſcheides *).

Und nun zogen die Fürſten mit 600 Reitern zur Beſatzung in die Stadt, und quartirten ſich in die Häuſer der reichſten Bürger. Die emigrirten Patrioten und Rathsherren, die ſich an ihre fürſtlichen Beſchützer angeſchloſſen, wurden alſobald in ihre Güter und Aemter wieder eingeſetzt. Dagegen erging an die Bürger der ſtrenge Befehl, alle Waffen auf das Rathhaus abzuliefern, und ſchon an demſelben Tage (26. Mai) ſchlug die Todesſtunde des rebelliſchen Schuhmachers Jakob Schulze, der als die erſte Zier des auf dem Obermarkte errichteten Galgens genannt wird. Am folgenden Montage aber (29. Mai) beriefen die Fürſten ſämmtliche Bürger und Bauern, die ſich in der Stadt befanden, in die Marienkirche, und eröffneten ihnen den Sühnebrief**), den ſie beſchwören ſollten. Und es geſchah alſo.

Aber der Sühnebrief war die ſtrafende Hand der Vergeltung, die ſich unheilſchwer über das arme Mühlhauſen ausſtreckte. Denn für gnädige Schonung der Stadt mußte der Magiſtrat, außer einem jährlichen Schutzgelde von 100 Gülden, ohne Zögerung den Fürſten 40,000 Gülden zahlen, die Oberherrſchaft derſelben anerkennen (und in der That wechſelten die Fürſten bis zum ſchmalkaldiſchen Kriege in der Regierung Mühlhauſens jährlich ab) und ihnen alle der Reichsſtadt zugehörigen Dörfer für 50,000 Gulden verpfänden. Ueberdies wurden die Bürger gehalten, allen Schaden, den die räuberiſchen Horden auf dem Eichsfelde und anderwärts verübt, bei Heller und Pfennig zu vergüten, und „mancher Hungerhund" — fügt der Chroniſt hinzu — „hatte für eine Flaſche ſauern Kofents oder für einen Topf voll ſaurer Milch 100 Gulden angeſetzt." Dieſer Schadenerſatz, den die Stadt dem mißhandelten Adel nach deſſen eigener Taxe zu leiſten gezwungen ward, betrug die für damalige Zeiten bedeutende Summe von 22,420 (24,458?) Gulden***), und bewährte das Wort

---

*) Andere (vergl. Galetti's thüring. Geſchichte IV. 300.) erzählen anders: — Die flehenden Frauen ſollen keiner tröſtlichen Antwort gewürdigt und die Fürſten mit ihrer ganzen Kriegsmacht vor die Stadt gezogen ſein. Da ſeien auch die vornehmſten Bürger hinausgegangen, und hätten endlich unter der Bedingung, alle Rädelsführer auszuliefern, Gnade erfleht. Als das die Unruhſtifter gehört, ſo habe ſich Pfeifer, den Münzer als Statthalter zurückgelaſſen, wüthend opponirt und, als er keinen Anklang gefunden, ſich bei nächtlicher Weile mit 400 ſeiner Anhänger durch die Flucht gerettet. Am 25. Mai habe endlich die Bürgerſchaft im Lager erſcheinen und mit einem Fußfalle die Schlüſſel der Stadt den Fürſten überreichen dürfen.

**) Derſelbe iſt ausführlich zu leſen in Eilmar's Kirchenhiſtorie.

***) Die größten Summen erhielten folgende adelige Familien: Apel und Georg von Ebeleben 5416 fl. — Rudolph von Hopfgarten 3200 fl. — Melchior von Schlotheim 3077 fl. — Hans von Hagen 1518 fl. — Familie von Weſterhagen 1200 fl. — Hans von Berlepſch 2118 fl. — Heinrich und Rudolph von Büſchleben jun. 1000 fl. u. ſ. w.

des zornmuthigen Luther: „Ich habe es beides geſagt, würden die Bauern Herr, ſo würde der Teufel Abt werden, würden aber ſolche Tyrannen Herren, ſo würde ſeine Mutter Aebtiſſin werden." Endlich ließen die Fürſten alle Geſchütze, die von unberechenbarem Werthe waren, abführen und nahmen den Bürgern das Verſprechen ab, die Feſtungswerke der Stadt zu ſchleifen. Auch verſäumten die reiſigen Knechte nicht, alle geheimen Schlupfwinkel auszuplündern, ſo daß der Werth der mitgenommenen Kleinodien viermal mehr betragen haben ſoll, als der Sühnebrief gekoſtet hat*). Der Stadtſchuldtheiß aber, den die Fürſten in der Perſon des edelgeſinnten Dr. Ottera eingeſetzt, erhielt die beſondere Inſtruction: „die unſeligen Folgen, die der verderbliche Aufruhr über die arme Stadt herbeigeführt, möglichſt zu mildern."

An demſelben Tage, an welchem der Sühnebrief beſchworen war und die ſtolzen Reichsſtädter mit einem namenlos bittern Gefühl auf den Trümmern ihrer Herrlichkeiten ſtanden, übte auch der Nachrichter wieder ſein blutiges Amt, und Georg Maternus, Karl Kniericm und Hermann Holzapfel fielen unter ſeinem Schwerdte. Auch die beiden Bürgermeiſter „des ewigen Rathes", Sebaſtian Kühnemund und Heinrich Baumgarten wurden an demſelben verhängnißvollen Tage verhaftet, und ſchon zur Vesperzeit hatte Kühnemund ſeine Schuld mit dem Leben bezahlt, während Baumgarten bis an ſeinen Tod in leichtem Verwahrſam blieb. Und noch 20 Rebellen büßten in kurzer Zeit unter der Hand des Henkers, bis endlich das Racheſchwerdt auch die ihm lange ſchon verfallenen Häupter Münzers und Pfeifers traf.

Südlich von Mühlhauſen erheben ſich zwei grüne Hügel, durch ein ſchmales Thal geſchieden, das der Spittelbrunnen auf ſeinem Wege zur Unſtrut durchſchlängelt. Die eine dieſer Höhen heißt der Rieſenberg, die andere der Schadenberg. Auf dieſem wurde Heinrich Pfeifer, bis zum letzten Augenblick voll Trotz und ohne Reue, auf dem Rieſenberge aber Thomas Münzer**) enthauptet, nachdem er kleinmüthigen Herzens die Fürſten und das Volk um Verzeihung gebeten, und ihre hohlen Schädel ſchauten noch lange von den Schandpfählen herab in das blühende Thal, und predigten dem vorüberziehenden Wanderer die grauſige Geſchichte des Bauernkrieges.

Nun wurde zwar am Sonntage Exaudi (1525) in der Kirche B. M. V. wieder lateiniſche Meſſe geleſen, und der papiſtiſche Rath verſuchte alle Mittel, das immer heller ſtrahlende Licht, das Luther angezündet hatte, in ſeinem Bereiche zu löſchen; aber endlich — am

---

*) Die harten Bedingungen dieſes Briefes ſind ſpäter hin und wieder gemildert worden, ſo wie auch Kaiſer Karl V. viele von den alten Freiheiten, welche die Stadt eingebüßt, ihr wieder huldreichſt zuſprach (1548).

**) Münzer war bekanntlich in Frankenhauſen gefangen und zu Heldrungen in Haft gehalten worden.

14. September 1542 — nachdem die ſchmerzlichen Folgen einer grenzenloſen Verblendung großen Theils überwunden waren, hielt der Superintendent Dr. J. Menius aus Eiſenach in Gegenwart des churfürſtlichen Rathes Eberhardt von der Tanne und des heſſiſchen Geſandten Valentin Toll die erſte lutheriſche Predigt. So war denn nun die Reformation auch in Mühlhauſen feierlich eingeführt und 1544, nachdem bereits 4 evangeliſche Prediger angeſtellt, ward Sebaſtian Brethius zum erſten Superintendenten und Hieronymus Wolff zum erſten Rector der Barfüßer-Schule einſtimmig ernannt. Und ſo haben denn endlich (am 6. Januar 1566) die letzten Mönche aus Scheu vor einem bevorſtehenden Colloquium das Barfüßerkloſter geräumt, und die Kirche iſt zum evangeliſchen Gottesdienſte feierlich eingeweiht worden *)

Zuvor aber hatte das wiedertäuferiſche Unweſen verſucht, ſich in Mühlhauſen einzuniſten und Fluch und Verderben in den Schooß der kaum geretteten Stadt zu tragen. Aber der Rath, durch Schaden klug geworden, zögerte nicht, die kräftigſten Mittel zu ergreifen, jedem Bürger den geheimnißvollen Drang nach dieſer loſen Lehre zu verleiden. Zwei Männer und acht Frauen, überführt, unter dem Deckmantel der Nacht in die Häuſer geſchlichen zu ſein, um deren Bewohner mit ihrer ketzeriſchen Seuche anzuſtecken, wurden am 8. Nov. 1537 auf Befehl des Rathes und mit kaiſerlicher Genehmigung zwiſchen Mühlhauſen und Ammern in der Unſtrut ertränkt.

Und nun verwiſchen ſich allgemach die lebendigen Farben, mit welchen die Hand der Zeit das hiſtoriſche Bild der freien Reichsſtadt gemalt. Denn wie „mit der Ausbreitung der Reformation das eigentliche Intereſſe an der Geſchichte des Adels ſchwindet“, ſo gilt dieſe wahre Bemerkung auch den Städten. Oder wer mag von all' den Feuersnöthen und Waſſerfluthen, von all' den Peſtilenzen und theuren Zeiten, von all' den Verirrungen und Verwirrungen zwiſchen Rath und Bürgerſchaft hören, ohne daß zuletzt die Ohren gellen und die Augenlider ſinken? —

Schenken wir ſonach Mühlhauſens hiſtoriſchem Bilde nur noch einige flüchtige Blicke! — Der verheerende Krieg, der 30 Jahre lang ſeine Brandfackel über die deutſchen Gaue ſchwang, wie wäre er ſpurlos an der freien Reichsſtadt vorübergegangen? Tilly, der ſchreckliche, war (1631) von Erfurt aus nach Mühlhauſen gezogen, um den Erfolg der feindlichen Rüſtungen abzuwarten. Unter dem ehernen Fußtritt des Krieges ward die Gegend zur Wüſte, und als die Seufzer der Noth zu dem Ohre des Generaliſſimus drangen, zürnte er, faſt mit den Worten Adolphs von Naſſau: „Ich kann meine Soldaten nicht, wie die Vögel, durch die Luft führen!“ Und in dem folgenden Jahre (1632) drohte Pappenheim ſogar, die

---

*) Zu deſſen Gedächtniß wurde in derſelben alljährlich am 6. Januar geſungen: Cecidit Babylon illa magna etc. (Offenb. 14, 8).

Stadt zu plündern, und die armen Bürger wußten keine andre Zuflucht, als zum Gelde. Eine Brandſchatzung von 80,000 Gulden befreite ſie von dem drohenden Schickſale. Dazu hatten die patriotiſchen Frauen und Jungfrauen ihr werthvolles Geſchmeide und ihre goldenen Kleinodien auf das Rathhaus getragen; als ſie aber die Habgier des Generals mit all' ihrer Habe nicht zu befriedigen vermochten, ſtellte man zur Rettung der Stadt die angeſehenſten Geiſeln, deren viele in ihrer drückenden Haft eines elenden Todes ſtarben.

Und wieder mehr denn 100 Jahre laſſen wir vorüberziehen, und entrollen mit flüchtiger Hnnd die Chronik der Gegenwart. Und was iſt es, das wir frohen Blickes ſchauen? Eine friedliche und glückliche Stadt! Denn nachdem Mühlhauſen bei Auflöſung der freireichsſtädtiſchen Ordnung (1800) dem Königreiche Preußen und und in den ſtürmiſchen Kriegsjahren (1806), von Friedrich Wilhelms mildem Scepter getrennt, dem ephemeren Königreiche Weſtphalen einverleibt worden war: ſo fiel es im Jahre 1813, nachdem die fränkiſchen Herren ſich jenſeit des Rheins geflüchtet, an die Krone Preußen zurück, und hat ſich fortwährend der hohen Gnade des königlichen Hauſes zu erfreuen gehabt.

Nachdem wir aber gleich lachenden Erben die reichsſtädtiſche Verfaſſung zu Grabe begleitet, ſo wollen wir ſchließlich, wenn auch derſelben keinen Leichenſermon halten, doch ihr lebensfriſches Bild, wie es namentlich aus dem 13. und 14. Jahrhundert uns entgegentritt, in den Rahmen unſerer Erzählung faſſen. — Mühlhauſens Regierungsverfaſſung war der Erfurt'ſchen ähnlich. Die ſtädtiſche Obrigkeit beſtand aus dem Schultheißen und den Schöppen, die ſich allmählich in Räthe (Consules) verwandelten, und am Ende des 13. Jahrhunderts ſtanden 2 Rathsmeiſter (Magistri consulum) an ihrer Spitze. Als aber die Stadt in den damaligen Welthändeln eine ſo bedeutende Rolle ſpielte, daß ſie ihre eigenen Münzen ſchlug, da ward das Amt des Reichsſchultheißen ſo wichtig und ehrenvoll, daß ſelbſt Graf Berthold von Henneberg ſich nicht ſchämte, aus den Händen ſeines kaiſerlichen Gönners ſich mit demſelben beleihen zu laſſen. Da jedoch bald darauf derſelbe Ludwig der Baier ſeine reichsſtädtiſchen Gerechtſame an Mühlhauſen verpfändete, ſo fiel die Beſetzung auf dieſe Stelle dem Stadtrathe anheim. Bis dahin hatten zu den Würden des Magiſtrates nur die Patricier Zutritt gehabt. Seitdem aber (im 14. Jahrh.) die Zünfte ſich mehr und mehr emporgeſchwungen, ſo raſteten ſie nicht, bis auch den ehrſamen Bürgern die Pforten der Stadtregierung erſchloſſen wurden. Im Jahre 1370 beſtand der Stadtrath aus 3 Ordnungen, die jährlich in Folge beſonderer Wahlen wechſelten; in jeder Ordnung ſaßen 14 Patricier und 10 Zünftler. In wichtigen Fällen wurde auch die nicht regierende Bürgerſchaft zu Rathe gezogen. Die Ausgaben wurden von dem Geſchoß gedeckt, daß die Stadtbewohner von beweglichen und unbeweglichen Gütern zu entrichten hatten; (eine Hufe Land war zu 40 Mark Silber — 560 Rthlr. — veranſchlagt. — Das Kriegsweſen war bedeutend. Anfangs mußten alle Bürger für ihre

Vaterſtadt fechten. Später entledigten ſich Viele dieſer läſtigen Pflicht, bis der Stadtrath endlich ein ſtehendes Heer von ausländiſchen Söldnern herbeizog. Dieſe Söldner — Kavalleriſten und Infanteriſten, oder Wappner und Schützen — ſtanden unter einem Hauptmanne, der im J. 1425 100 Gulden Beſoldung erhielt. Die Soldaten wurden für Geld und Kleider gedingt. Einem Wappner, der einen Knecht und zwei Pferde unterhielt, zahlte die Stadt jährlich 14 Pfund mühlhäuſer Pfennige (etwa 50 Rthlr.). Ein Schütze war mit Helmbarthe und Armbruſt gerüſtet, bis um's Jahr 1380 die erſten Büchſen auch den Weg nach Mühlhauſen fanden. — Das geiſtliche Regiment war dem Probſte des jechaburger Stiftes anvertraut, der ſeine Gerichtsbarkeit durch einen Official verwalten ließ.

Und von der innern Geſtaltung der freien Reichsſtadt werfen wir noch einen Blick auf deren äußeres Beſitzthum. Denn noch in dem abgewichenen Jahrhundert zählte Mühlhauſen 19 bewohnte Dörfer, 4 Meierhöfe, 16 zerſtörte Warten und 19 verwüſtete Dorfſtätten. Unter den letzteren würdigen wir das Dorf Eichen einer namentlichen Erwähnung, da in deſſen Grenzen ehedem eine uralte, rieſige Eiche geſtanden, die, vielleicht von Bonifacius vernichtet, die blutigen Opfer heidniſcher Götzendiener geſchirmt. Das Dorf wurde im 30jährigen Kriege zerſtört. — Alle dieſe, dem mühlhäuſer Gebiete angehörigen Dörfer*) waren entweder urſprüngliches Stadteigenthum und lagen als ſolches innerhalb des ſogenannten Hegemals, oder ſie wurden durch Kauf, Tauſch ꝛc. erworben oder als Löſegeld von gefangenen Edelleuten angenommen. — —

Indem wir aber ſo die alten Archive durchblättern, ſo begegnen uns noch einige chroniſtiſche Aphorismen, die wir den günſtigen Leſern zum beliebigen Deſſert zu offeriren nicht unterlaſſen wollen:

Anno 1408 ſind in einem Tag und Nacht 24 Sturmwetter geweſen, daß man gemeinet, es käme der jüngſte Tag.

1422 iſt ein großer Brand geweſen, welchen Einer, ſo mit einem Weibe, der Haudoxen (Eudoxia?) gebuhlt, hat angeleget, daß man vom Frauenthor bis an das Erfurterthor hat ſehen können.

1424 iſt eine große Theurung geweſen, daß ein Erfurter Scheffel Korn 12 Gulden gekoſtet; da ſind viele Leute Hungers geſtorben.

---

*) Sie heißen Eigenrieden (mit wüſter Burgſtätte); Dörna; Hollenbach; Lengefeld; Eigenrode (aus den Ruinen der zerſtörten Dörfer Eichelrode und Ebelrode erbaut); Dachrieden (ſchon 897 genannt); Kaiſershagen (als Löſegeld für den Sohn Rüdigers von Hagen, der die Jagdgerechtigkeit der Stadt beeinträchtigt hattte); Reiſern; Sollſtedt (eine Opferſtätte des heidniſchen Götzen Crodo, ſchon zur Zeit Karls des Großen vorhanden); Windeberg; Saalfeld; Ammern (ſchon 897 bekannt); Groß- und Klein-Grabe (997 als Villa imperial. erwähnt); Bollſtädt (von einem thüring. Edlen, Hadamar, dem Bonifacius geſchenkt); Görmar (897); Höngeda; Felchte (719 erbaut).

1541 ſind 3000 Menſchen ein Opfer der Peſt geworden.

1567 iſt dem Sebaſtian Hosmann, der wegen ſeiner Läſterung des Super. Tileſii und aller evangel. Prediger ſchon einmal in Arreſt geſeſſen und nach eidlich verſprochener Beſſerung dennoch wieder zu ſchimpfen angefangen, nach eingeholtem Urtel von Leipzig ein Stück von der Zunge geſchnitten und zwei Finger, womit er geſchworen, abgehauen worden. 1568 hat er öffentlich Kirchenbuße gethan und iſt lutheriſch worden.

1582 iſt ein Stein von 39 Pfunden mit einem großen Donnerſchlag vom Himmel gefallen.

1660 und 1689, verheerende Feuersbrünſte.

1682 und 1683 ſind abermals 8000 Menſchen an der Peſtilenz geſtorben.

Endlich aber knüpft ſich an den Bau des Erfurterthores und des Frauenthores (1592) eine Sage, die wir gern den proſaiſchen Aphorismen anreihen:

Meiſter Friedbert war ein tüchtiger Baumeiſter, der ſchon manches ſchöne Werk vollendet hatte; Engelbrecht aber, ſein erſter Geſelle, ſchwang ſich gar bald zum gefährlichen Nebenbuhler des Meiſters empor. Darob zürnte ihm der neidiſche Friedbert, daß er vor dem wilden Jähzorn deſſelben keine Raſt und keine Ruhe hatte. Dennoch ward das ſanfte Herz des Jünglings mit wunderbarer Gewalt an Friedberts Schwelle gefeſſelt, denn Elſe, des rauhen Meiſters ſüße Tochter, hatte es ihm angethan.

Da geſchah es, daß dem kunſtfertigen Meiſter der Bau des Erfurter- und des Frauenthores von dem Stadtrathe übertragen wurde. Friedbert vertraute ſeinem rüſtigen Geſellen den Bau des erſteren, während er die Aufführung des zweiten ſeinen eigenen Händen vorbehielt; und ſo arbeiteten ſie ſechs Wochen lang unabhängig von einander, Jeder nach ſeiner Art. Zu gleicher Zeit hatten Beide ihr Werk vollendet. Da ging der Meiſter voll unheimlicher Erwartung zu dem Erfurterthor, und ſiehe, als er mit Engelbrecht auf deſſen Zinne ſtand und, wie er lugte und ſpähte, keinen Fehl entdecken konnte, daß er endlich grimmigen Herzens ſich geſtehen mußte, des Geſellen Thurm ſei zierlicher und dauerhafter, als der ſeine: da reifte blinder Neid in ſeiner entarteten Seele einen teufliſchen Entſchluß.

Während des war Friedberts ſchönes Töchterlein zu dem Thurme geſchlichen, und ſpähte ſehnenden Auges nach den Zinnen, ob ſie den trauten Geſellen — — ach! da ſtürzt derſelbe mit gewaltiger Wucht von der ſchwindelnden Höhe und — zerſchmettert ſinken Beide in die Arme der Liebe und — des Todes. Den verbrecheriſchen Meiſter aber packt ein grauſiges Entſetzen, als er wilden Blicks gewahrt, daß er mit dem verhaßten Engelbrecht die liebe Elſe geopfert. Und zur ſelbigen Stunde verläßt er die Stadt, und irret unſtät und flüchtig von Land zu Land, bis endlich der Tod den Reuigen von ſeinen Qualen erlöſ't. Die Liebenden aber ruhen in einem Grabe.

Und nun zum Schluß noch eine **Anekdote**, wie ſie in dem Watergau wohl ſeit Jahrhunderten von Mund zu Munde geht:

Es war — wir wiſſen nicht, wann? — als Mühlhauſen von dem tapfern Heſſenvolk belagert und gar ſchwer bedränget ward. Schon waren die meiſten Streiter der Stadt gefangen und verwundet und gefallen. Immer einſamer und ſtiller ward es auf den Mauern und Zinnen, und der nächſte Sturm ſah zweifelsohne die ergrimmten Feinde auch innerhalb der Thore. Da erzeugte die Noth einen ſchlauen Gedanken. Im Dunkel der Nacht wurden die Mauern mit „Pflöcken" (hölzernen Pfählen) bewehrt und die Pflöcke gleich lebendigen Söldnern geſchmückt und gerüſtet. Aber zwiſchen der hölzernen Soldateska bewegten ſich hin und wieder menſchliche Krieger und drohten ſpottend hinab in das Lager der Feinde. Als nun mit dem dämmernden Morgen die ſtaunenden Heſſen die neuen Rüſtungen und die wie aus der Erde gewachſenen Streiter ſahen, da verzweifelten ſie an ihrem Siege und zogen kleinmüthig von dannen. Seit jenem Tage aber heißen die Mühlhäuſer — doch wer wüßte es nicht? — und die Heſſen — —.

Heinrich Schwerdt
(unter Mitwirkung des Herrn Cantor **Rümpler**).

Leuchtenburg.

Von einem hohen und ſchroffen Berge, über dem Sachſen-Altenburgiſchen Städtlein Kahla, ſchauen die Mauern und Thürme der Leuchtenburg herab in das anmuthige Saalthal. Reizend iſt die Ausſicht auf jener Höhe, ſüdöſtlich nach den voigtländiſchen Bergen, nordöſtlich auf ein ſchmales, von Fichtenwäldern umſchattetes Thal, und auf hochliegende Dörfer, aus deren Hintergrunde die Ruinen der Lobdaburg und des Fuchsthurms hervorragen. Nach Süden verliert ſich der Blick in das Saalthal mit ſeinen Dörfern, Wieſen, Feldern und Gärten. Auf ſteilem Felſen liegt hier, dicht über dem Fluſſe, die alte Weißenburg, dann Orlamünde, weiland der Sitz eines mächtigen Grafengeſchlechts, mit der Vorſtadt Naſchhauſen, das freundliche Städtlein Kahla, und rechts im Hintergrunde die alte Univerſitätsſtadt Jena mit ihren weißen Kalkbergen.

Höchſt wahrſcheinlich fällt der Urſprung der Leuchtenburg in die Zeit des neunten und zehnten Jahrhunderts. Auch dieſe Veſte, wie mehrere andere, mag damals erbaut worden ſein zum Schutz der Grenzen gegen die räuberiſchen Einfälle der Sorben und Wenden. Schon im Jahr 968 wird in alten Urkunden ein Ritter Gottſchalk, Herr zu Leuchtenburg genannt, der ſich rühmlich hervorgethan auf einem Turnier zu Merſeburg.

Als die früheſten Beſitzer der Leuchtenburg erſcheinen die Grafen von Arnshaugk. Sie verpfändeten zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts jene Veſte an die Grafen von Schrenzburg, und von dieſen ward ſie wieder verſetzt an den Ritter Heinrich von Witzleben und deſſen Schwager. Durch letzteren, einen Erfurter Bürger, Heinrich von dem Paradieſe geheißen, ging die Burg wieder verloren.

Es begab ſich nämlich, daß ein Bauer in einem Bache fiſchte, der zu dem Leuchtenburger Gebiet gehörte. Dadurch fühlte ſich Heinrich vom Paradieſe in ſeinen Gerechtſamen gekränkt. Er ergriff den

62. lith. v. Ed. Pietzsch & Cº Dresden.

Die Leuchtenburg.

Bauer und knüpfte ihn eigenhändig auf an einen Weidenbaum. Die Verwandten des Unglücklichen beklagten ſich bitter bei ihrem Herrn, dem Markgrafen in Sachſen, Friedrich dem Streitbaren, und dieſer, entrüſtet über die raſche That, brach auf mit ſeinen Rittern und Reiſigen, und erſchien im November 1392 vor der Leuchtenburg. Es war aber Heinrich, wie erwähnt, ein Erfurter. Daher nahmen ſich ſeine Mitbürger ſeiner an, und da der Landgraf Balthaſar von Thüringen mit den Städten Erfurt und Mühlhauſen ein Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen, ſo ward auch er von den Erfurtern aufgefordert, ihnen beizuſtehen. Balthaſar konnte dieſem Antrage nicht füglich ausweichen. Doch verſuchte er, die entzweiten Partheien zu verſöhnen, und ſandte Boten in das Lager ſeines Vetters, des Markgrafen Friedrich des Streitbaren, mit der dringenden Aufforderung, doch abzuſtehen von der Beſtürmung der Leuchtenburg. Friedrich aber wies dieſen Antrag von ſich. Da war Balthaſar gezwungen, ſeine Lehensleute und Städte aufzubieten zu einer allgemeinen Bewaffnung. Den Erfurtern aber mochte einleuchten, daß ihre eigene Exiſtenz bei jenem weitausſehenden Kampfe gefährdet ſein möchte. Da verhielten ſie ſich ruhig, und hinderten Friedrichs Unternehmen in keiner Weiſe, und überließen ihren Mitbürger Heinrich vom Paradieſe ſeinem verdienten Schickſal. So geſchah es, daß nach wenigen Tagen die Leuchtenburg eingenommen ward von Friedrichs Heeresſchaaren. Er aber handelte mild und großmüthig an den Beſitzern der genannten Veſte, indem er ihnen alle noch rückſtändigen Zinſen, Steuern und Abgaben überließ, und ſie auf keine Weiſe in ihren Schuldforderungen beſchränkte. Er erbot ſich ſogar, ihnen 6050 Schock Groſchen zu zahlen und ihre Güter zu ſchirmen, falls ſie ihm beiſtehen wollten in ſeinen Fehden.

So geſchah es, daß die Leuchtenburg an das Haus Sachſen kam, bei welchem ſie auch geblieben bis auf den heutigen Tag. Fruchtlos widerſetzten ſich dieſer Beſitznahme die Grafen von Schwarzburg. Doch half es ihnen wenig, als ſie, unterſtützt durch den Biſchof von Würzburg, aufbrachen mit ihren Rittern und Reiſigen, und Friedrichs des Streitbaren Land verheerten und plünderten. Sie mußten Verzicht leiſten auf den Beſitz der Leuchtenburg, und erhielten nur eine Entſchädigung für die verlorene Veſte.

In dem unſeligen Bruderkriege, der ſich im Jahr 1445 entſpann, als die beiden Brüder, Churfürſt Friedrich der Sanftmüthige und Herzog Wilhelm die thüringiſch-meißniſchen Lande theilten, die ſie bisher gemeinſam beſeſſen, hatte Herzog Wilhelm die Leuchtenburg ſeinem Günſtling Apel von Vitzthum zur Vertheidigung übergeben. Der hatte ſein Amt im Lauf des Krieges getreulich verwaltet, und den Feinden ſeines Herrn großen Schaden und Abbruch gethan, dabei aber auch ſeinen eignen Vortheil nicht vergeſſen, und wacker mitgeraubt und geplündert. Dieſe einträgliche Lebensweiſe behagte ihm und ſeinem Bruder Bernhard, und ſie fachten daher das Feuer der Zwietracht immer wieder an, wenn Friedrich dem ſein Zeitalter den wohlverdienten Namen des Sanftmüthigen gab, ſeinem Bruder die

Hand bieten wollte zum Frieden. Herzog Wilhelm aber durchſchaute endlich Apels Ränke und gab ſeinem falſchen Rath nicht mehr Gehör. Es war im Jahr 1451, als eine Verſöhnung zu Stande kam zwiſchen den beiden fürſtlichen Brüdern. Mit dem Frieden kehrte Ruhe und Ordnung dem Lande wieder zurück, das gar ſehr gelitten durch jenen Bruderzwiſt. Da eine Vertheidigung der Leuchtenburg nun nicht mehr vonnöthen, ſo erging ein Befehl an Apel und Bernhard von Vitzthum, ihre Mannen zu entfernen aus den Burgen, die ſie bisher inne gehabt, und zurückzutreten in ihre vorigen Verhältniſſe als Diener des Herzogs. Das behagte aber weder Apel, noch ſeinem Bruder. Beide weigerten ſich, jenem Befehl zu gehorchen, erklärten trotzig, daß ſie Alles aufbieten würden, ſich in ihrem Beſitz zu behaupten.

Selbſt die fränkiſchen Beſitzungen, die er nur pfandweiſe erhalten, wollte Apel von Vitzthum nicht gutwillig zurückgeben an den Herzog Wilhelm. Er traf vielmehr Anſtalten zu einer tapfern Vertheidigung, um jene Güter, auf die er gar kein Recht hatte, als Eigenthum zu behaupten. Da mußte Herzog Wilhelm zu den Waffen greifen, um den Ungehorſam und Trotz ſeines ehemaligen Günſtlings zu beugen, der ſich das Herrenrecht über ihn anmaßte. Während Wilhelm aber den Beiſtand des Markgrafen Albrecht von Brandenburg und des Landgrafen von Heſſen ſich ſicherte, führte Apel von Vitzthum einen Streich aus, der ſeinen Sturz herbeiführte.

Der Churfürſt Friedrich der Sanftmüthige hatte eine Geſandtſchaft geſchickt an den Herzog von Burgund, Philipp den Gütigen, um eine Verbindung zwiſchen ſeiner Tochter und dem Sohne des Herzogs, Karl dem Kühnen, zu vermitteln. Jene Geſandtſchaft beſtand ans dem Grafen Ernſt von Gleichen, dem Marſchall Georg von Boineburg und dem Doctor Johann von Allenblumen, dem damaligen churmainziſchen Statthalter in Erfurt. Auf dem Rückwege von Burgund ward dieſe Geſandtſchaft von einigen burgundiſchen Miniſtern begleitet, welche die Braut kennen lernen ſollten. Da blieb der Graf von Gleichen nebſt dem Marſchall von Boineburg in Mainz; die Uebrigen aber gingen über Erfurt nach Naumburg. Apel von Vitzthum hatte davon Nachricht. Da wollte es ihm bedünken, hier ſei ein guter Fang zu machen, und legte ſich mit ſeinem Bruder Bernhard und vielen Burgmannen in den Hinterhalt auf dem Stallberge bei dem Dorfe Haßhauſen. Als nun der anſehnliche Zug des Weges kam, brachen die Räuber hervor, bemächtigten ſich aller Perſonen, und nahmen ihnen ihre Roſſe und ſonſtige Habe. Ein Theil der Gefangenen ward auf die Leuchtenburg gebracht.

Dieſe ſchändliche That war das Signal zu einrr allgemeinen Bewaffnung gegen Apel von Vitzthum. Herzog Wilhelm erklärte ihn für einen Landesverräther, und verhängte über ihn und ſeinen Bruder den Verluſt aller ihrer Beſitzungen. Dieſe wurden ihnen theils mit Gewalt genommen, theils durch Capitulation. Die Leuchtenburg vertheidigte Apels Bruder Bernhard ſo tapfer, daß Herzog Wilhelm zu perſönlichen Unterhandlungen ſeine Zuflucht nehmen

mußte. Bernhard ſah ein, daß es für ihn noch Zeit, die ihm drohende Gefahr abzuwenden. Daher gab er nach, und lieferte die gefangenen burgundiſchen Räthe aus, und übergab dem Herzog die Burg. Dagegen erhielt er freien Abzug mit aller ſeiner Habe, ward jedoch, ſammt ſeinem Bruder Apel, des Landes verwieſen.

Nach dieſer Zeit ereignete ſich wenig Bemerkenswerthes auf der Leuchtenburg, außer zwei großen Bränden im Jahr 1602 und 1668, von denen jener durch den Blitz, dieſer durch Nachläſſigkeit entſtanden. Da wurden beidemal der Thurm und das Amthaus ein Raub der Flammen. Späterhin diente die Leuchtenburg zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen, wie dies noch heut zu Tage der Fall. Die Reihe jener Verhafteten ward eröffnet durch zwei Theologen in Jena, den Profeſſor Victorin Striegel und den Paſtor Andreas Hügel. Beide waren über religiöſe Meinungen ſo hart an einander gerathen, und in eine ſo heftige literäriſche Fehde verwickelt, daß es nöthig war, ſie auf der Leuchtenburg wieder zur Beſinnung kommen zu laſſen.

Gegen das Jahr 1720 erhielt die ebengenannte Veſte die noch heut zu Tage beſtehende Einrichtung und Beſtimmung zu einem Zucht=, Arbeits= und Irrenhauſe. Erſt in ſpätere Zeit, in das Jahr 1744, fällt jedoch die Erbauung des Zuchthauſes und einer Kirche, bei der ein eigener Prediger angeſtellt ward. Die Leuchtenburg hat nur Ein Thor, das wohl verwahrt iſt. Man gelangt durch das Thor in den Burghof, wo rechts das Zuchthaus für männliche Sträflinge, Arme und Irrende befindlich, links eine ähnliche Anſtalt für das weibliche Geſchlecht. Im Vordergrunde erblickt man das Herrenhaus, bewohnt von dem Commandanten, dem Prediger und einigen andern Perſonen. Die Kirche ſtößt dicht an dies Gebäude, in deſſen Mitte ſich ein runder Thurm erhebt, zu deſſen Kuppel man auf 152 Stufen emporſteigt. Außer dieſem Thurm hat die Leuchtenburg noch einige kleinere Thürme, und einen Brunnen, der viertehalbhundert Fuß tief. Das Waſſer müſſen die Züchtlinge herauftreten. Die Beſatzung der Burg beſteht aus 23 Mann; die Zahl ihrer geſammten Bewohner iſt, nach den Umſtänden, ſteigend und fallend; doch belief ſie ſich ſchon einmal auf 150 Seelen.

Bei aller Vorſicht, die angewendet wird, daß keiner von denen, die auf der Leuchtenburg verhaftet, entkomme, iſt dies doch ſchon mehreren gelungen, ungeachtet nur Ein Eingang in die Burg führt, und derſelbe immer mit Wache beſetzt iſt. Der merkwürdigſte Fall einer ſolchen Entweichung ereignete ſich am 15. Juli 1819, wo dreizehn Züchtlinge, einen gewiſſen Schlenzig aus Altenburg an ihrer Spitze, ſich mit Gewalt durchbrachen. Es war Abends gegen acht Uhr, als, wie gewöhnlich, die in verſchiedenen Arbeitsſtuben vertheilten Züchtlinge in ihre Behältniſſe zurückgebracht werden ſollten, was auch diesmal, wie immer, durch die hiezu beauftragten Perſonen geſchah, durch den Zuchtmeiſter, den Hausverwalter, einen Unteroffizier und zwei Mann Wache. In dem Augenblicke, wo ſich die Züchtlinge auf der Gallerie befanden, und der vorhin genannte Schlenzig

aus Altenburg eben eintreten ſollte in ſein geöffnetes Gefängniß, verſetzte er mit einer Latte, die er von ſeiner Bettſtelle abgebrochen, dem Zuchtmeiſter Wächter einen ſo heftigen Schlag auf den Kopf, daß derſelbe betäubt zu Boden ſtürzte. Ein gleiches Schickſal traf den Hausverwalter Berneder und den Unteroffizier Bierling. Auf ein Signal, das Schlenzig ſeinen zwölf Mitverſchworenen gab, entwaffneten dieſe die Wache im Hauſe, die nur aus wenigen Leuten beſtand. Mit den Waffen ſtürzten die Flüchtlinge nach der Thür des Hauſes, ſtießen dort aber auf ſechs unbewaffnete Soldaten, die eben eintreten wollten, um zu ſehen, was der ungewöhnliche Lärm im Hauſe bedeute. Ueberraſcht und von den anſtrömenden Züchtlingen gedrängt, flohen die Soldaten nach der Wache. Die Züchtlinge aber bemächtigten ſich der Gatterthür, ergriffen noch einige Gewehre, und ſchlugen mit einer Radehacke die Schlöſſer und Riegel vom Hauptthor herab. So gelang es ihnen, das Freie zu gewinnen. Schlenzig aber, der kühnſte unter allen, hatte, bis das Thor aufgeſprengt, jedem Angriff gewehrt durch die vorgehaltene Flinte, und noch im letzten Augenblicke durch ein Fenſter in die Wachtſtube geſchoſſen, wohin ſich mehrere, auch der ſchwer verwundete Hausverwalter geflüchtet.

Schon waren die Flüchtlinge den ſteilen Berg hinabgeeilt, und in dem ſogenannten Seilenröder Grunde hatten ſie ſich bereits eine Oeffnung gehauen durch einen hohen Wildzaun. Da rief die Leuchtenburger Sturmglocke und das Schießen und Geſchrei der Soldaten die Bauern herbei aus dem benachbarten Dorfe Seilenroda. Sie waren zum Theil bewaffnet, und forderten die Züchtlinge auf, ſich zu ergeben. Dieſe aber, außer den Gewehren und Bajonetten noch mit einem Säbel, einer Hacke bewaffnet, antworteten mit Hohngelächter und Steinwürfen. „Jetzt gilt es, Brüder,“ rief Schlenzig, „Leben oder Tod!“ Langſam folgte er ſeinen Gefährten, deckte ſie mit vorgehaltenem Gewehr, und hielt ſo eine Zeit lang einen nähern Angriff ab. Es rief aber einer der Soldaten, die von der Leuchtenburg herabgekommen, den Bauern zu, Schlenzigs Flinte ſei ſchon abgeſchoſſen. Da ergriff ein junger Mann, Hermann geheißen, einen Pfahl, und ſchlug damit ſo heftig auf Schlenzigs Arm, daß er die Flinte ſinken ließ. Da umſchlang Hermann den Kühnen, dem eine furchtbare Körperkraft eigen, und ſtreckte ihn nach gewaltigem Ringen ſchwer verwundet zu Boden. Mehrere bemächtigten ſich nun ſeiner. Es hatten aber Schlenzigs Gefährten den Kampf hartnäckig fortgeſetzt, als die Bauern, von denen mehrere ſchwer verwundet, zu weichen anfingen. Da kamen andere Landleute, auch mehrere Soldaten, fanden jedoch, als ſie die Züchtlinge angriffen, einen kräftigen Widerſtand. Das ſteigerte die Erbitterung der Bauern, und einer derſelben, Ludwig mit Namen, ſtreckte einen Züchtling, Georg Joſeph Fiſcher aus Naſchhauſen bei Kahla, durch einen Schuß in dem Augenblicke zu Boden, als er eben einem Soldaten den Säbel durch den Leib rennen wollte. Es entſank aber den Uebrigen nicht der Muth, nachdem zwei ihrer Gefährten, Schlenzig und Fiſcher, ein ſo hartes

Schickſal getroffen. Noch immer fuhren ſie fort, ſich hartnäckig zu vertheidigen, wie Verzweifelte. Ein Soldat erhielt mit einem Bajonet noch einen tiefen Stich in den Schenkel. Unterdeß war es, bei zunehmendem Dunkel, drei Züchtlingen gelungen, zu entwiſchen. Das war Chriſtoph Michael Fiſcher aus Naſchhauſen, ein Bruder des Getödteten, Johann Jacob Seiler aus Neumark, der ſchon zweimal entſprungen, doch immer wieder eingeholt worden, und Chriſtian Auguſt Kahn aus Lichtentanne. Die andern Züchtlinge aber, neun an der Zahl, wurden endlich überwältigt durch die Bauern aus Seilenrode, und wieder zurückgebracht nach der Leuchtenburg. Siebenzehn Perſonen, mit Einſchluß des Hausverwalters, Zuchtmeiſters, Unteroffiziers, zweier Soldaten und zweier Züchtlinge von den ruhig gebliebenen, die dem Hausverwalter hatten zu Hülfe kommen wollen, waren mehr oder minder verwundet worden. Von den Verbrechern war kein einziger unverletzt, und einer hatte ſich beinahe verblutet in Folge eines Schuſſes, der eine Fuß-Arterie getroffen. Faſt wörtlich iſt das hier geſchilderte Ereigniß entlehnt aus einer kleinen Flugſchrift vom Jahr 1819, die faſt gänzlich aus den Augen des Publikums verſchwunden. Ein kleines Büchlein: Die Leuchtenburg und Kahla. Von J. F. Z. Mehlis. (Kahla 1802) enthält übrigens die zuverläſſigſten Nachrichten, die auch bei dieſem Aufſatze, nebſt anderweitigen Notizen benutzt worden.

Heinrich Doering.

Teiſtungenburg.

Dort flüſtern Silberpappeln, ſanft umweht,
Die grün und weiß die Blätter wechſelnd regen,
Das Mühlenrad, das träg die Schaufeln dreht,
Klappt langſam fort in gleichgemeßnen Schlägen.
Im Dickicht ſchallt der Droſſel Waldgeſang,
Das Heupferd zirpt auf friſch gemähter Waide;
Am Hügel klirrt gewetzter Senſenklang,
Und fern verhallt das dumpfe Stadt-Geläute.

von Salis.

Wenn man auf der Kunſtſtraße von Worbis nach Duderſtadt zwei Stunden lang gegangen iſt, biegt ſich rechts von dem Dorfe Teiſtungen der Weg ab, und eröffnet die Ausſicht in ein ſchmales Thal, deſſen üppiger Wieſenwachs und wogende Getreidefülle der Gefilde reichen Segen kündet. Schon früher hatte man am äußerſten Bergabhange ſtattliche Gebäude erblickt, die durch Wald und Obſtbäume größtentheils verdeckt waren; jetzt nähert man ſich ihnen immer mehr, und nach ungefähr zehn Minuten erblickt man, auf einem Berge mittelmäßiger Höhe, die weiteren Umriſſe jener Gebäude, welche ſchon längſt den Blick des Wandrers auf ſich zogen. Es ſind die Gebäude des vormaligen Kloſters Teiſtungenburg, zu denen unmittelbar von der Kunſtſtraße ein Weg auf die Anhöhe leitet, welcher, wegen des auf der linken Seite befindlichen Abhanges, mit einem Geländer umfaßt iſt. Nach wenigen Augenblicken hat man die Höhe erſtiegen, das ehemalige Kloſter erreicht, und gern — bevor er weiter ſchreitet, hemmt hier der Wandrer ſeinen Fuß, den Blick auf die Gegend geheftet, die ſich jetzt vor ihm ausbreitet. Eine ſchöne Gegend! So muß man unwillkührlich rufen! — Zwar nicht in dem

Sinne ſchön, als ob die Natur hier ihre ſchaffende Kraft erſchöpft zu haben ſchiene. Nicht ſchön, wie eine Schweizer-Landſchaft, wo ſich neben himmelanſtrebenden, mit diamantnem Glanze überſäeten Gebirgsmaſſen die grauſen, Tod und Verderben kündenden Tiefen reihen, oder wo ein mächtiger Strom majeſtätiſch in ſeinem Bette ſich daher wälzt, überall hin kräftig ſich Bahn brechend, und in ſeinen zahlloſen Krümmungen und Biegungen den ſonſt unbedeutendſten Punkten der Gegend einen ganz eigenthümlichen, ich möchte ſagen unwiderſtehlichen Reiz verleiht. Nicht ſchön, meine ich, daß der Blick, gleichſam wie verirrt, bald hier-, bald dorthin ſchweift, und immer noch ſchönere, noch anziehendere Punkte entdeckt. Nein, ich meine eine ſchöne Gegend in dem Sinne, daß das Auge ganz vergißt, daß es ein Mal Herrlicheres geſehen, daß es völlig befriedigt in den vor ihm ausgebreiteten Fluren, ſieht, und immer von Neuem ſieht, ohne des Naturſchauſpiels müde zu werden.

Man muß ſich gegen Abend auf den oben gedachten Standpunkt ſtellen, wo der gegenüber liegende weſtliche Himmel ein Schauſpiel gewährt, wie es die Erde niemals gewähren kann. Wenn der Glanz der untergehenden Sonne blutroth hinter dem Berge emporſteigt, und in zahlloſer Farben-Miſchung ſich allmählig dem ganzen weſtlichen Himmel mittheilt, dann iſt es, als ob dieſes wunderbare Farbenſpiel mit der Gegend ſelbſt verwachſen wäre, als ob dem Bergrücken eine magiſche Beleuchtung entſtrömte.

Den äußerſten engen Horizomt bildet eine größtentheils mit Wald bewachſene, niedrige Bergreihe, von welcher ſich die das ſchmale Thal umſchließenden Berghöhen allmählig ablöſen. Am äußerſten Linken erhebt ſich der etwa eine Stunde entfernt liegende Rothenberg, an deſſen Fuß ſich das Dörfchen Berlingerode beſcheiden anlehnt. In dieſer Gegend war es auch, wo einſt die Burg Weſternhagen ſtand, auf deren grasbewachſenen Trümmern ſich jetzt ruhig der Schäfer hinſtreckt, und die blökende Heerde neben ſich weiden läßt. Der Strom der Zeit hat ſie ereilt; damals, wo ſo viele ihres Gleichen fielen, ſank auch ſie in Nichts zuſammen. — Kaum verräth der ſchwarze Kirchthurm und hier und da ein Wohnhaus das von dieſer Seite zunächſt liegende Dorf Teiſtungen, welches ganz in Baumgrün gehüllt iſt. Von da aus, bis nach der andern Seite des Kloſters erblickt man im Grunde den ſchönſten, mit Bäumen beſetzten Wieſenteppig. Nur bisweilen blinzelt aus dem buſchigen Ufer der Aahle der Waſſerſpiegel hervor, deren ruhiges Fortbewegen man gar nicht bemerkte, wenn es nicht durch das geſchäftige Treiben der daran liegenden Mühlen hörbar würde. Die weiße Straße, die ſich an den Fuß der Anhöhe ſchmiegt, lenkt den Blick auf das zur Rechten liegende Dörfchen Gerblingerode, welches mit dem im Hintergrunde liegenden Duderſtadt wie verwachſen erſcheint. Am äußerſten Horizonte, da, wo die gigantiſchen, himmelanſtrebenden Maſſen in unzähligen Gruppen dem ſpähenden Auge ſich zeigen, zieht ſich der Harz hin in ſeiner ſtillen Majeſtät, herabſchauend wie ein König auf die vor ihm ausgebreiteten Gefilde. — So ruht das Auge auf allen Punkten mit

Wohlgefallen, und vermag ſich nur ungern zu trennen von dieſer lieblichen Einfalt, indem es jetzt auf die Kloſtergebäude ſich richtet.

Dieſe, ſämmtlich von den ſchönſten Steinen erbaut, ſind nach dem Urtheile Sachverſtändiger, Muſter eines landwirthſchaftlichen Baues. Von einer zehn bis zwölf Fuß hohen, von herrlichen Quadern und mit einem bedeutenden Koſtenaufwande errichteten Mauer, welche einen Flächenraum von 50 Morgen beſchreibt, werden ſämmtliche Gebäude mit dem dazu gehörigen Garten umſchloſſen. An die äußere Seite derſelben reiht ſich eine Anpflanzung von Pappeln mit jugendlicher Friſche, öſtlich mit dem an das Kloſter ſich anlehnenden Walde verſchmelzend. Ein offenes Thor ladet zum Eintritte in den innern, rechts und links mit Wirthſchaftsgebäuden beſetzten Hofraum ein. Das rege Leben, welches hier allenthalben ſich kund giebt, und welches jeder größern Landwirthſchaft eigenthümlich iſt, würde nichts mehr von der gemächlichen Ruhe, die einſtens hier herrſchte, verrathen, erinnerte nicht die entgegentretende Kirche mit ihrem Thurme und die eigene Bauart des weitläufigen Kloſterhauſes an die frühere Beſtimmung dieſes Ortes. Dieſes ſteht mit der Kirche in Verbindung, und bildet mit ihr durch zwei angebaute Flügel ein Viereck. Aus dem Hauptgebäude tritt man unmittelbar in den Garten, von deſſen freundlichen Plätzchen man ſich nur nach einigem Widerſtreben trennen kann.

Werfen wir nur einen Blick auf die Geſchichte des Kloſters, ſo muß ſchon die mit wenigen Ausnahmen innere Tendenz aller Klöſter für die Geſchichtsſchreibung dürftige Punkte, und in Betracht einer blos unterhaltenden Lekture, auch weit weniger anziehenden Stoff darbieten, als es z. B. bei einer Geſchichte der Ritterburgen der Fall iſt, in welcher die Züge von Muth, Geiſtesgegenwart und großen Thaten mit ihrem abentheuerlichen Anſtriche der Aufmerkſamkeit und der Einbildungskraft eine weit kräftigere Nahrung verleihen. Auch die Geſchichte Teiſtungenburgs macht hiervon keine Ausnahme, und das Wenige, was ſich aus dürftigen Nachrichten ſchöpfen läßt, und wovon das Weſentlichſte ſogleich beſprochen werden ſoll, kann ſich im Allgemeinen nur auf das allen Klöſtern Gemeinſame der Stiftung und deren näher ſie begleitende Umſtände, auf eine etwas genauere Angabe einiger eigenthümlichen Verhältniſſe, und Bemerkungen, welchen Einfluß die bedeutendſten Zeiterſcheinungen auf das in Rede ſtehende Kloſter ausübten, beſchränken.

Das Jahr, in welches die Stiftung unſers Kloſters fällt, iſt nicht genau bekannt. Sie erfolgte durch ein in der Nähe liegendes Kloſter Beuren auf folgende Weiſe.

Beuren, welches durch Conrad von Hildesheim zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gegründet war, zählte nicht lange nach ſeinem Beſtehen eine ſolche Maſſe von Jungfrauen, welche ſich um Aufnahme in das Kloſter bewarben, daß man, um ihrem Anſinnen zu genügen, einen Theil der Nonnen in das früher beſtandene, unter dem Berge gelegene Dorf Teiſtungenburg, woſelbſt der Orden Beſitzungen hatte, verpflanzen mußte. Dieſes geſchah in den vierziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, von welcher Zeit jedoch die

Stiftung Teiſtungenburgs keineswegs zu rechnen iſt. Die Nonnen, welche nun in dem Dorfe Teiſtungenburg wohnten, bildeten nämlich im Jahre 1260, wie aus einem in dieſem Jahre abgeſchloſſenen Verkaufs-Contrakte erhellt, kein geſchloſſenes Ganze, und beſtand, unbeſchadet ihrer Entfernung von Beuren, ihr Abhängigkeits-Verhältniß zu den dortigen Kloſter-Obern noch fort.

Mittlerweile verſuchten die Nonnen, ihr früheres Verhältniß mit Beuren gänzlich zu löſen, einen eignen Convent zu bilden, und nach einem beſonderen Anſuchen an den damaligen Erzbiſchof Werner wurde ihnen dazu auch die Erlaubniß ertheilt, die Wahl einer Aebtiſſin beſtätigt, und das Kloſter mit allen gegenwärtigen und zukünftigen Gütern anerkannt.

Die Bedenklichkeiten und Streitigkeiten welche Beuren, das in dieſem Ereigniſſe nicht ſowohl eine Schmälerung ſeiner Rechte, als vielmehr ſeiner Einkünfte erblickte, dagegen erhob, veranlaßten insbeſondere die Aebte von Gerode, Reifenſtein und Reinhauſen, vermittelnd einzuſchreiten. Es kam deshalb im Jahre 1268 zu einem Vergleiche, in welchem der Convent von Teiſtungenburg feierlich das Verſprechen leiſtete, unter keinem Vorwande Hülfe und Unterſtützung bei dem Kloſter Beuren zu ſuchen, noch weniger zu fordern, und alle Dokumente, welche in letzterer Beziehung eine Berechtigung zu geben ſchienen, auszuliefern. Beuren dagegen, ſich jeglichen Rechtes auf Teiſtungenburg begebend, gab zwei in Duderſtadt gelegene Hofſtätten, machte ſich auch zu 10 Mark feines Silber verbindlich, welches die Conventualinnen zum Ankaufe des Berges, auf welchem das jetzige Kloſter ſteht, von der Aebtiſſin von Quedlinburg benutzen ſollten.

Bei Erwähnung dieſer Aebtiſſin zu Quedlinburg kann nicht unbemerkt gelaſſen werden, daß Gertrude, ſo war nämlich ihr Name, ſehr Vieles zur Gründung Teiſtungenburgs mit beitrug. Schon im Jahre 1250 am 3. September hatte ſie 12 Höfe in Böſekendorf, in der Mark Baiern, an das neu zu errichtende Kloſter vermacht, und im Jahre 1270 überließ ſie demſelben nicht blos den Berg, ſondern auch die reichlich dotirte Kapelle. Es erfolgten überhaupt in kurzer Zeit viele und mitunter bedeutende Schenkungen an das Kloſter, unter denen ich die im Grunde deſſelben liegenden beiden Mühlen, welche Hugo von der March im Jahre 1297 dem Kloſter ſchenkte, nur deshalb erwähne, weil ſie wegen ihrer Nähe gewiſſermaßen in einem unmittelbaren Zuſammenhange mit dem Kloſter ſtehen. Kurz, das Kloſter gehörte bald zu den Begüterten, und es fehlte ihm auch nicht an Jungfrauen, welche von allen Seiten herbeiſtrömten, Aufnahme ſuchend in den geweihten Mauern.

Inzwiſchen hatte das Kloſter nach kurzem Beſtehen Gelegenheit, manche traurige Erfahrungen zu machen. In einem Schreiben vom Jahre 1303, durch den damaligen Erzbiſchof Gerhard an das Kloſter gerichtet, gedenkt dieſer mit Bedauern der „Räubereien, Plünderungen, durch Böſewichte veranlaßten Feuersbrünſte und anderer Unglücksfälle“, welche den Wohlſtand des Kloſters untergraben und daſſelbe in Armuth verſetzt hätten. Er findet ſich dadurch veranlaßt, die bisherige Anzahl

der Nonnen von ſechzig auf vierzig herabzuſetzen, und die Beſtimmung zu treffen, daß bis zu dem Abſterben derſelben auf vierzig, durchaus keine Novizen aufgenommen, und dann die Zahl von vierzig auf keinen Fall überſchritten werden dürfte.

Während einer geraumen Zeit ging das klöſterliche Leben in Teiſtungenburg in gewohnter Weiſe fort, bis der ausgebrochene Bauernkrieg in die hier beſtehenden Verhältniſſe ebenfalls gewaltſam eingriff. Das Bauernheer, welches nach vielfach verübten Gräueln in Heiligenſtadt ſich von hier aus nach Duderſtadt in Bewegung ſetzte, hatte ſeinen Weg ſchon mit andern Gewaltthätigkeiten, unter Andern mit der Zerſtörung der ſchon erwähnten Burg Weſternhagen bezeichnet, als es vor Teiſtungenburg anlangte, und daſſelbe ebenfalls verwüſtete. Bei dieſer Gelegenheit ging auch ein großer Theil der Kloſterſchriften verloren, wodurch eine fühlbare Lücke über manche das Kloſter angehende frühere Verhältniſſe verbreitet worden iſt. Bis zum J. 1540 waren die Gebäude noch nicht vollkommen wieder hergeſtellt, und die äußere Unordnung veranlaßte auch die innere. Auf die Kunde von „mancherlei Unordnungen und Ungeſchicklichkeiten unter den Perſonen, und ſonderlich unter der jetzigen Aebtiſſin", fühlte ſich Albrecht als Landesherr und Erzbiſchof gedrungen, eine beſondere Commiſſion in das Kloſter zu ſenden, welche dem Unweſen abhelfen und namentlich dahin wirken ſollte, daß wieder Gottesdienſt gehalten würde.

Seit dieſer Zeit ſind die Begebniſſe des Kloſters ſo unbedeutend, daß ſie, außer eines im Jahre 1632 erlittenen Ueberfalles, auf keine beſondere Erwähnung Anſpruch machen können. Damals ging nämlich der ſchwediſche Obriſt Schlammersdorf, nach Eroberung des feſten Schloſſes Gleichenſtein, auf Duderſtadt los, wandte ſich aber, nachdem er von der hieſigen Beſatzung zurückgeſchlagen war, gegen das Kloſter Teiſtungenburg, gab es einer gänzlichen Plünderung Preis und verurſachte demſelben dadurch einen ſehr empfindlichen Schaden.

Im Jahre 1809 wurde von der weſtphäliſchen Regierung die Aufhebung des Kloſters verordnet, und das Kloſtergut im September deſſelben Jahres an den Oberamtmann Herrn Felber, gegenwärtig in Herzberg, verkauft. Derſelbe trat es ſpäter an ſeinen Sohn ab, und Beide gaben, durch eine eben ſo thätige als umſichtige Wahrnehmung der natürlichen Vortheile des Gutes, den treffendſten Beweis, daß ökonomiſche Beſitzungen unter wohlgeübter Hand bald in ganz neue Schöpfungen verwandelt werden können.

Adolf Kegel.

Möbisburg.

Zwiſchen den Städten Erfurt und Arnſtadt, ohngefähr zwei Stunden von dieſem und anderthalb Stunden von jenem entfernt, liegt auf dem rechten Ufer der Gera, an dem nördlichen, hier mit Obſtbäumen reichlich beſetzten Abhange des Steigerwaldes das preußiſche Dorf Möbisburg. Hat man das Dorf von Süden nach Norden durchwandelt, ſo erblickt man nordöſtlich, vor dem Eingang einer Schlucht, die ſich nach dem gothaiſchen Dorf Rhoda hinzieht, auf einem abgeſonderten Hügel ein freundliches, von Bäumen beſchattetes Kirchlein. Angelangt auf dem Hügel, findet man rings um das Kirchlein einen geräumigen Raſenplatz, und weidet ſeine Blicke an dem gegenüber, auf dem linken Geraufer liegenden Dörfchen Stedten, an dem freundlich aus dieſem hervorſchauenden Gräfl. Kellerſchen Landhauſe und an den anmuthigen, zu dieſem Landhauſe gehörenden Gartenanlagen. Das Kirchlein ſelbſt ſteht, wie uns die Sage vertraut, an der Stelle, wo der Frankenkönig Merwig oder Merovens, den die Thüringer im Jahre 447 nach Chriſti Geburt zu ihrem König erwählten, ſich eine Reſidenz, damals Saal geheißen, oder eine Burg erbaute. *) Dieſe Burg wurde nach des Königs Namen Merwigsburg genannt, woraus im Verlaufe der Zeit Mewersburg, Möbigsburg, Möbisburg, Mebisburg, Mersburg, Mersperk und Mörſchberk entſtanden iſt. Die beiden letzten Benennungen leben vorzüglich in dem Munde der umwohnenden Landleute, und vielen derſelben iſt der Name Möbisburg, unter welchem der Ort jetzt von den Geographen aufgeführt wird, ſo gänzlich unbekannt, daß, wenn man ſie nach der Lage von Möbisburg fragt, ſie durchaus keine Auskunft ertheilen können. Bei der Burg legte Merwig, anfangs nur für ſeinen Hofſtaat, einen umfangreichen Flecken an, der ſeinen Namen von jener

*) Ernſt Brotuffs Anhaltiſche Genealogie, ed. Cl. 1556. Lib. I. cap. 2. Falkenſteins Hiſtorie von Erfurt, 1739, p. 2.

erhielt. Schon in ſeinem erſten Aufblühen mag dieſer Flecken von den beutegierigen und blutdurſtigen Schwärmen der Hunnen, die im Jahre 451 unter König Etzel oder Attila in Thüringen einfielen, Schreckliches erduldet haben, und auch in den folgenden Zeiten öfters durch die in dieſer Gegend wüthende Kriegsfurie verwüſtet worden ſein, ſo daß er zu einem unbedeutenden Dorfe herabſank und ſich erſt ſpäter wieder hob. Auch die Burg mag während deſſen manches harte Schickſal erfahren haben; doch iſt uns darüber nichts Zuverläſſiges bekannt geworden Im Jahre 1160 ſuchten, wie eine alte Chronik meldet, ſich Räuber auf derſelben feſtzuſetzen.*) Als dies Kaiſer Friedrich Barbaroſſa vernahm, ließ er an Ludwig den Eiſernen, Landgrafen von Thüringen, den Befehl ergehen, die Burg zu ſchleifen. Der Landgraf vollzog dieſen Befehl ſo, daß kein Stein auf dem andern blieb und bald jede Spur von der Burg verſchwand. Die Merkmale von Umwallungen, die jetzt noch vorhanden ſind, datiren ſich erſt aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Im Herbſte des Jahres 1631 nämlich ließ Guſtav Adolf, König von Schweden, nach dem bei Leipzig über Tilly erfochtenen Siege, ſeine Armee in zwei Colonnen durch Thüringen nach Franken ziehen. Die eine derſelben zog von Erfurt über Arnſtadt, und von Kriegern dieſer Colonne wurde auf dem Hügel der verſchwundenen Merwigsburg eine Schanze angelegt, und zur Sicherung des Marſches reichlich mit Geſchütz beſetzt. Das dem heiligen Dionyſius gewidmete Kirchlein, welches bereits in Urkunden aus der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, die vor uns liegen, eine Tochter der Kirche zu Biſchofsleben oder Biſchleben genannt wird, bildete den Mittelpunkt dieſer Schanze, und wurde ſpäter, wie ſchon ſein jetziges Aeußere zeigt, erneuert. Ein alter thüringiſcher Chronikenſchreiber hat uns von dieſem Kirchlein folgende Sage aufbewahrt:

„Es liege ein großer Schatz unter dem Kirchlein verborgen, welchen böſe Geiſter hüteten. Einſt hätten ſich drei beherzte Männer, ein Schmied, ein Schneider und ein Schäfer, vorgenommen, dieſen Schatz zu heben; als ſie aber danach zu graben begonnen, wären ſie von den böſen Geiſtern umgebracht worden. Zur Warnung habe man ihre Häupter oben an dem Simſe der Kirche nebſt einem Hufeiſen, einer Scheere und einem Hirtenſtabe ausgehauen.“

Im ſiebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat man in der Nähe des Kirchleins, ſo wie auch bei und in dem benachbarten Dorfe Biſchleben viel alte Urnen und Waffen ausgegraben, und es dürfte ſich auch wohl jetzt noch der Mühe lohnen, dort nach ſolchen Ueberreſten untergegangener Zeiten zu forſchen. Zeichner aber machen wir darauf aufmerkſam, wie das Möbisburger Kirchlein, von dem Gräflich Kellerſchen Burggarten bei Stedten aus betrachtet, einen äußerſt lieblichen Anblick gewährt und wohl verdient, unter den maleriſchen Darſtellungen thüringiſcher Gebäude und Gegenden eine Stelle zu erhalten.

*) Meliſſantes neueröffneter Schauplatz denkwürdiger Geſchichte, Frankfurth und Leipzig, 1715, Seite 336.

Adolf Bube.

Gez. v. J. G. Rottmann.
63.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. Dresden.

Langensalza.

Stadt Langenſalza.

Unweit der Unſtrut, in dem alten Weſtergaue des ſüdlichen Thüringens, im Mittelpunkte der Städte Erfurt, Gotha, Eiſenach, Mühlhauſen, Wanfried, Nordhauſen, Sondershauſen und Tennſtädt, liegt unter 28° 18′ 5″ öſtl. Länge und 51° 6′ 59″ nördl. Breite, in einer fruchtbaren, ebenen, nur von einigen ſandigen Höhen begrenzten Gegend, in dem Bezirke der königl. preuß. Regierung zu Erfurt, die Kreisſtadt Langenſalza, einſt Salza oder Salzaha, der Stammſitz des edlen Geſchlechts, welches von dieſem Orte ſeinen Familiennamen entlehnt hat, urſprünglich aber aus der Mitte der uralten, mächtigen, kriegs- und beuteluſtigen Nordmannen von Treffurt*) hervorgegangen ſein ſoll. Urkundlich wird des Ortes, welchen die Salza, ein kleines, eine halbe Stunde weſtlich von der Stadt, in der Flur von Uffhofen aus drei Quellen, den ſogenannten Gulken, entſpringendes Flüßchen, in verſchiedenen, größtentheils verdeckten Kanälen durchrinnt, das ſich eine Viertelſtunde unterhalb der Stadt, unweit des Dorfes Merxleben in die Unſtrut ergießt, bereits im Jahre 932 gedacht. Es iſt dies die älteſte verbürgte Nachricht, die uns von dem Daſein Langenſalza's, welches bereits 736 durch Bonifacius zum chriſtlichen Glauben bekehrt worden ſein ſoll, Kunde giebt; doch iſt nicht zu ermitteln, ob ſchon damals die Herren, welche ſpäter als Beſitzer deſſelben genannt werden, daſelbſt geherrſcht haben. Einer unverbrieften Sage nach ſoll Salza anfangs dem unweit davon gelegenen Kloſter Homburg**)

---

*) Siehe: »die Stadt Treffurt und die Ruinen des Nordmannſteines« von H. Schwerdt im 4. Bande S. 31. ff. dieſes Werkes.

**) Eine Beſchreibung dieſes im Jahre 800 nach Chriſto von Karl dem Großen geſtifteten Nonnenkloſters von dem Orden der Benedictiner, welches

gehört, über letzteres aber den Herren von Treffurt die Voigtei-gerechtigkeit zugeſtanden haben. In Folge dieſes Verhältniſſes nun hätten die gedachten Herren, welche nach unverbürgten Sagen ſchon um die Mitte des 5. Jahrhunderts Treffurt erbaut und ſich daſelbſt angeſiedelt haben ſollen, Salza an ſich gebracht, und, nachdem ſie daraus eine eigene Herrſchaft gebildet, ihren alten Familiennamen aufgegeben, und ſich Herren von Salza geſchrieben. Es muß dies aber bereits vor der Mitte des 12. Jahrhunderts geſchehen ſein, denn in zwei das Kloſter Homburg betreffenden Urkunden, welche im J. 1162 und 1179 ausgeſtellt, und von Walther Wigand Burchartradus von Salza und Walther von Salza als Zeugen unterſchrieben ſind, geſchieht des Voigteiverhältniſſes nicht nur keiner Erwähnung, ſondern es erſcheint in denſelben auch Herzog Heinrich von Baiern und Sachſen als oberſter Schirmherr des Kloſters, und die Gebrüder Heinrich und Theodorich Grafen zu Hohenſtein als deſſen Untervoigte; auch iſt gewiß, daß die Herren von Salza nicht nach Herzog Heinrichs Zeit Voigte des Kloſters Homburg geweſen ſind, indem ſie um dieſe Zeit ſchon Herren von Salza waren, was ſie doch ſpäter geworden ſind, als Schirmvoigte des Kloſters. Das alte Verhältniß derſelben zum Kloſter mag daher jedenfalls von dem Augenblicke an aufgehört haben, als ſie von demſelben das Dorf Salza nebſt Zubehör erwarben.

Bereits im 12. Jahrhundert erſcheinen die Herren von Salza als mächtige Dynaſten in Thüringen, die nicht blos das Dorf Salza, ſondern auch die Flurmarken von Uffhofen (mit einem feſten Schloſſe), Zimmern, Illeben, Döllſtedt (wo 1248 Heubold von Salza den ſtarken Steinfurt oder Steinfürſt erbaute), Dörna, Tambach, Altenſtein, Borſtendorf und noch viele andere, heut zu Tage unter verſchiedene Landesherrſchaften zerſtreute Dörfer und Schlöſſer beſaßen. In Uffhofen ſcheinen ſie zu allererſt, und noch früher, als in Salza gewohnt zu haben; auch ſoll der Name jenes, kaum eine Viertelſtunde weſtlich von Langenſalza entfernten Dorfes eben von dem Wohnſitze der Herren von Salza daſelbſt herrühren, denn es hieß „uf'n Hofe" d. i. auf dem Schloſſe. Aus dieſem Namen hat man aber auch den Schluß ziehen wollen, daß Uffhofen vor uralter Zeit einmal mit Salza zuſammengehangen, und einen Ort gebildet habe, indem Uffhofen oder die Oberhöfe den oberen, und die ſogenannten Niederhöfe, welche noch gegenwärtig unter dieſem Namen beſtehen, den unteren Theil der Stadt ausgemacht hätten; doch entbehrt dieſe Vermuthung aller hiſtoriſchen Beſtätigung.

In Salza ſelbſt beſaßen die Herren von Salza außer der eigentlichen Burg, der Dryburg (dem jetzigen königlichen Schloſſe), auch einen Freihof, aus welchem ſpäter der Reinhardsbrunner

---

jedoch ſpäter (im Jahre 1136) von Kaiſer Lothar II. in ein Mönchskloſter deſſelben Ordens umgewandelt wurde, liefere ich in einem der folgenden Hefte dieſes Werkes.

Hof, gegenwärtig Privateigenthum der Herren Weiß, entſtanden iſt. Dieſer alte Freiherrenhof hat der heutigen Herrengaſſe, die alte Dryburg aber der Burggaſſe ihren Namen gegeben. Dieſelbe ſtand nämlich nicht an dem Platze des unter dieſem Namen auf uns gekommenen Schloſſes dieſſeit des ſogenannten wilden Grabens, ſondern jenſeit deſſelben, innerhalb des Walles, welcher ſich bis auf den heutigen Tag in dem ſogenannten Stadtgraben vom Klagethore nach dem Niederhöfer Thore faſt unverſehrt erhalten hat, und zwar an der Stelle des Bertling'ſchen Gartens in der Burggaſſe, wo, was dem Verfaſſer der Chronik der Stadt Langenſalza*) entgangen zu ſein ſcheint, ſich ſehr deutliche Spuren davon erhalten haben bis auf den heutigen Tag. Der Name Dryburg oder Dreyburg ſcheint übrigens mit dem ihrer erſten Erbauer, der Herren von Treffurt oder Dreyfurth, zuſammenzuhängen, namentlich da dieſes Schloß zuweilen auch Drifurtum genannt wird. Andere leiten den Namen von der Herrſchaft der drei Brüder Heinrich, Johann und Friedrich von Salza ab, mit welchen, wie wir unten ſehen werden, die Herrſchaft dieſes Geſchlechts in unſerer Stadt für immer erloſch.

Jener alte Freiherrenhof der Herren von Salza kam ſchon im Jahre 1226 an das Kloſter Reinhardsbrunn, und zwar auf folgende wahrhaft tragi-komiſche Weiſe: Zur Zeit nämlich, als Landgraf Ludwig IV. zu Kaiſer Friedrich II. nach Italien gezogen war (im Jahre 1226), und Hermann von Salza, der berühmteſte ſeines Geſchlechts, als Hochmeiſter des deutſchen Ordens, die rohe Gewalt des Heidenthums in Preußen zuerſt zu brechen begann**), hatte ein Herr von Salza (ſein Name wird nirgends genannt) einen für jene Zeiten gar nicht ungewöhnlichen Einfall. Es beliebte nämlich dieſem Herrn, auf dem in dem Gebiete des Kloſters Reinhardsbrunn gelegenen Altenberge einen ſogenannten Burgfrieden zu erbauen, und aus demſelben dem Kloſter allerhand Schaden durch Raub und Ueberfall zuzufügen. Der Abt des Kloſters bat wohl, dergleichen bleiben zu laſſen; aber die geiſtliche Bitte kümmerte dem weltlichen Herrn in ſeinem Burgfrieden nur in ſo weit, daß er denſelben noch beſſer einrichtete, und ſorgfältiger befeſtigte. Als nun der fromme Landgraf, nach ſeiner Rückkehr aus Italien, dieſes Kloſter, welches

*) Chronik der Stadt Langenſalza in Thüringen von Karl Friedrich Göſchel. Band 1. und 2. Langenſalza 1818. Aus glaubhafter Quelle kann ich die Verſicherung geben, daß die von Vielen gewünſchte Fortſetzung des blos bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges gehenden Werkes ſo eben zum Drucke vorbereitet wird.

**) Hermann von Salza, einer der kräftigſten Männer ſeines Zeitalters, tritt zuerſt auf im Jahre 1210 oder 1211, wo er zum Hochmeiſter des deutſchen Ritterordens ernannt wurde, welcher 1190 als Orden der Brüder des deutſchen Hauſes St. Mariä zu Jeruſalem, auf heiligem Boden geſtiftet, bald der Inbegriff der edelſten, ritterlichſten und chriſtlichſten Deutſchen ward, und deſſen Beſtimmung zwiſchen die hohe Ritterpflicht, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, und die niedere Chriſtenpflicht, die kranken und verwundeten Krieger zu pflegen, ſich theilte.

in ganz abſonderlicher Gunſt bei ihm ſtand, noch im Jahre 1226 zum erſten Male wieder beſuchte, klagte ihm der Abt ſein Leidweſen mit großer Wehmuth und Kümmerniß. Ludwig antwortete nicht darauf; aber bald hatte er ſich einen feinen, ritterlichen Schwank zu ernſtlicher Beſtrafung unſeres geſtrengen Herrn von Salza und daneben zu einer angenehmen Ueberraſchung und kurzweiligen Erholung für die Kloſtergeiſtlichkeit von ihrer zeitherigen Bedrängniß ausgedacht. Er ließ nämlich ſeinem Voigte zu Eiſenach insgeheim zu wiſſen thun, daß er mit den ſtreitbaren Bürgern dieſer Stadt des andern Tages früh nicht weit von jenem Burgfrieden, der dem Kloſter ſo vielen Unfrieden machte, und den wohlgenährten Mönchen die beſten Lebensmittel auf der reichlichen Zufuhr abſchnitt, in vollen Waffen einfinden ſollte. Am folgenden Morgen (es war an einem Sonntage) brach Ludwig auf zu ſeinen getreuen Mannen. Im Kloſter ließ er den Befehl zurück, daß der Abt nicht eher die Prozeſſion halten, nicht eher das Kreuz tragen laſſen, noch die hohe Meſſe leſen ſollte, bis er wieder zurückgekommen wäre. Jetzt wird der Feind ſofort angegriffen. Der Burgfriede iſt bald erſtiegen, und unſer Unfried, der Herr von Salza, gefangen genommen. Nun zieht Ludwig mit der ganzen Schaar nach Reinhardsbrunn zurück; der Herr von Salza aber wird mitgeführt, nach Einigen zu Fuß an einer Kette, nach Andern auf ein Pferd feſtgebunden. Bei der Ankunft des Zuges hält der Abt auf des Landgrafen Anordnung die Prozeſſion, und der gefangene Herr von Salza muß in Ketten und Banden dem Kreuze vorangehen. Hierauf läßt ihn Ludwig, um ihn noch empfindlicher zu ſtrafen, an einem erhabenen Orte in der Kirche zur Schau ausſtellen; der Kantor ſtimmt die Worte an: „Herr, du haſt erniedriget und gedemüthiget den Herrn von Salza, als einen verwundeten Mann,“ worauf das Chor mit einer paſſenden Antwort einfällt. Einige Diener des gedemüthigten Herrn, welche die Anſtifter der Sache geweſen waren, werden hierauf mit dem Schwerte hingerichtet; der Herr ſelbſt aber muß geloben und ſchwören, daß er des Kloſters Gebiet nie wieder betreten, ſeiner Buße nimmer gedenken, und an den Altenberg keinerlei Anſpruch je wieder machen wolle. Der Burgfriede wurde nun auf des Landgrafen Befehl von den Eiſenachern von Grund aus zerſtört und abgetragen. Holz und Steine davon erhielt das Kloſter. Nach dieſer ausgeſuchten Buße konnte der Herr von Salza wieder heimziehen; zuvor aber mußte er noch ſeinen in Salza gelegenen Freihof, wo die Herren von Salza vor Erbauung der Dryburg eine Zeit lang gewohnt hatten, ſammt deſſen Einkünften und Zubehör an das Kloſter abtreten. Das iſt der in unſerer Stadt gelegene, ſogenannte Reinhardsbrunner Hof, welcher ſpäter, nach Zerſtörung des Kloſters Reinhardsbrunn, ſammt dieſem an die herzogl. Landesherrſchaft zu Gotha, und neuerlich als Privateigenthum in die Hände der Herren Weiß zu Langenſalza gelangte.

Es konnte nicht fehlen, daß ein ſo reichbegütertes Geſchlecht, wie das der Herren von Salza, vielfach in die Ereigniſſe verflochten werden mußte, durch welche in jener bewegten Zeit Deutſchland erſchüttert

ward. So hatten dieſelben mit den meiſten Herren des Thüringer Landes, auf Anſtiften des Erzbiſchofs Siegfried von Mainz, dem Landgrafen Hermann I. ſich angeſchloſſen, als dieſer von dem durch Pabſt Innocenz III. excommunicirten Kaiſer Otto IV. öffentlich abgefallen war. Hierdurch wurde Kaiſer Otto veranlaßt, eiligſt aus Apulien nach Deutſchland aufzubrechen. Im Anfange des Jahres 1212 daſelbſt angelangt, machte er, nach einem zu Pfingſten in Nürnberg gehaltenen Reichstage, ſogleich einen Einfall in das ihm feindlich geſinnte Thüringen, wo er ſich bereits durch ſeinen Truchſeß Gunzelin der Städte Mühlhauſen und Nordhauſen bemächtiget hatte, eroberte das Schloß Rothenburg, und zog von da vor das Schloß Dryburg. Daſſelbe wurde jedoch nicht erobert, ſondern ergab ſich, weshalb Otto den Herren von Salza nicht nur Gnade widerfahren ließ, ſondern auch dem Orte, wo ſie reſidirten, die Stadtgerechtigkeit verlieh (1212). Seit dieſer Zeit ward Salza mit Mauern umſchloſſen.

In den Kriegen, welche Landgraf Albrecht der Entartete mit ſeinen Söhnen Friedrich und Diezmann führte, zeichnete ſich Friedrich von Salza als tapferer und treuer Anhänger des Letzteren aus. Sonſt war die Politik des Hauſes Salza darauf gerichtet, ſich durch die Verbindung mit entfernteren Fürſten der Uebermacht der Landgrafen entgegen zu ſtemmen. Hierzu boten die damaligen Verhältniſſe Thüringens vielfach Gelegenheit. Das Land war nämlich theils an Bisthümer und Klöſter vertheilt, theils in eine Menge größerer oder kleinerer Herrſchaften zerſplittert. Benachbarte Kirchenfürſten, wie die Aebte der Stifter Fulda und Hersfeld und die Erzbiſchöfe von Mainz, unter deren Sprengel außerdem der größere Theil von Thüringen gehörte, beſaßen daſelbſt ebenfalls große Güter. Dieſe zu erweitern, waren ſie eben ſo ſehr bedacht, als die Landgrafen ſich bemühten, ihnen hierin entgegen zu ſein. Unter dieſen immer wiederkehrenden Reibungen konnte es denn nicht fehlen, daß jeder Theil ſich unter den Edlen Thüringens Freunde und Angehörige zu verſchaffen ſuchte. So waren in den Fehden, welche der Abt Heinrich von Fulda mit dem Landgrafen Friedrich II. beſtand, die jüngeren Brüder Günther und Heinrich von Salza eifrige Bundesgenoſſen des Erſteren, ſo daß der Landgraf, um einige Ruhe zu erlangen, ſich ſogar genöthiget ſah, im Jahre 1312 einen Waffenſtillſtand mit ihnen abzuſchließen. An dem ſogenannten Grafenkriege, welcher 1343 zum Ausbruche kam, nahmen die Herren von Salza ebenfalls Theil gegen den Landgrafen, nachdem ſie ſchon das Jahr vorher mit dem Erzbiſchofe Heinrich von Mainz zu dieſem Behufe ein beſonderes Schutzbündniß abgeſchloſſen hatten. Dieſe Politik jedoch mußte nothwendig den Ruin des Hauſes herbeiführen, als die unter einander entzweiten Mitglieder deſſelben jene mächtigen, auf einander eiferſüchtigen Fürſten um Hülfe in ihrem Familienzwiſte gegenſeitig anſprachen. Dieſen war natürlich die zur Vergrößerung ihrer Macht und Herrſchaft ſo unerwartet dargebotene Gelegenheit höchlich willkommen. Salza gehörte ſchon damals unter die bedeutenden

Städte Thüringens, und in der Nähe deſſelben lagen verſchiedene Güter, über welche das Erzſtift Mainz lehnsherrliche Rechte ausübte. Deſto weniger konnte es der Landgraf geſchehen laſſen, daß ein ſo feſter Platz dem Erzbiſchofe zufalle. Nun hatte Günther der Aeltere, Herr von Salza und Döllſtedt, bei ſeinem Dahinſcheiden vier Söhne hinterlaſſen, nämlich Johann, Heinrich, Günther und Friedrich auf Salza, Döllſtedt, Uffhofen und Beſſingen. Einer derſelben, Günther, ſcheint frühzeitig verſtorben zu ſein; die drei übrigen aber konnten ſich über die väterliche Verlaſſenſchaft nicht einigen; es entſtand Zwieſpalt unter ihnen, und an gegenſeitigen Reibungen konnte es bei ſolcher Nachbarſchaft nicht fehlen. Darüber kam Einer von dem brüderlichen Kleeblatte auf den Einfall, ſeinen Antheil an der Stadt Salza dem Erzbiſchofe von Mainz, der von Einigen Gerlach, von Andern aber wohl richtiger Heinrich genannt wird, und dem dieſer Antrag ſehr erwünſcht kam, zu verkaufen. Jedoch eben dieſem Verkaufe widerſetzten ſich anfangs die beiden andern Brüder, bis ſich endlich auch der jüngere Bruder fügte, und dem Verkaufe beitrat. So kam die Abtretung zweier Dritttheile der Stadt an den Erzbiſchof wirklich zu Stande, wahrſcheinlich im Jahre 1345.

Jetzt erklärte der ältere Bruder, daß er ſeinen Antheil an den angeſtammten väterlichen Gütern zwar gern behalten hätte; weil ihm aber die eigenen Brüder dieſen Wunſch vereitelt hätten, ſo bleibe ihm nichts übrig, als ſeinerſeits ſeinen Vortheil und ſeine Pflicht wahrzunehmen. Hierauf ritt derſelbe, ein getreuer Vaſall, zu ſeinem Oberlehnsherrn, dem Landgrafen Friedrich, und verkaufte dieſem ſein Dritttheil. Friedrich ſchickte alsbald einen Voigt nach Salza, um von ſeinem Antheile Beſitz zu ergreifen; aber die Beamten des Erzbiſchofs waren ihm zuvorgekommen, und ertheilten dem landgräflichen Voigte den Beſcheid: „Schloß und Stadt zu theilen, ſei nicht ſchicklich, vielmehr müſſe beides unzerſplittert bei einander bleiben, und was der Landgraf dafür geben wolle, das werde der Erzbiſchof ſchon auch zahlen, und der wolle und ſolle es auch allein behalten.“ Hierauf wurde der landgräfliche Voigt nebſt dem älteren Herrn von Salza geradezu zur Stadt hinausgejagt.

Als Friedrich, der ohnehin nicht im beſten Vernehmen mit dem Erzbiſchofe von Mainz ſtand, von jener trotzigen Weigerung und der unziemlichen Behandlung ſeines Geſandten Meldung erhielt, ließ er ſofort an alle ſeine Lehnsleute und Städte ein Aufgebot ergehen, rückte zu Anfang des Februar 1346 mit ſeinen Getreuen ohne Umſtände vor die Stadt, und ließ Feuerpfeile in dieſelbe ſchleudern. Bei dem entſtandenen Brande verloren gegen 3000 Bürger ihr Leben; die Stadt wurde gänzlich zerſtört; die Dryburg aber widerſtand allen Anſtrengungen der Belagerer bis Mitte Auguſt. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, in Folge deſſen dem Landgrafen die Hälfte des Schloſſes und der Stadt eingeräumt wurde. Die früheren Beſitzer, die Herren von Salza, behielten in derſelben nur einige Güter

und Gerechtſame; ihre Hofhaltung aber verlegten ſie nach Uffhofen und Döllſtedt.

Und dieſe beiden zuletzt genannten Beſitzungen waren denn der letzte ſchwache Reſt, welcher dem an Gütern einſt ſo reichen und mächtigen Geſchlechte der Herren von Salza noch übrig blieb. Zuſehends ſchwinden, größtentheils durch Veräußerung, zu welcher der Anwachs der Familie wohl drängen mochte, die Güter Vorſtendorf bei Jena, der Freihof zu Salza, dann Dörna, Tambach, Illeben, Altenſtein, Frankenſtein, und zuletzt auch Burg und Stadt Salza, ſo daß am Ende nichts mehr übrig bleibt, als Uffhofen und Döllſtedt, als deren gemeinſchaftliche Beſitzer wir zu Anfang des 15. Jahrhunderts zwei Vettern, nämlich Johann und Hermann von Salza, genannt finden. Johann ſtarb 1406 kinderlos; Hermann aber, deſſen Erbe, der ebenfalls kinderlos war, übergab die Burg zu Uffhofen und 3 Theile von Döllſtedt, welche Allode waren*), verſchiedenen Blutsverwandten, namentlich den Herren von Gleichen, gegen eine gewiſſe Vergeltung, die er ſich ſelbſt ausſetzte. Nach ſeinem Tode, mit welchem 1409 die Langenſalzaer Linie der Herren von Salza erloſch, entſpann ſich gleichwohl ein Succeſſionsſtreit zwiſchen den von ihm eingeſetzten Erben, den Herren von Gleichen, und dem Landgrafen Friedrich IV., der jedoch 1410 durch den Landgrafen Friedrich den Aelteren von Meißen durch einen Vergleich beigelegt ward. In Folge deſſelben gelangten die Herren von Gleichen zum ungetheilten Beſitze von Döllſtedt und Uffhofen**), und dem Landgrafen Friedrich wurde das Oberlehenseigenthum darüber zugeſprochen.

Der bildlichen Denkmale, welche von den alten Dynaſten von Salza auf uns gekommen ſind, giebt es nur wenige, denn eine alte Münze***) und einige Denkſteine in den Kirchen zu St. Stephani und St. Bonifacii zu Langenſalza ſind der ganze, ſpärliche Reſt leibhaftiger Reliquien, die den entfernten Nachkommen aus der Vergangenheit ihrer ritterlichen Vorfahren geblieben ſind.

Die Stadt Salza, welche, wie wir oben ſahen, im J. 1346 zweiherriſch geworden war, wurde ſchon im J. 1387 unter dem

---

*) Der vierte Theil von Döllſtedt konnte, als ein von dem Landgrafen relevirendes Mannlehen, nicht veräußert werden.

**) Letzteres ſcheint nur kurze Zeit bei dieſer Familie geblieben zu ſein, denn aus einem Lehnbriefe von 1428 erſehen wir, daß Landgraf Friedrich Burg und Dorf Uffhofen den Herren von Goldacker, welche bis dieſen Augenblick im Beſitze geblieben ſind, verkauft und in Lehen verliehen hat.

***) Dieſelbe zeigt einen Mann, mit einer Mütze auf dem Haupte, in ſitzender Stellung Sie iſt von zwei Ringen umgeben, in deren inwendigem das Wort Salza zu leſen iſt. In dem äußeren Ringe ſtehen die ſchwer zu deutenden Buchſtaben: V. † A. † V. † A. †

Landgrafen Balthaſar wieder vereiniget, und iſt ſeitdem ununterbrochen bei dem thüringiſch-meißniſchen Fürſtenhauſe geblieben.

Balthaſar's Sohn, Friedrich VI. oder Einfältige, ein Schwächling an Seele und Leib, ſtarb 1440 zu Weißenſee, und mit ihm ſchließt ſich die Reihe der alten Landgrafen von Thüringen, deſſen Geſchichte von nun an mit der des Hauſes Sachſen zuſammenfällt. Thüringen fiel nämlich als Erbe an Friedrich den Sanftmüthigen und Wilhelm, die beiden Söhne Friedrichs des Streitbaren, ſeit 1425 Kurfürſten von Sachſen. In dem 1445 errichteten Theilungsvertrage kam Thüringen an Wilhelm, und nach deſſen Tode an die Söhne ſeines Bruders Friedrichs II., Ernſt und Albrecht, durch welche in Folge des Erbtheilungsvertrages zu Leipzig vom 26. Auguſt 1485 das ſächſiſche Haus bekanntlich in die nach ihnen benannte Erneſtiniſche und Albertiniſche Linie getheilt ward. Ernſt bekam die Kurwürde und den größeren Theil von Thüringen; der andere, kleinere Theil, welcher an Albrecht fiel, wurde ſpäter unter dem Namen des thüring'ſchen Kreiſes dem Kurfürſtenthume Sachſen einverleibt, welches durch Herzog Moritz im Jahre 1548 an die Albertiniſche Linie kam, und 1806 zum Königreiche erhoben ward. Durch den Frieden zu Wien endlich wurde der thüring'ſche Kreis des Königreichs Sachſen, nebſt andern großen Bezirken, dem preußiſchen Königshauſe überwieſen, deſſen Scepter daher auch Langenſalza ſeit 1815 unterworfen iſt.

Langenſalza iſt eine anſehnliche Fabrik- und Handelsſtadt, und hat ein altes Schloß, die Dryburg*), gegenwärtig der Sitz des Land- und Stadtgerichtes, des Haupt-Steueramtes und des Rentamtes, ferner 3 Kirchen, deren eine, die Bonifaciuskirche, mit dem auch durch ſeine ſchöne Bauart ausgezeichneten, höchſten Thurme in Sachſen**) geziert iſt, eine Bürger-, Mittel- und Volksſchule, eine Fortbildungsanſtalt für Handwerkslehrlinge und Geſellen, unter dem Namen „Sonntagsſchule", ein Waiſenhaus, deſſen innere Einrichtung durch eine wahrhaft muſterhafte Ordnung und Reinlichkeit ungemein anſpricht, eine Kleinkinder-Verwahr-Anſtalt unter der Leitung eines ſehr achtungswerthen Frauenvereins, drei Hospitale, von denen jedoch zwei zu ſtädtiſchen Zwecken eingezogen ſind, 3069 cataſtrirte Gebäude,

---

*) Die letztregierende Herzogin Friederike zu Sachſen-Querfurt und Weißenfels, geb. Prinzeſſin zu Sachſen-Gotha und Altenburg, reſidirte hier, und ſtarb den 12. Mai 1775. Sie liegt in Weißenfels begraben.

**) Die Höhe deſſelben beträgt gerade die Hälfte des Straßburger Münſters, nämlich 287 Fuß. Der Grundſtein zu demſelben wurde 1470 gelegt, und die große, 80 Centner wiegende Glocke den 1. September 1564 zum erſten Male geläutet.

nämlich 1010 Wohnhäuſer (einſchließlich 22 wüſter Stätten) und 2059 Fabrik- und andere Gebäude, und (mit Ausſchluß des Militairs) gegen 8000 Einwohner, deren Hauptnahrungszweige in Fabriken, Handwerksbetrieb und Handel beſtehen. Unter den Fabrikanlagen ſind die den Herren Gebrüdern Weiß*) gehörigen und von denſelben im Jahre 1805 zuerſt begründeten Wollen-Garn-Maſchinenſpinnereien, welche zuſammen 4300 Spindeln enthalten, und im Durchſchnitt 1000 Menſchen beſchäftigen, beſonders zu erwähnen. Von den in früheren Zeiten ſehr blühenden Seiden- und Halbſeidenzeug-, Tuch- und Raſchmanufacturen, ſo wie den ehemals ebenfalls bedeutenden Puder- und Stärkefabriken ſind nur noch ſchwache Ueberreſte vorhanden. Wichtige Nahrungszweige dagegen ſind noch gegenwärtig Landwirthſchaft und Bierbrauerei, welche letztere ſich namentlich in neueren Zeiten ſehr gehoben hat.

Von öffentlichen Gebäuden verdienen, außer den bereits erwähnten, noch das in einem edlen Style erbaute Rathhaus mit dem künſtlich in daſſelbe eingebauten Hausmannsthurme, ferner ein recht hübſches Kurhaus bei dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten, im Jahre 1811 entdeckten, in neueren Zeiten aber nur ſchwach beſuchten Schwefelbade, und ein freundliches, am nordweſtlichen Ausgange der Stadt, an der Straße nach Mühlhauſen gelegenes Schützenhaus genannt zu werden.

Vergnügungsorte in der Nähe Langenſalza's ſind beſonders drei zu erwähnen, die ſämmtlich Eigenthum der Commune ſind, nämlich: 1) das bereits genannte Bad; 2) der ungefähr eben ſo weit nördlich von der Stadt entfernte Böhmen, am Fuße eines die faſt gänzlich verſunkenen Ueberreſte des Kloſters Homburg tragenden und eine wunderliebliche Ausſicht gewährenden Hügels, und in etwas weiterer Entfernung gegen Weſten 3) die Thiemsburg, eigentlich Dämons- d. i. Teufelsburg, urſprünglich ein altes, verrufenes Raubſchloß, ſpäter eine Ritterburg, und gegenwärtig ein ſtädtiſches Vorwerk und Forſthaus**), deſſen nächſte Umgebungen der jetzige Förſter Jäger mit uneigennütziger Aufopferung zu einem kleinen Paradieſe umgeſchaffen hat.

An der Verſchönerung der Stadt ſelbſt und ihrer nächſten Umgebungen wird fortwährend mit raſtloſem, keine Opfer ſcheuenden Eifer gearbeitet. In allen Straßen befinden ſich Trottoirs für die

---

*) Eine Biographie des hauptſächlichſten Begründers dieſer großartigen Anlagen, des jetzigen Geheimen Finanzrathes, Herrn Chriſtian von Weiß auf Glücksbrunn ꝛc. haben wir von Ludwig Storch in dieſem Werke demnächſt zu erwarten.

**) Die Waldung um daſſelbe gehörte dem Kloſter Homburg, und kam, nach deſſen Aufhebung i. J. 1544, nebſt den Homburger Kloſtergebäuden, durch Kauf in die Hände des Magiſtrats zu Langenſalza.

Schloß Rabinswalde.

Hoch thürmte ſich einſt im Thüringerland
Ein altes Schloß, Rabinswalde genannt,
Und wo jetzt der Nordſturm die Buchen zerzauſt,
Da haben einſt mächtige Ritter gehauſt.
Da hauſten ſie hoch auf des Berges Horſte,
Noch ſiehſt du die Trümmer im dunklen Forſte.

Von dem nördlichen Abhange der Finne, jenem reichbewaldeten Höhenzuge, der ſich von Heldrungen bis Eckartsberge erſtreckt, ziehen ſich viele enge Thäler nach der Unſtrut hinab, welche mit Laubholz bewachſen, freundliche Wieſen oder fruchtbare Aecker in ihrem Grunde zeigen, in deren Mitte ein heller Bach in munterer Eile ſeinen Lauf nimmt. Für den Freund der Natur, der gern aus den Sorgen und Zerſtreuungen des täglichen Lebens der wohlthuenden Stille und dem Frieden der Natur zueilt, haben dieſe lieblichen, ſtillen Thäler eine anziehende Kraft; der melodiſche Geſang der Vögel, das Murmeln der Bäche, der aromatiſche Duft der Wieſen, die reichen Schattirungen der Wälder, die feierliche Stille, die Berg und Thal umſchließt, Alles zieht ihn mit unwiderſtehlicher Kraft an, und wenn er ſich gewöhnt hat, in der Natur den zu finden und zu erkennen, der mit wunderbarer Allmacht und Weisheit ſie geordnet hat, ſo kann er ſich wahrhaft glücklich preiſen, wenn er ſich ungeſtört dieſen wohlthuenden und erhebenden Gefühlen überlaſſen kann. Begegnet er auf dieſen einſamen, aber ſo belohnenden Gängen den halb verwitterten Spuren merkwürdiger Ueberreſte der Vergangenheit, betritt er eine Stelle, wo in der frühen Vorzeit wichtige Vorfälle ſich ereigneten, da nahen ſich ihm die Bilder jener längſt vergangenen Zeiten, und er ſieht ſich in den Kreis derer verſetzt, welche einſt einen großen

Einfluß auf die Ereigniſſe ihrer Zeit übten, deren Namen aber und Thaten die Alles vernichtende Zeit faſt gänzlich aus unſerm Geſichtskreiſe geführt hat.

So oft der aufmerkſame Wanderer das freundliche Thal, welches ſich von Wiehe nach dem Dorfe Garnbach hinzieht, beſucht, überläßt er ſich gern dieſen Gedanken. Er ſieht ſich bald von Bergen umſchloſſen, die ſeinen Geſichtskreis von allen Seiten beengen; nach einer halben Stunde hat er das freundliche Dörfchen erreicht, das ſich maleriſch an den Abhang des Berges anlehnt, und mit der kleinen Kirche, die über dem Dorfe auf der Mitte des Berges ſich erhebt, ein ſehr freundliches Bild darbietet. Aber das Verlangen, die letzten Ueberreſte einer in den frühern Jahrhunderten ſehr berühmten Burg zu ſchauen, treibt ihn unaufhaltſam vorwärts; das Thal ſchließt ſich immer mehr und mehr, kaum findet der helle Bach Raum, ſich durch die beengenden Steine und Felſen hindurch zu winden. Endlich zeigt ſich ihm eine überwölbte, helle, reine Quelle, und durch ihr erquickendes Waſſer geſtärkt, beginnt der Wanderer den ſteilen Berg zu erſteigen. Nach einer Viertelſtunde hat er den Gipfel deſſelben erreicht, und bald bemerkt er Gräben und Wälle, die ſich in weiten Kreiſen um die Spitze des Berges herumziehen. Unter dem dichten Laubdache hoher und ſtarker Buchen entdeckt er endlich eine hohe, lange und ſtarke Mauer, deren feſter Bau der Gewalt der Jahrhunderte getrotzt hat — es iſt der einzige Ueberreſt der feſten, weithinſtrahlenden Burg Rabinswalde.

Der Urſprung dieſes Namens iſt leicht zu erklären, denn wahrſcheinlich hieß dieſer Theil des weiten Forſtes, der ſich über die Finne hinzieht, ſchon in alter Zeit der Rabenswald, indem ſich hier auf dieſer ſteilen Felſenſpitze häufig Raben niederließen. Die alte Benennung des Berges wurde nun auf die Burg, welche ſich auf demſelben erhob, übergetragen. In jenen frühen Zeiten, wo der Gebrauch und die Kraft des Pulvers noch nicht bekannt war, mußte dieſe Burg zu den ſtärkſten von Thüringen gehören, denn von drei Seiten ſteigt der Berg ſehr ſteil in die Höhe, ſo daß hier kein Angriff gelingen konnte, von der vierten, ſüdlichen Seite ſchützten Gräben, Wälle und Mauern vor dem Angriffe verwegener Feinde.

Die an Land, Macht und Anſehn reichen Grafen von Käfernburg, welche zu den älteſten Geſchlechtern Thüringens gehörten, und die nach dem bei Arnſtadt erbauten, jetzt gänzlich zerſtörten Schloſſe genannt wurden, erweiterten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert durch Heirath, Erbſchaft und Kauf ihre Beſitzungen ſo bedeutend, daß ſie große Landſtriche in Thüringen beſaßen. Schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts erwarben ſie auch in der goldenen Aue beträchtliche Güter. In einer Urkunde vom Jahre 1162, in welcher Kaiſer Friedrich der Rothbart einen Tauſch zwiſchen dem Markgrafen Otto von Meißen und dem Kloſter Pforte beſtätigt, wird ein Beſitzthum des Grafen Siho oder Sitzo erwähnt, welches bei Hechendorf, alſo ganz nahe bei Rabinswalde lag; die Vermuthung, daß dieſer Graf Siho ein Graf von Käfernburg war, der um dieſe Zeit lebte,

hat viele Gründe für ſich. Graf Günther V. von Käfernburg, welcher ſeit 1195 mit zwei Brüdern, Heinrich und Ludolf, die väterlichen Güter beſaß, hinterließ bei ſeinem 1212 erfolgten Tode zwei Söhne, Günther VI. und Albert, welche ſich in das väterliche Erbe ſo theilten, daß Graf Günther die alten Stammgüter mit Käfernburg erhielt, dem Grafen Albert aber, als dem Jüngern, die Herrſchaft Wiehe mit Rabinswalde zu Theil wurde.

Auf welche Weiſe die Grafen von Käfernburg den Beſitz dieſer Herrſchaft erlangten, läßt ſich bei dem Mangel der Dokumente eben ſo wenig entſcheiden, als jetzo angegeben werden kann, wer von dieſen Grafen der erſte Erbauer dieſer Burg geweſen ſein mag. Wahrſcheinlich iſt es, daß durch die Mutter des Grafen Albert: Diethburgis, einer Tochter des Grafen Sigismund von Anhalt, wo nicht die ganze Herrſchaft Wiehe, doch ein Theil derſelben an Käfernburg gekommen iſt, denn die vorhandenen Urkunden beweiſen es, daß die Grafen von Anhalt in dieſer Gegend viele Güter beſaßen.

Der Name dieſes Grafen Albert von Rabinswalde oder von Wiehe, wie er auch öfters genannt wird, erſcheint häufig ſeit dem Jahre 1240 in den Urkunden, von denen wir zwei der wichtigſten anführen wollen. An dem denkwürdigen Vergleiche, welchen neun thüringiſche Grafen und ſechs edle Herren mit dem Markgrafen Heinrich von Meißen, dem Erben Thüringens, abſchloſſen, nachdem der Landgraf Heinrich Raſpe 1247 auf der Wartburg ohne Nachkommenſchaft geſtorben war, und der Sohn Sophiens von Brabant, der Tochter der heiligen Eliſabeth, nicht allgemein anerkannt war, nahm auch Graf Albert Antheil. Er nimmt in dieſer wichtigen Urkunde, vom 1. Juli 1249, in Wizinfels (Weißenfels) ausgeſtellt, mit den übrigen Grafen und Herren ſeine Beſitzungen als Lehen des Markgrafen Heinrich von Meißen an, außer Putilesdorf (jetzt Bottendorf), eine Stunde von Wiehe entlegen, welches er von dem Grafen von Anhalt als Lehn beſitze, und verſpricht zugleich, den Streit, welcher zwiſchen ihm und den Grafen von Mansfeld entſtanden ſei, gütlich beizulegen oder durch einen Richterſpruch entſcheiden zu laſſen. In einer andern Urkunde vom 27. Juli 1255 erklärt Graf Albert, daß der Probſt Hermann von Memleben im Namen des Konvents drei mansos (Hufen) in Klein Memleben dem Abte und dem Konvente zu Pforte auf dem Landdinge zu Putelendorf übergeben habe, und daß er den Verkauf beſtätige. Nach dieſer Urkunde war Graf Albert Vorſitzer des Dingſtuhles zu Bottendorf, welcher zu dem Gerichtsbanne des Dingſtuhles zu Weißenſee gehörte. Die Grafen waren nach ihrer erſten Beſtimmung Verwalter der Gerichte eines Gaues; da ſich aber nach und nach die Grafenfamilien mehrten, ſo waren oft in einem Gaue mehrere Vorſteher der Gerichte. So mag es gekommen ſein, daß die Grafen von Rabinswalde den Dingſtuhl zu Bottendorf verwalteten.

Dieſer Graf Albrecht kömmt häufig in den Urkunden ſeiner Zeit vor, und er ſcheint ſich durch Anſehen und Klugheit ausgezeichnet zu haben. Sein Todesjahr iſt nicht bekannt, wahrſcheinlich ſtarb er um

das Jahr 1260. Er hinterließ drei Söhne, Albert, Friedrich und Bertholdt, auch eine Tochter, Giſela, welche an einen Burggrafen von Magdeburg vermählt wurde. Die Grafen Albert und Bertholdt ſcheinen unverheirathet geblieben zu ſein, wenigſtens hinterließen ſie bei ihrem, wie es ſcheint, früh erfolgten Tode, keine leiblichen Erben. Allein Graf Friedrich beſaß eine Tochter, welche ihm ſeine Gemahlin Eliſabeth, aus dem Hauſe Mansfeld, geboren hatte. Sie heirathete den Grafen Hermann von Orlamünde, und bei dem Tode ihres Vaters, der 1322 ſtarb, fielen ſämmtliche Güter der Grafen von Rabinswalde an das orlamündiſche Haus. Einige ſpätere Schriftſteller erwähnen zwar noch eine zweite Tochter des Grafen Friedrich, welche Rudolf Schenk von Käfernburg geheirathet haben ſoll, jedoch ſchweigen alle frühern, ſichern Urkunden von dieſer zweiten Tochter. Das Erbtheil, welches durch Heirath dem Grafen von Orlamünde zufiel, war ſehr beträchtlich, denn es umfaßte die Herrſchaft Wiehe mit Rabinswalde und erſtreckte ſich bis Nebra und Laucha; die Klöſter Memleben und Donndorf ſtanden unter ihrer Schirmvoigtei. Nach der Gewohnheit und dem Sinne der damaligen Zeit gehörten die Grafen von Rabinswalde zu den freigebigſten Wohlthätern der Klöſter, und die nicht unbedeutenden Schenkungen, welche die Klöſter St. Georg in Naumburg, St. Peter in Erfurt, zu Heusdorf, Kaltenborn, Beutitz ꝛc. von dieſer Familie erhielten, beurkunden es, wie wohlwollend und freigebig die Grafen gegen geiſtliche Stiftungen waren.

So erreichte ſchon 1322 das Geſchlecht der Grafen von Rabinswalde, nachdem es kein Jahrhundert beſtanden hatte, ſein frühes Ende; das Stammhaus Käfernburg folgte bald nach und erreichte 1322 ſein Ende. Die Grafen von Orlamünde verließen das hohe und feſte Schloß Rabinswalde, und Graf Hermann erwählte ſeinen Sitz zu Wiehe, welches befeſtigt war und ein Schloß beſaß. Das Schloß Rabinswalde ſcheint ſeit dieſer Zeit nicht mehr bewohnt geweſen zu ſein, wenigſtens wird es nicht mehr erwähnt; ob es noch eine Zeit lang erhalten wurde oder ſchnell verfiel, meldet die Geſchichte auch nicht. Bis zum Jahre 1452 wechſeln die Herren und Beſitzer von Wiehe und Rabinswalde ſehr ſchnell, bis Dietrich von Werthern die Herrſchaft Wiehe mit Rabinswalde als Afterlehn erkaufte. Dieſe alte Familie hat bis jetzt dieſe Beſitzungen ohne Unterbrechung inne gehabt.

Joh. Friedr. Nebe.

Der Meiſeberg im Selkethal*),
mit ſeinen Umgebungen, Dammersfelde und Burgsrod.

Wie ein neben dem morſchen Stamme der gefällten Eiche ſaftvoll und kräftig aufſchießendes junges Reis, ſo erhebt ſich jugendlich friſch das Jagdſchloß Meiſeberg den ehrwürdigen Ruinen der alten Burg Anhalt gegenüber. Weithin glänzt es mit ſeinen ſchimmernden weißen Mauern und Giebeln über die grünen Gipfel der Berge, auf deren einen an den nördlichen Lehnen des Selkethales es ſelber aufgeſetzt iſt. Seinen heitern Charakter gab ihm ſein heiterer Erbauer, der Fürſt Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg, der ihm auch keinen andern Namen als den des Berges gab. Er ließ es im Jahre 1770 auf dem hohen, ſteilen Meiſeberge aufbauen, und machte es zu einem ſeiner Lieblingsplätze. Es iſt ein maſſiv aufgeführtes zweiſtöckiges Gebäude von mäßigem Umfange, und deshalb kein eigentliches geräumiges, prachtvolles Jagdſchloß, ſondern ein Jagdhaus ganz ſeiner Beſtimmung angemeſſen. Aeußerlich und innerlich iſt es einfach aber freundlich, wie die friſche Waldgegend, die es beherrſcht. Unter ſeinen verſchiedenen Zimmern iſt das anmuthigſte und intereſſanteſte ein kleines Dachſtübchen oben im Giebel, das auch ſein Erbauer zu ſeinem Sanssouci ſich erwählt hatte. Hier ſchweift das Auge über viele Bergkuppen und über den gekrümmten Lauf der Selke hinüber nach dem hoch liegenden Harzgerode, nach des Rambergs Gipfel, der vielbeſuchten Victorshöhe, und ſelbſt der alte Brocken läßt in einer Einſenkung des Gebirgskammes ſein greiſes Haupt vom Auge entdecken. Um ganz ungeſtört in dieſem Stübchen zu verweilen, ward die Treppe ſo eingerichtet, daß, wer ſich oben befindet,

---

*) Von Ballenſtedt liegt er $1\frac{1}{4}$ Stunde, vom Mägdeſprunge $1\frac{1}{2}$ Stunde entfernt.

ſolche nach ſich ziehen kann, und nun von den übrigen Bewohnern des Hauſes abgeſchieden iſt. „Doch es iſt gewiß, ſagt die Verfaſſerin der Harzbilder, W. v. S., und zumal bei einem Landesherrn, der in ſeiner ſchönen Seele eine thätige und zärtliche Sorgfalt für das Wohl ſeines Landes nährt, daß:

„man nie weniger allein iſt, als wenn man allein iſt."

Hier verweilte der Fürſt oft viele Stunden, und noch jetzt wird ſein Ruhebette und ſein ſchlichter Seſſel dort gezeigt. Die übrigen Gemächer, ein kleiner Saal mit Nebenzimmern im obern Stockwerk, ſind einfach und geſchmackvoll mit guten Kupferſtichen, Jagdſtücke von Ridinger darſtellend, behängt, ſo wie noch manche andere Verzierungen an Trinkgefäßen auf waidmänniſchen Humor und Frohſinn hinweiſen. Auch einige große herrlich prangende Hirſchgeweihe ſieht man wie Raritäten aus dem verſchollenen goldenen Zeitalter des edeln Waidwerks hier in unſere jagdſtillen Tage hereinragen. Naht man ſich dieſem Jagdhauſe von welcher Seite man will, ſo verkündigen die anſchlagenden Jagdhunde dem Fremdlinge ſchon von fern den Charakter dieſes Waldſitzes, denn es wohnt noch immer ein Jäger dort, obwohl es vom jetzigen Herzoge nicht weiter als Jagdhaus benutzt wird. Es iſt daher jetzt mehr ein Gaſthaus und angenehmer Sammelplatz für heitere Naturfreunde, weshalb dem Bewohner auch nachgelaſſen iſt, Speiſe und Trank an jene zu verabreichen. Beſonders wird es häufig von zahlreichen Geſellſchaften aus Ballenſtedt, Quedlinburg und der Umgegend beſucht, und noch vor Kurzem diente es zum Feſtlocale einer ſeltenen Feier, des vierhundertjährigen Buchdrucksjubiläums, zu deſſen Nachfeier der Buchhändler Baſſe in Quedlinburg den Meiſeberg erwählt hatte. In 16 Wagen kamen am 19. Juli 1840, Mittags um 12 Uhr, gegen 100 Perſonen, alle mit Feſtſchleifen von weißem Atlasbande geſchmückt, an. Es war ein impoſanter Anblick. Nach vorher ſchon getroffenen Anſtalten wurde geſpeiſt und der Nachmittag mit Geſängen und Spielen ausgefüllt. Als man aber auch das Abendeſſen und zwar im Freien eingenommen und es mit vielen Toaſten gewürzt hatte, begab ſich die fröhliche Geſellſchaft in derſelben Ordnung und in der heiterſten Stimmung nach ihrem Wohnorte wieder zurück. Nach dem Selkethale führt ein gut geebneter Fußſteig hinab.

Ehe wir dieſen kleinen Tempel der Diana aber ganz verlaſſen, müſſen wir noch einen Blick auf einige mehr oder minder intereſſante Puncte der Nachbarſchaft werfen. Wir gehen das Selkethal hinauf. Unter dem Meiſeberge liegt außer der Leimufermühle die 1838 erſt vom Müller Bergmann neu erbaute Sägemühle. Bei Ausgrabung der Radeſtube zeigten ſich als ſeltſame Erſcheinungen 13 Fuß tief unter der Oberfläche nicht nur viele Granitgeſchiebe aus dem Friedensthale *) und von der Erichsburg, die man auf der Höhe im ganzen Selkethale bisher noch nicht entdeckt hat, ſondern man fand in dieſer

*) J. Tom. I. pag. 160.

Tiefe noch eine Streitaxt von Urgrünſtein und nicht weit davon ein wenig noch abgenutztes großes Hufeiſen eines Ritterpferdes von dünnem Eiſen, deſſen Form aber ein hohes Alter vermuthen ließ. Ein noch darin befindlicher Nagel lieferte den Beweis, daß auch der Huf, wahrſcheinlich alſo auch das Pferd dort vermodert ſein müſſe. Es wurden noch mehrere kleinere Hufeiſen von den ſogenannten Klepperpferden deutſcher kleiner Race gefunden. Weiter hinauf folgen dann die zum Mägdeſprunge gehörigen Hämmer. So wie der Hütten des Mägdeſprunges in alten Schriften ſchon 1678 gedacht wird, ſo hat im Jahre 1739 auch eine Papiermühle dort geſtanden, die aber wieder eingegangen iſt. Als wir das Kloſter Hagenrode und den Hüttenort Mägdeſprung (Tom. I. pag. 160.) beſchrieben, erwähnten wir auch das alte Kloſter und Dorf Dagmarisfelth am Wege nach Ballenſtedt *). Dort den Faden der Erzählung nicht abbrechend, verſchwiegen wir im Hinblick einer ſpätern Nachholung die nachfolgenden Schickſale der wüſten Dorfmarke. Jetzt, wo wir vom Meiſeberge aus, dem ſie ſehr nahe liegt, leicht dorthin einen Abſtecher machen können, wollen wir das Schuldige nachholen:

„In Trümmern liegend mochte Dorf und Kloſter Dagmarisfelth, viele Jahrhunderte hindurch von Wald und Dickicht überwachſen und die Stätte kaum im Namen noch bekannt geweſen ſein, da wählte ſie Fürſt Victor Friedrich von Anhalt-Bernburg im Jahre 1758 zur Anlegung einer Stuterei. Nach wenigen Jahren verſchwand aber dieſe Anſtalt ſchon wieder, und die Gebäude wurden zur Landwirthſchaft eingerichtet, weshalb man den Wald rings umher ausrodete. Fürſt Friedrich Albrecht ließ durch Rodungen die Zahl der Aecker ohne die 25 Morgen Wieſen bis auf 180 Morgen vermehren, und erbauete in einiger Entfernung auch Wohnungen für die Arbeiter des Vorwerks. Die letzteren wurden jedoch um das Jahr 1807 etwa wieder abgebrochen. Gegen das Jahr 1787 wurde es zu einer Schweizerei gemacht und einer Schweizerfamilie Namens Sommer in Pacht gegeben. Die Producte, als Butter, Käſe ꝛc., auf Schweizerart zubereitet, waren von ausgezeichneter Güte und weit umher berühmt, doch es ſchien, als ſollte der Mutter Gottes alter Ausſpruch noch immer in Kraft bleiben, und den Menſchen hier keine dauernde Stätte errichtet ſein. Ueber funfzig Jahre hatte das Vorwerk Dammersfelde geſtanden, da wurde ſeine Wiederaufhebung beſchloſſen, weil man durch Berechnung finden wollte, daß der Boden durch Forſtgrund einträglicher wie jetzt als cultivirtes Ackerland ſein werde. 1816 fing man daher an, die leicht hingeſtellten Gebäude einzureißen, und ſchon nach zehn Jahren war keine Spur von Menſchenwohnungen mehr anzutreffen. Die ganze Fläche, ſelbſt wo die Gebäude geſtanden hatten, wurde mit Nadelholz bepflanzt, und nur eine etwa zwanzigjährige Tanne bezeichnet noch die Stelle des Gartens beim

*) Es liegt im Amte und Forſtreviere Gernrode, 1¼ Stunde von der Stadt Gernrode, 1½ Stunde von Ballenſtedt und 1 Stunde von Harzgerode entfernt. —

Hauſe. Im Vorſprunge ihres Alters wird ſie immer die junge Tannenſaat überflügeln und der Tradition, die Alles nun wieder aufbewahren muß, zu Hülfe kommen müſſen, bis auch ihr morſcher Stamm geſunken, von einem ſinnigen Forſtmanne durch einen friſchen Erſatzbaum vielleicht wieder ergänzt iſt. Von der Sommerſchen Familie, die hier lange Zeit als treue biedere Schweizer lebten, ſtarben einige Glieder, und haben ihr Ruheplätzchen unfern der Gebäude auf einer Wieſe gefunden. Die bemooſten Grabhügel ſind ohne weitere Erinnerungszeichen nur von einem leichten Zaun umgrenzt, doch den beſten Denkſtein haben ſie durch ihre Biederkeit ſich ſelbſt geſetzt, denn wie die Natur hier ſchlicht und einfach und ohne drohende Gefahr, ſo war auch ihr Herz offen, treu und ohne Falſch. Mögen ſie da ſanft ruhen, wo bald im dunkeln Schatten hoher Tannen außer von den Vögeln in den Baumwipfeln und von dem flüchtigen Wildpret im hohen Graſe jetzt ſelten die Töne eines Geſchöpfes noch laut werden. Geheiligt haben ſie den Boden ſelbſt, heilig wird er jedem bleiben, der hier die Wahrheit erwägt, um gut und glücklich zu ſein, braucht man nicht in Palläſten zu leben, und vielleicht wird die Sage den Segen von dieſer Stätte dem betrachtenden Wanderer mitgeben.

Doch wir lenken unſern Schritt zu einer andern wüſten Marke noch. Sie heißt Burchardsrod, jetzt kurz nur Burgsrod genannt, und liegt tief im Walde nach Ballenſtedt hin. Bezeichnete die Volksſage allein im Namen des Forſtortes dieſe frühere Wohnung von Menſchen, ſo könnte man leichter Zweifel erheben; allein in aufgefundenen Spuren menſchlicher Anweſenheit ſowohl, wie in einem alten Flurbuche vom Jahre 1608 wird, doch ohne weitere Angaben, der Platz beſtimmt als eine wüſte Stätte eines verſchwundenen Ortes bezeichnet. War es ein Kloſter, war es ein Dorf, wer will es und kann es beſtimmen, da keine Ruine oder Urkunden oder Sagen noch weiter Etwas von ihm erzählen? So ſteht die Erde unter dem Geſetze des Wechſels, und nur Glaube, Liebe und Hoffnung heben den Menſchen darüber hinaus.

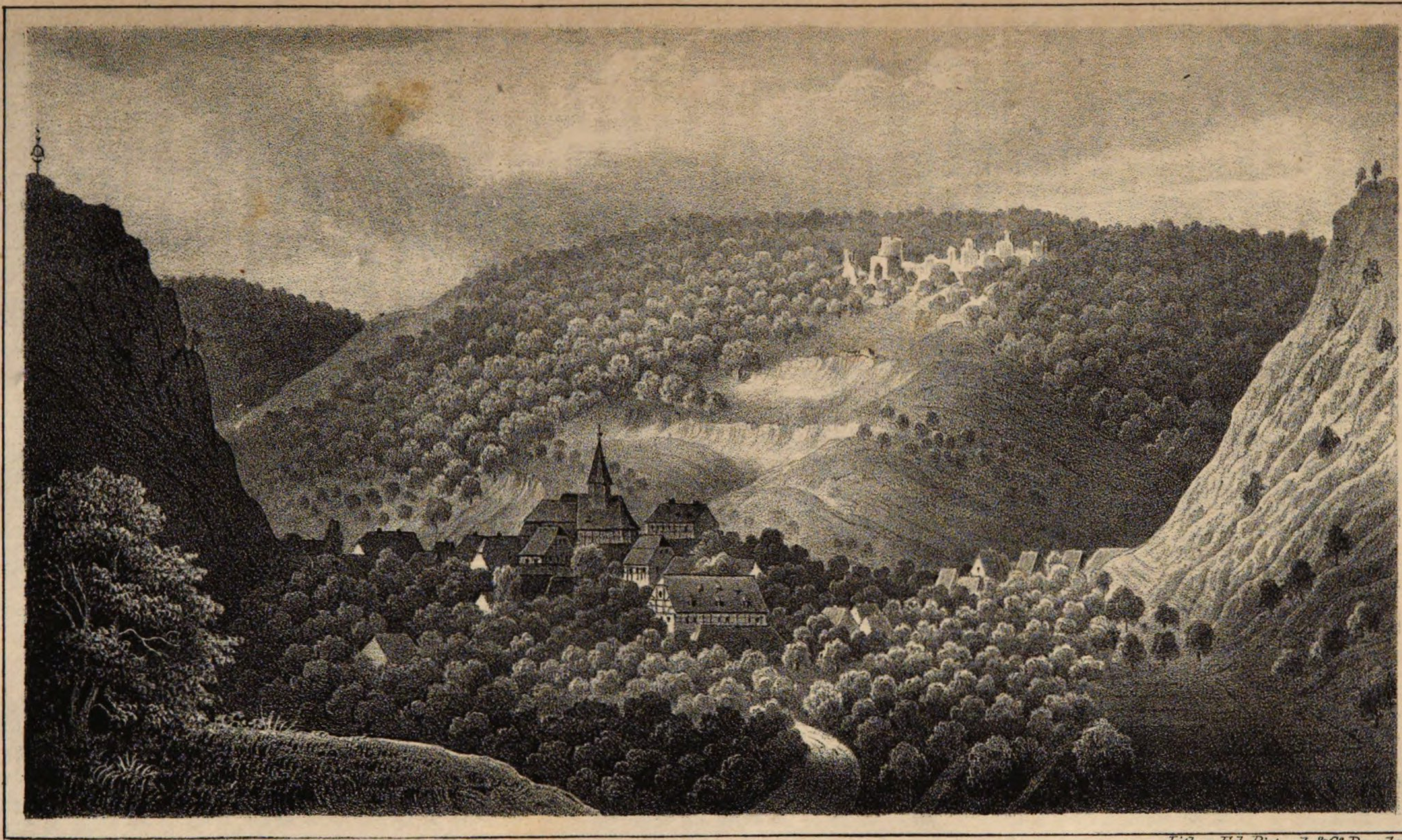
W. Schönichen.

Die Burg Queſtenberg mit ihren Umgebungen.

Erde wie biſt du ſchön, mit wechſelnden Bergen und Thälern,
Mit ſanft rieſelnden Quellen geſchmückt und ruhenden Seen,
Mit gethürmten Gebirgen, wo über hangenden Felſen
Hohe Tannen entwachſen und Ströme reißend entſtürzen,
Mit geweihten Einſiedleien, wo, unter dem Schatten
Freundlicher Buchen und dichtriſcher Eichen, die hohe Begeiſtrung
Schwebet und weht im Säuſeln und Brauſen des heiligen Haines. —
Sanfte Ruhe wandelt in deinen friedſamen Thalen.

Fr. Leop. v. Stolberg.

Wenn man das romantiſch gelegene Queſtenberg als ein würdiges ſchönes Gegenſtück der ſüdlichen Berglehnen vom Harze zu den maleriſchen Parthien auf deſſen nördlichem Abhange bezeichnet, ſo behauptet man nicht zu viel, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe Naturſchönheiten einen etwas veränderten Charakter an ſich tragen. Iſt es dort der Granit, der in ſcharfkantigen Lagen und Geſchieben, in rieſigen Quadern und kühn aufgethürmten Säulen Berg und Thal wie mit den Rieſentrümmern eines untergegangenen Titanengeſchlechtes bedeckt, ſo ſcheinen hier die verkalkten Kryſtallwände der fabelhaften unterirdiſchen Gnomenpalläſte, wie durch allmächtigen Zauberſchlag auf die Oberwelt gehoben zu ſein. Als wären die Berge in ihrer Mitte zerſpalten, ſo umſchließen nämlich ſteile Bergwände von weißem Kalkſtein mit kryſtalliſchem, blitzendem Glimmer durchſetzt, hier ein Thal, deſſen ſchwindelnde Höhen vom friſchen Grüne dichtlaubiger Buchen- und Eichenwälder umſäumt ſind. Durch dieſe unendlichen Kalk und Gypslager giebt es aber auch viele Höhlen, die da, wo deren leicht auflösliche Gewölbe gebrochen ſind, trichterförmige Vertiefungen, jedoch wieder mit Erde und Waſſer gefüllt, gebildet haben.



Gez. v. La Baume.
64.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. Dresden.

Questenberg.

Kann es in ſolchem romantiſchen Thale zu deſſen vollendeter Schönheit an ſprudelnden Quellen, an blumigen Wieſengründen mit mäandriſch gewundenen Bächen fehlen? Ich überlaſſe die weitere Ausmalung dieſes Bildes dem phantaſiereichen Naturfreunde, werde aber Einzelnheiten daraus ſpäter noch hervorheben. In dieſer engen Thalſchlucht, zwiſchen Bergwänden von mehreren hundert Fuß Höhe, liegt nun recht verſteckt, auf einem ſteilen Berge der nordöſtlichen Wand, unſere alte in Trümmern zerfallene Burg, und darunter das in 70 Häuſern etwa 400 Einwohner zählende kleine Dörfchen gleiches Namens. Auch von weißem Gypsſtein erbaut, hat die Burg in ihrem Verfall bei matter Beleuchtung aus der Entfernung dadurch etwas Geiſterhaftes, Unheimliches. Wer zuerſt auf dieſem Berge eine Zwingburg aufgerichtet hat und wie ihr erſter Name geweſen, darüber fehlt es gänzlich an Urkunden, denn was Hr. v. Rohr in ſeinen Merkwürdigkeiten des Oberharzes von einem Quasto Rolando ſagt, verdient wohl kaum die mindeſte Beachtung. Ein Paſtor Kranold aber, der ums Jahr 1779 hier lebte, und in einer Heilsordnung (Katechismus) in zerſtreueten Bemerkungen die Geſchichte Queſtenbergs mit abgehandelt hat, hält es für ſehr wahrſcheinlich, daß ſie in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt von den Heerführern der Cherusker (Harzvölker) angelegt und zur Verwahrung ihrer Schätze und Lebensmittel wider die Plünderungen der Nachbarn immer nach und nach verbeſſert worden iſt. Sollte ihn der Name des weiter unten erwähnten Arminsberges auf dieſen Gedanken gebracht haben? Hört man nun weiterhin dieſen Mann, der im Rufe großer Gelehrſamkeit ſtand, über die Burg reden, ſo müſſen die Ueberreſte ungeachtet deſſen, daß jene Zeit noch nicht ſo weit hinter uns liegt, doch damals noch viel ausgedehnter und beſſer als jetzt erhalten geweſen ſein, und wir wollen ihn daher weiter erzählen laſſen:

„Die ſteilen und als Mauern aus der Erde gewachſenen hohen Felſen, ſo fährt Kranold fort, nachdem er von den alten Bewohnern dieſer Gegend ſchon geſprochen hat, die tiefen fruchtbaren Thäler, die finſtern dicken Wälder in der Gegend von Queſtenberg, waren eine von der Natur zubereitete Zuflucht und Schutzwehr, welche ohne ſchweres Geſchütz durch den lebhafteſten Angriff mit bewaffneter Hand bei geringem Widerſtande unüberwindlich waren. Der Berg aber, den die Natur am vortheilhafteſten zu einer Feſtung eingerichtet hat, iſt der hohe Felſen, auf welchem das uralte Bergſchloß erbauet iſt. Er ſteigt gleichſam nach dem Himmel, und bietet mit ſeiner harten Stirn den vorbeifahrenden Wolken Trotz. Nach der Mittagsſeite iſt er ganz bloß, ohne einiges Gebüſch. Nach der Morgen- und Abendſeite iſt er mit vortrefflich ſchönen, ſtarken Buchen und Eichen, auch mit dickem Unterholz bewachſen. Auf allen Seiten ſind aber ſehr tiefe Thäler, in welchen eine recht heilige Stille herrſchet, und aus welchen die alten Thürme und Mauern nicht ohne Bewunderung beſchauet werden. Er ſtreicht gegen Norden nicht weit vom Schloſſe nach der Hochebene des Gebirges hin, iſt aber dennoch durch ein tiefes Thal und durch einen fürchterlichen Felſen von ihr abgeſondert.

Auf der ſchiefen abhängenden Höhe (des Schloßberges), dem Schloſſe gegenüber, liegt ein ſehr luſtiges, räumliches, fruchtbares Wieſenfleck, welches ehemals ein Luſt- und Obſtgarten geweſen, von wo die Ausſicht gegen Norden und Weſten nach den Harzbergen, gegen Süden aber nach der güldenen Aue und dem alten Bergſchloß Kipphauſen ſo reizend und ſchön iſt, daß wohl wenig dergleichen zu finden iſt."

„Nach dem Schloſſe gehet vom Dorfe hinauf ein einziger ganz enger Fußſteig in einer krummen Linie um den Berg herum. An der Hälfte des Berges iſt ein ganz planirter Platz mit einer feſten Mauer umgeben. Weiter hinauf iſt ein dergleichen, der wiederum mit einer Mauer befeſtigt iſt. Alsdann kommt man zu den hohen feſten Mauern, tiefen Gewölben, unterſchiedenen mit Holz bewachſenen Höfen und Thürmen, welche ſehr viel Aehnliches mit dem Schloß Kipphauſen haben. Es liegen auch dieſe beiden Feſtungen einander ſo parallel, daß die Beſatzungen einander durch ein gegebenes Zeichen von allen ihren Unternehmungen benachrichtigen können. Damit auch das Thal gegen Oſten und das Thal gegen Weſten wider den Einbruch und Durchzug einer feindlichen Parthei von der Beſatzung deſto nachdrücklicher beſchützt und vertheidigt werden könne, ſo iſt eine hohe feſte Mauer vom Schloßberge durch das Thal bis an den Queſtenberg*) und auf der Seite gegen Oſten bis an den Arnimsberg geführt und nur ein Thor zur Einfahrt gelaſſen worden, wie denn das Thor gegen Weſten nebſt dem alten Gemäuer noch ſteht, und alle Paſſage nach dem Harze dadurch gehen und fahren muß. Weil aber der Schloßberg ſelbſt einer Pyramide gleich und auf der oberſten Höhe ein ſolcher Raum und Umfang iſt, daß viel mehr Feſtungswerke, als auf Kipphauſen, Platz haben, auch mehr Kriegsvolk hat hineingelegt werden können, ſo iſt dem Mangel des Waſſers dadurch vorgebeugt worden, daß von der Nordſeite eine Waſſerleitung durch Röhren bis in den Schloßhof über den Schloßgraben geführt worden iſt."

So weit Kranold. Vieles von dem aber, was er noch ſah, iſt ſeitdem der zerſtörenden Zeit als Beute anheim gefallen. Jetzt ſieht man nichts mehr, als die Bruchſtücke von einer Mauer, vom Thorgewölbe und von einem vereinzelt ſtehenden Thurme, in deſſen unterm Gewölbe das Burgverließ geweſen ſein ſoll. Viele in die Mauern geſchnittene Schriftzüge und Figuren, welche von Gefangenen wohl gemacht ſein mögen, geben dieſer Vermuthung viel Wahrſcheinlichkeit. Auch die Mauern und Thore unten im Thale ſind verſchwunden, und vielleicht noch ſechzig Jahre hinter uns, ſo ſieht man nichts, als von Dornen und Brombeeren überwachſene Steinhaufen. So zernagt der ſcharfe Zahn der Zeit auch da, wo die zerſtörende Hand der Menſchen nicht hinreicht und die eigenen Werke wieder zertrümmert, dennoch durch Wind und Wetter die ſtärkſten Mauern, die ſo lange getrotzt

---

*) Um Irrthum zu verhüten wird bemerkt, daß der Schloßberg und der Queſtenberg zwei verſchiedene Berge ſind, wie weiter unten noch deutlicher wird gezeigt werden.

und Widerſtand geleiſtet haben. Wer im Laufe der Zeiten die verſchiedenen Beſitzer der Burg geweſen ſind, liegt gänzlich im Dunkel begraben, und ſie mag daher, je nachdem der Zeitgeiſt die Burgherren trieb, nicht minder wie ſo viele andere Harzburgen, bisweilen auch das Räuberhandwerk und die Wegelagerung geübt haben. Nur im Jahre 1301 wird ein Friedrich von Knaut oder Knut erwähnt, der ſich auch Herr von Queſtenberg geſchrieben, aber als ein ſehr andächtiger und wohlthätiger Herr in Kelbra gelebt habe. Vielleicht hatte er nach ſo manchem Kriegsſturme das Schwert mit der Mönchskutte vertauſcht. Dieſe Edlen von Knaut ſind wahrſcheinlich lange im Beſitze geweſen, und werden auch als die letzten Beſitzer genannt. Ob ſie aber durch Verpfändung oder durch Beleihung von den Grafen von Stolberg die Burg bekommen, läßt ſich weniger hiſtoriſch nachweiſen, als durch eine Schenkung von einer Gräfin von Stolberg an die Queſtenberger Pfarre ums Jahr 1305 mehr vermuthen, denn ohne Eigenthumsrechte würde dieſe Schenkung nicht erfolgt ſein, auch hat das Amt Queſtenberg dem hochgräflichen Hauſe Stolberg ſchon ſeit undenklichen Zeiten eigenthümlich gehört*). Der letzte Beſitzer war der Freiherr Ulrich von Knaut oder Knut, der drei Töchter hinterließ, von denen die eine an den Freiherrn von Gaur, der auch Puttlitz heißt, die andere an den Freiherrn von Haacke, die dritte an den Freiherrn von Schutzſpeer, auch Milchling genannt, vermählt worden. Dieſe haben noch bis zu Anfange des 15ten Jahrhunderts das Schloß bewohnt, denn erſt kurz vor Luthers Reformation zog der Freiherr von Haacke vom Schloſſe weg und räumte es, ſeine Dienerſchaft hat aber noch einige Zeit darauf gehauſt. Die Oberlehnsherrſchaft ſollen die Grafen von Hohenſtein ſchon ſehr früh beſeſſen haben. An die Landgrafen von Thüringen übergegangen, verpfändeten dieſe ſolche an die Grafen von Stolberg, und von dieſen kam ſie an das ſächſiſche Haus zurück, welches die Burg 1649 abermals an die Grafen von Stolberg und Schwarzburg als Lehen übergab. Vom Jahre 1500 an iſt das Schloß wüſte und öde geworden. Sei es nun aber, daß vorzüglich nur die Wohngebäude in Verfall gerathen, die Feſtungswerke aber dauerhaft geblieben waren, oder daß eine ausbeſſernde Hand hier gewaltet hatte, kurz die Stärke und Feſtigkeit der Mauern trotzte ſogar noch den Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges, der ſo manchem Bergſchloſſe ſeinen Untergang

*) Die Gräfin Agnes von Stolberg, vermählte Gräfin von Beichlingen, legte nämlich 1305 den ſogenannten Chorhof in Drebsdorf, beſtehend in einem ganz freien chriſtl. Pfarrgute nebſt Haus, Hof und 80 Morgen Land und Wieſen, zur Pfarrbeſoldung in Queſtenberg. Dieſer Chor- oder Kloſterhof iſt nun zwar längſt wieder verkauft worden, giebt aber jetzt noch 9 Marktſcheffel Zinsfrüchte an die Pfarrſtelle. Dieſe wohlthätige Gräfin und Gemahlin von Graf Friedrich von Beichlingen iſt auch die milde Stifterin des Pfarrgutes in Ried-Nordhauſen, beſtehend in 16½ Morgen Acker, desgl. des Pfarrlandes in Haynrode, beſtehend in 12 Acker Landes, geweſen. Sie mag vielleicht auf der Rothenburg bei Kelbra gewohnt haben, welche den Grafen von Beichlingen gehörte.

brachte; denn während des ganzen Krieges hat es ſich immer in gutem Vertheidigungszuſtande noch befunden *). So wurde im Jahre 1633 in der Grafſchaft Stolberg mit Bewilligung des Grafen Chriſtoph von dem Königl. Schwediſchen General-Lieutenant Herzog Wilhelm zu Sachſen eine Compagnie Landvolk geworben und in das Bergſchloß zu Queſtenberg gelegt, um von da aus die Harzſchützen, Schnapphähne und Buſchklepper, welche die Straßen und Wälder durch ihre Räubereien unſicher machten, aufzuſuchen und gefänglich nach Erfurt zu bringen. Ein früherhin bei den Kaiſerlichen unter Wallenſtein gedienter Corporal Valentin Rothmahler aus Mühlhauſen wurde zum Hauptmann geſetzt, und ſein Wohlverhalten in Kriegsdienſten wurde der Beweggrund, daß, nachdem er auf ſein Anſuchen den Abſchied erhalten, der Graf zu Stolberg ihn 1645 zu ſeinem Forſtmeiſter über den Hohnſteinſchen Forſt und zum Aufſeher über das Amt Queſtenberg und deſſen Gefälle ernannte. Nach dem dreißigjährigen Kriege iſt das Schloß von Niemanden wieder bewohnt worden Nach der ſächſiſchen Beleihungsurkunde von 1649 muß es damals noch in ziemlichen Stande geweſen ſein. Weil man es von da an aber unbekümmert ſeinem eigenen Schickſale überließ, ſo iſt es dem Geſetze der Natur gefolgt und in ſich ſelbſt zerfallen, wozu Kurgänger und Schatzgräber, die, um Schätze hier zu finden, die Mauern durchwühlten, auch noch das Ihrige beigetragen haben.

Am Fuße des Schloßberges lag ehedem auch ein Kloſter „zu den ſieben Brüdern" genannt, worin ſieben Einſiedler oder Mönche wohnten. Weil nun in dieſem Kloſter ſowohl die Schloßkapelle als auch das Begräbniß der Burgherren ſich befand, ſo mochten letztere wahrſcheinlich dies Kloſter auch geſtiftet und dotirt haben. Es hat wenigſtens eine halbe Hufe Land im Agnesdorfer Felde zu dem Kloſter gehört, welche ein Herr von Knaut ihm geſchenkt hatte, und weil nun 1301 der ſchon erwähnte Friedrich von Knaut ſich Herr von Queſtenberg geſchrieben hat, ſeine Andacht und Wohlthätigkeit gerühmt wird, und Agnesdorf zu den Gütern dieſer Familie gehört hat, ſo iſt auch wohl anzunehmen, daß eben derſelbe die beſagte halbe Hufe dem Kloſter geſchenkt habe. Mit Gewißheit läßt ſich aber hierüber nichts entſcheiden. Das verdient jedoch Erwähnung, daß die ſehr ſchöne und alte Glocke, die Betglocke, auf dem Kirchthurme zu Queſtenberg, an welcher griechiſche Buchſtaben ſtehen, die aber nicht zu erklären ſind, im Schutte dieſes Kloſters gefunden und ausgegraben worden iſt. Auch hat im Jahre 1754 im Sommer eine Waſſerfluth viele Hirnſchädel und Gebeine aus einem hinweggeriſſenen Stück Erde an dieſer Klaus ausgeworfen. Die Stelle nämlich, wo dieſes Kloſter geſtanden hat, heißt jetzt noch die Klaus, und nicht

*) Ob das Geſchlecht des Th. III. pag. 3. und Th. IV. pag. 189. erwähnten Prämonſtratenſer-Abtes Casper von Queſtenberg mit dieſer Burg je in irgend einer Beziehung geſtanden habe, kann aus Mangel der Nachrichten nicht angegeben werden.

weit davon liegen auch die Klauswieſe, das Bruderfeld, der Bruderborn und der Bruderteich, alles Namen, die auf ein Kloſter an dieſer Stelle hindeuten. Das ſchon erwähnte Dorf Queſtenberg, das wie ein friſchrankendes, geſundes Reis vom morſchen Stamme und unbekümmert des Widerſpruchs im Hinblick ſeines Urſprungs, den Namen von der Burg mit in das Thal genommen hat, beſteht aus zwei in die Felſen eingeklemmten Häuſerreihen, und weil nun der Ort viel Ziegen hält, die an den Felſen bisweilen umherklettern, ſo vergleicht es Hr. von Rohr mit einem Dorfe in der Schweiz und in Italien (Cendentes rupibus capellae — Spr. Salom. 27, 27). Wegen des leicht zerbröckelnden Felſens erwächſt aber für die nächſtſtehenden Häuſer durch dieſe Nähe bisweilen ſelbſt Gefahr. So hatte ſich unter Andern 1834 eine von den überragenden Klippen abgelöſ't, und in das Thal ſtürzend waren einzelne Stücke bis zu den nächſten Gebäuden gerollt, der ganze herabgebrochene Felſen gab aber zerſchlagen 6½ Ruthe Mauerſteine. Auffallen muß es, im Dorfe das Zeichen ſtädtiſcher Freiheiten und Gerechtſame, eine Rolandsſäule, anzutreffen: denn ſo alt das Dorf auch iſt, ſo iſt es immer ein Dorf geblieben, und hat weder an Häuſerzahl ſehr zugenommen, was das enge Thal ſchon nicht zuließ, noch hat es irgend Spuren früherer Stadtgerechtigkeit aufzuweiſen. Den Einen oder Andern möchten vielleicht noch die Bilder von Luther und Melanchthon in der Kirche oder einige Inſchriften am Kirchthurme intereſſiren: denn Luthers gereinigtes Chriſtenthum wurde hier zuerſt 1546 von einem Prediger Uldericus verkündigt. Andere Merkwürdigkeiten ſchließt der Ort nicht weiter in ſich. Dafür liefert aber die romantiſche Umgegend noch einige. Zunächſt gleich über dem Dorfe an der weſtlichen Bergwand iſt eine Höhle, das Heckersloch genannt, aus der, wie man es bei dem Darüberneigen empfindlich ſpürt, auch in den heißeſten Sommertagen eine außerordentlich kalte Luft ausſtrömt. Da dieſe Höhle jedoch nur erſt in ihren oberſten Räumen, nicht aber in ihrer Tiefe befahren und unterſucht und noch weniger aufgeräumt worden iſt, was wünſchenswerth wäre, ſo läßt ſich nichts weiter darüber anführen, als daß man bei ihrer erſten Befahrung Gerippe hineingeſtürzter Thiere darin gefunden hat. Ferner einige Minuten vom Dorfe liegt ein Quell, der Trippelborn, der wahrſcheinlich vom Druck der Luft das Waſſer Minuten lang an ſich hält und verſchließt, darnach aber in einzelnen Stößen und mit Geräuſch wieder zu Tage bringt. Weil die Gegend bei aller romantiſchen Schönheit Mangel an gutem Waſſer leidet, ſo liefert dieſer Quell das einzige wohlſchmeckende. Als Grund giebt man theils den hier ſtreichenden Stinkſtein an, theils weil durch einen im Thale entlang geführten Stollen die guten Waſſer abgegraben und mit den wilden der Schächte vermiſcht ſein ſollen. Wie mehrere alte Halden noch beweiſen, gab es früherhin hier auch Bergbau, und zwar grub man auf Kupfer. Der Bergbau ruht aus Mangel des Ertrages aber ſchon lange, und an ſeine Stelle iſt der viel einträglichere Obſtbau getreten, der, eifrig betrieben, ſolch ſchöne Kirſchen und Pflaumen liefert, daß man ſie nicht leicht irgendwo

ſchmackhafter antreffen wird. Einen ſchönen Waſſerfall bildet beſonders nach ſtarken Regengüſſen nicht weit vom Trippelborn der Dnüſterbach dadurch, daß er in einer langen Strecke über ſchräg liegende Felſen dahin rollt. Er hat zugleich aber dadurch ſein Felſenufer ſo tief unterhöhlt, daß es von wild darüber hängenden Bäumen und Sträuchern ganz überwölbt iſt, und deren Zweige, wie nach kühler Labung dürſtend, in ſeine rauſchenden Wellen tauchen. Auch iſt noch das ſogenannte Conradsbette, eine Stunde von Queſtenberg, im Walde in einem Felſen befindlich, zu erwähnen, das jetzt ſehr mit Moos bewachſen iſt, worinnen aber vor Alters ein Einſiedler Conradus ſeine Klauſe und in der Höhlung, die noch vorhanden, ſein Lager gehabt haben ſoll. Schon bei der Burg wurde der ſchönen Ausſicht nach dem Kiffhäuſer gedacht. Will man dieſe in einem noch ausgedehnteren Maße genießen, ſo muß man die ſogenannte Landgemeinde beſteigen, die hinter der Burg liegende kahle weite Hochebene, welche von den Dörfern Dietersdorf, Queſtenberg, Breitenbach, Rotha, Leinungen, Horla und Hainrode umſchloſſen wird, und dieſen für ihr Vieh als Hutplatz dient. Hier erhält man einen ausgedehnten Ueberblick über die ganze Gegend; beſonders reizend iſt aber die Ausſicht nach dem ſüdlichen Abhange des Harzes und nach der goldenen Aue, die vorzüglich bei ſchönem Sonnenuntergange von einem matten Lichte überfloſſen, wie eine ſchöne Erinnerung hinter den Unglücksbergen eines herben Schickſals, hinter dem ſchon in die Schatten der Nacht gehüllten dunkeln Waldgebirge auftaucht, bis auch ſie von der ſchlafbringenden Nacht verwiſcht wird. Jetzt müſſen wir nun noch eines an eine Sage geknüpften gemüthlich ländlichen Volksfeſtes gedenken, das aus der Umgegend viele Gäſte an dieſem Tage alljährlich nach der Queſtenburg führt.

„Von jenem Berge, von deſſen Gipfel jene Trümmern jetzt ſo traurig, ſo geiſterhaft in das Thal herniederſehen, ſo geht die Sage, ſtand einſt eine ſtolze Burg, die Finſterburg genannt *), und darin wohnte im 12. und 13. Jahrhundert ein altes, berühmtes Geſchlecht, die Herren von Knaut oder Knut, reich an Gütern **) und fromm in Schenkungen. An einem heitern Frühlingstage, es war in der Woche vor Pfingſten, ſprang einſt des Burgherrn muntere Tochter in den Garten der Burg, und da nur ſchwache Verzäunungen ihn von dem würzig duftenden Walde trennten, ſo lockte die Frühlingsluſt das Mägdlein nach den

*) Finſterberg oder Wynſterberg, von den ſchattigen dunkeln Thälern und Wäldern ſo benannt, cf. Sacra Thuring. und Allgemeine Chronic. Monastic. Thuring. p. 38. Weil es aber auch in Thüringen noch jetzt ein Dorf Finſterberge giebt, ſo iſt es wegen der Zuſammenſtellung mit den andern genannten Orten mehr als wahrſcheinlich, daß in jenem Citat nicht unſer, ſondern das Thüringiſche Dorf Finſterberge gemeint ſei.

**) Das Rittergut Agnesdorf, welches ihnen, wie ſchon bemerkt, gehörte, iſt noch jetzt mit ſeinen 7 Häuſern nach Queſtenberg eingepfarrt.

üppig prangenden Blumen des Waldes, um einen Strauß nach dem andern zu pflücken. Es gab aber der Blumen ſo viele, und das Kind war im Pflücken ſo emſig, daß es tief in den Wald gerieth und den Rückweg verlor. Da kam der Abend heran, und als die Sänger des Tages ſchwiegen und nur der Nachtvogel rauſchend durch die Zweige noch flatterte, da wurde die dunkele Stille des Waldes noch unheimlicher, und ſteigerte noch mehr des Kindes Angſt. Es weinte und benetzte mit Thränen ſeine Blumen, und ſchluchzend rief es, ob nicht eine menſchliche Stimme ihm Antwort gäbe, ein menſchlicher Fuß ihm zu Hülfe eilte. Aber da ließ ſich kein Ausweg entdecken, kein betretener Pfad aufſpüren, nur das Echo der Berge gab den jammernden Ruf zurück. Aber nicht anders war es auf der Finſterburg, wo ſonſt nur die Freude und ein heiteres Glück wohnte. Hier wähnten die Eltern das Kind ſchon als die Beute eines blutgierigen Bären oder eines heißhungrigen Wolfes gräßlich zerfleiſcht, oder hielten es als die Beute eines frechen Räubers hinter dumpfen Kloſtermauern für halb begraben. Es wurden das ganze Schloßgeſinde und alle leibeigene Bauern der Dörfer nach allen Richtungen ausgeſandt. Keine Felſenſchlucht und Höhle, kein Winkel und keine Dickung des Waldes blieben undurchſpähet, damit, wenn das Mägdlein den klagenden Eltern auch nicht lebendig in die Arme zurückgeführt würde, ſeinen Gebeinen durch ein chriſtliches Begräbniß doch Ruhe in der Erde verſchafft werden möge. Aber o der Freude! Da fanden die Bewohner des Dorfes Finſterberg am zweiten Pfingſtfeiertage das Fräulein wie durch ein Wunder errettet beim Dorfe Rotha munter auf einer Wieſe ſitzend, mit einem Kranze und zwei Quaſten*) in ſeinen Händchen. Vielleicht hatten Köhler im Walde des Kindes ſich angenommen oder es hatte von Wurzeln und Kräutern ſich kärglich genährt, denn Beeren gab es noch nicht. Im Triumpfe und mit dem lauteſten Jubel, der wie ein fröhlicher Vorbote durch die Wälder hallte, wurde es den zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebenden Eltern entgegen geführt. Ueberglücklich drückten die Eltern das Kind innigſt an ihr Herz, aber ein Blick nach oben ſagte, was Worte nicht vermochten. Doch auch draußen zwiſchen Finſterburgs Mauern tönte die lauteſte Freude, daß ſie an den Bergen und in den Thälern wiederhallte, und des Burgherrn dankbar frommes Herz beſchenkte ſeine Bauern mit Holz und mit andern Gaben, und nannte ſein Schloß und das Dorf von Stund an nun den Quäſtenberg**). Auch Tags darauf ließ er ſeine treuen Dienſtleute bei Muſik und Bier aus Herzensgrunde noch fröhlich ſein. Die Bauern

*) Sträuße von Pfingſtblumen.

**) Im 13. Jahrhundert verſchwindet der Name Finſterberg und der Name Quäſtenberg tritt an deſſen Stelle.

aber, durch ihrer Herrſchaft Freigebigkeit aufgemuntert und für ſie Gut und Blut hingebend, wiederholten mit jedem wiederkehrendem Frühlinge in dankbarer Erinnerung den Jubel, richteten, wenn der dritte Pfingſttag anbrach, einen Eichbaum auf, und ſchmückten ihn jauchzend mit einem Kranze und mit zwei Quaſten von grünen Maien und Eichenlaub durchflochten."

Mit wenigen Abweichungen wird ſo das Quäſtenfeſt, wie es heißt, nun jetzt noch gefeiert. Der Eichbaum, der jedes andere Jahr aus dem herrſchaftlichen Forſte den Sonntag vor Pfingſten oder Himmelfahrt friſch angewieſen und gehauen wird*), muß, wenn er ſeiner Rinde, ſeiner Zacken und Zweige entledigt iſt, dann von nicht mehr als 16 Männern und Burſchen, jedoch mit Hülfe vieler Stützen und Hebebäume, den hohen ſteilen Felſen, dem Schloßberge gegenüber, mit Lebensgefahr hinauf an den gehörigen Platz getragen werden**). Den dritten Pfingſttag, Morgens früh 7 Uhr, zieht dann die junge Mannſchaft mit Ober- und Untergewehr, in Reihe und Glied, unter Muſik und Trommelſchlag und mit fliegenden Fahnen, von der ganzen Gemeinde begleitet, hinauf auf den Felſen zur Eiche. Ein junger Burſche ſchmückt ſie mit jenem Kranze von Maien in ihrem Gipfel, und andere junge Burſche hängen noch kleine bänderreiche Kränze an die abgeſtutzten Zweige Das heißt: „die Quäſte ſchmücken." Schon vorher und auch während dem wird nun aus Böllern, aus Büchſen und Flinten von Burſchen und Mädchen ſelbſt viel geſchoſſen. Darauf wird zurück vor die Pfarrwohnung gezogen, hier Parade gemacht und nach begonnenem Einläuten der Paſtor mit militäriſchen Ehren zur Kirche geführt, wo der Gottesdienſt beginnt und in Gegenwart vieler Einheimiſchen und Fremden in andächtiger Stille und Ordnung vollbracht wird. So war es ehedem, als noch der dritte Feiertag der hohen Feſte kirchlich gefeiert wurde. Jetzt findet nun zwar jenes Volksfeſt auf gleiche Weiſe noch Statt; da aber der Gottesdienſt weggefallen iſt, ſo wird die Quäſte erſt gegen Mittag geſchmückt und darauf in der angegebenen Weiſe vor den Wohnungen aller geiſtlichen und weltlichen Behörden des Dorfes militäriſch ſalutirt. Hierauf wird in die Mitte des Dorfes vor die Schenke gezogen, wo auch von Maien eine Laube erbauet iſt, und hier erreicht auch dieſes Feſt, wie die meiſten Volksfeſte, durch Muſik und Tanz ſeine Endſchaft. Da dieſer aber nicht wie auf den Pfingſtgelagen anderer Oerter mehrere Tage, ſondern hier nur einen Tag anhält, ſo läßt er darum weniger müde Beine und leere Taſchen zurück. Die Wieſe,

---

*) Dieſer Berg iſt der eigentliche Queſtenberg.

**) Seit einer Reihe von Jahren wird, um den Wald zu ſchonen, nur alsdann ein neuer Baum gehauen, wenn der vorige durch Alter zum Beſteigen gefährlich zu werden ſcheint, jedoch wird aus einer herrſchaftlichen Kaſſe eine angemeſſene Geldvergütigung mit 8 Thlr. gezahlt.

worauf das Fräulein einſt gefunden wurde und die noch die Fräulein-wieſe heißt, hat die Gemeinde Rotha zum Geſchenk bekommen, hat ſich aber dagegen verbindlich machen müſſen, jedes Jahr am zweiten Pfingſttage vor Sonnenaufgang ein Brod und vier Käſe in die Pfarr-wohnung nach Queſtenberg zu bringen. In dem Falle, daß dieſes unterbleibt, iſt die Gemeinde Queſtenberg berechtigt, das beſte Rind aus der Heerde von Rotha auf der Landgemeinde hinweg zu nehmen. Es erſcheint daher auch jetzt noch alljährlich ein Einwohner von Rotha mit obigen Geſchenken zur gehörigen Zeit bei dem Paſtor, empfängt einen Schein wegen richtiger Ueberbringung zur rechten Frühzeit, und wird mit etwas Kuchen bewirthet, muß aber vor Sonnenaufgang auch ſchon wieder fortgehen, worüber die Bewohner von Queſtenberg ſorgfältig wachen, und überhaupt auf Alles, was hierbei vorgeſchrieben iſt, genau Acht geben. Aber auch die Burſchen von Queſtenberg überbringen durch Einen aus ihrer Mitte am dritten heiligen Tage ein Geſchenk, 5—6 Maaß Bier, das Queſtbier genannt, in die Pfarrwohnung, welches von dem Gelde des Queſtenbaumes und den dabei gebrauchten Stützen angeſchafft wird, und der Prediger muß alle dieſe Geſchenke in eigner Perſon in Empfang nehmen.

So weit die Schilderung des Queſtenfeſtes, dieſes ſchönen Wahr-zeichens dankbarer Elternliebe aus längſt verſchollenem Jahrhundert, nebſt ſeiner Sage, und wenn einſt die letzten Mauerreſte der alten Queſtenburg zuſammengebrochen ſein werden, und wenn man die Steine herabtragen wollte, um jede Spur einer Menſchenwohnung zu verwiſchen, das Andenken an dieſe Burg und an die Edlen von Knaut würde ſich doch erhalten, ſo lange dieſe Berge und Thäler von Menſchen noch bewohnt, von fröhlichen muntern Härzern noch belebt werden.

Schon oben gedachten wir der Schatzgräberei. Weil dabei Sagen von Schätzen aber immer zum Grunde liegen, ſo mögen deren einige auch hier noch erzählt werden.

„Vor den räuberiſchen Horden des 30jährigen Krieges waren die Bewohner der Auen-Dörfer mit Hab und Gut, ſo viel ihnen geblieben und ſie mit ſich nehmen konnten, in die Wälder des Harzes und auch nach der Queſtenburg geflüchtet. Was ſie an Geld mit ſich führten, verbargen ſie auch wohl im Ge-mäuer und konnten, wenn ſie es ſpäterhin ſuchten, es oftmals nicht wiederfinden, weil, wie der Glaube ging, die Berggeiſter es als ihr urſprüngliches Eigenthum wieder an ſich genommen hätten. So ſollte auf der Queſtenburg auch mancher Schatz vergraben liegen. Da wandelte ein Queſtenberger einſt Sonn-tags zur Burg, und als er in den Trümmern umherſchritt, da bemerkte er plötzlich den Eingang zu einem Gewölbe, das ihm noch fremd war. Er ſtutzte und kalt rieſelte es ihm Anfangs über die Haut, weil er ein Spiel des Böſen hier ahnte. Doch

die Neugierde ſowohl, als die Vermuthung, daß hier ein Schatz vielleicht zu entdecken ſein möchte, und er dieſer Glückliche ſein ſolle, gaben ihm nach einigem Zögern dennoch bald Muth, die dunkeln Räume zu betreten. Der Weg führte abwärts und immer tiefer in die Eingeweide des Berges. Schon wollte er, verdrießlich des vergeblichen Weges, wieder umkehren, da ſah er eine lichte Geſtalt. Erſchrocken wich er zurück. Aber ſie winkte, und mit der Han auf einen gewaltigen Keſſel voll blanker Goldſtücke hinweiſendd, der neben ihm ſtand, ſprach der Geiſt: „Nimm dir ein Goldſtück, aber nur eins, und komm alle Tage wieder und hole dir eins, aber nur eins." Der Queſtenberger gehorchte und ging, und kam wieder des folgenden Tags und holte ſein Goldſtück, und kam viele Wochen und viele Monden jeden Tag, und ſo viele Tage, ſo viele Goldſtücke ſammelten ſich in ſeinem Kaſten. Da lockte der Anblick des ſchönen Goldes den Gedanken in ſeine Seele: „Was ſoll ich den beſchwerlichen Weg zur Burg doch täglich machen? Es kann ja dem Geiſte ganz gleich ſein, ob ich eins oder mehrere nehme und ſeltener komme." Mit dieſen Gedanken tritt er andern Morgens wieder in das Gewölbe und nimmt der Goldſtücken zwei, und ſiehe, es bleibt Alles wie es war. Dreiſter gemacht, glaubt er, jetzt ſeiner Habſucht keinen Zwang mehr anthun zu dürfen. „Vielleicht, denkt er, ſpottet der Geiſt deiner wohl gar und verhöhnt dich, daß du dich von ihm täglich den ſteilen Berg hinan locken läſſeſt. Das läßt ſich ändern, ich werde alle meine Säcke mit hinauf nehmen und ſie füllen, daß ich ſatt habe mein Lebelang." Geſagt, gethan, und früh Morgens noch vor dem erſten Hahnenruf ſteht mein Queſtenberger ſchon in dem Gewölbe. Noch ſteht der Keſſel ungeſchwächt mit ſeinem Inhalte auf der bekannten Stelle. Mit beiden Händen fährt er gierig hinein in das blinkende Gold, und will ſchnell den größten der Säcke zuerſt füllen. Aber ein gewaltiges Krachen lähmt ſeinen Arm. Vom Schreck betäubt, taumelt er zurück. Kaum ſieht er, wie der Keſſel in unabſehbare Tiefen hinabſinkt und blaue Flammen darüber zuſammenſchlagen. Er verſucht zu entfliehen, doch ſeine Füße tragen ihn nicht, und vom erſtickenden Dampf ſtürzt er regungslos nieder. Da liegt er, und als er wieder erwacht, haben ihn die brennenden Sonnenſtrahlen der Morgenſonne am Thurme auf dem Raſen geweckt; niemals verlangte er aber wieder die Burg zu betreten oder Schätze zu ſuchen.

Es ſollen nun zwar nach ihm noch andere Schatzgräber gekommen und von ihnen die Oeffnungen in das Gewölbe des Thurmes durchgebrochen ſein. Weil aber der Burggeiſt auf dem öden Gemäuer auch ihnen erſchienen ſei und drohend ihnen zugerufen habe: „Weichet zurück! Nicht euch wird dieſer Schatz hier aufgehoben, ſondern der Graf von Stolberg ſoll ihn haben, der mit Augen von zweierlei Farbe und Form geboren wird", ſeitdem ſind Alle des Suchens müde geworden, und hat Nie-

mand mit der Wünſchelruthe noch mit Zauberformeln ferner dieſe Mauern zu durchwühlen geſucht."

Dies kann jedem Freunde romantiſcher Denkmäler der Vorzeit zugleich aber auch eine Art Beruhigung für die längere Dauer unſerer romantiſchen Queſtenburg geben; denn, wenn ſo viele andere Burgen für ihre Umgegend als traurige Wahrzeichen eines finſtern Barbarismus dienen, ſo macht die Queſtenburg für ihre Umwohner eine ſchöne Ausnahme, und verdient um ſo eher in ihren Ruinen erhalten und noch verſchönert zu werden. Könnte das Queſtenfeſt dazu nicht behülflich werden? Möchte die hingeworfene Idee doch eine kleine Anregung zu Berathungen der Art geben.

W. Schönichen.

Der große Beerberg und der Schneekopf.

Wer auf den Höhn der Berge ruht
In reiner Himmelsluft,
Deß Herz ergreift der Freiheit Glut,
Ihr ſtreut er Opferduft;
Ihn haucht der Geiſt der Väter an,
Er fühlt ſein leiſes Wehn;
Gelobt auf thatenvoller Bahn
Wie ſie einher zu gehn.

Ulrich Hegner.

Es erweckt faſt in jedes Menſchen Bruſt ein großes und ſchönes Gefühl, auf den höchſten Bergen ſeines Vaterlandes zu ſtehen, und mit einem umfaſſenden Blicke das Stück theure Erde, vor allen Länderſtrichen ſo unausſprechlich geliebt, zu überſchauen, im Licht der Sonne die Höhen und Thäler, die Fluren, Wieſen und Wälder, die Städte und Dörfer zu begrüßen, wo unſre Väter gewirkt und gewandelt und wo ihre Gebeine ruhen, wo wir den erſten Tag geſehen und den bunten Traum unſrer Jugend geträumt haben, das Feld unſrer irdiſchen Laufbahn, mit deſſen Staube ſich einſt auch der unſrige vermiſchen ſoll. Mit einemmale alle die Reize, die uns ſonſt einzeln erfreuen, in ſich einzuſchlürfen, wie ein Gott ſtehen über der ſchönen, freundlichen, bekannten Welt, das entzückt, berauſcht, begeiſtert, und auf den hohen Bergen des Vaterlandes wird faſt jeder Menſch ein Dichter, wenigſtens ſo lange, als er ſein Auge über das geliebte Land hingleiten läßt. Die Menſchen ſollten mehr auf die hohen freien Berge mit weiter Umſicht auf das Vaterland ſteigen, ſie würden dann ſelbſt höher und freier werden, und eine geiſtige Umſicht auf das Vaterland erlangen. Aus den ſtaubigen Stuben heraus, von

wo aus hinter Aktenſtößen hervor, die ſogar die nächſte Ausſicht rauben, die Welt regiert wird, aus den qualmigen Stuben, wo ſie ſtunden- und tagelang beiſammen ſitzen, ſchweres Bier trinken, ſchweren Taback rauchen und ſchwere Albernheiten ſchwatzen, aus den parfümirten Stuben, wo ſie zuſammen lauen Thee trinken und des Nächſten guten Namen mit lauen Geſprächen übergießen, ſollten ſie herauf auf die Berge ſteigen und ſich das enge Herz weit ſaugen voll großer, ſchöner, heiliger Gefühle. Nur die Jugend, die Poeſie des Lebens, die grüne Welt der jungen Gefühle ſcheint für die Berge und grünen Wälder noch wahre Begeiſtrung zu empfinden, nur ſie, die von keiner traurigen Erfahrung noch verknöchert, von keines trübſeligen Vorurtheils Zentnergewicht an den Füßen zurückgehalten wird, deren rein menſchliches Gefühl noch nicht von Aktenſtaub und Ungerechtigkeit getödtet worden iſt, nur ſie ſteigt auf die Berge. Obgleich noch „ein Mann in meinen beſten Jahren," war ich doch oft ſchon unter einer Berggeſellſchaft, zu der ich mich zufällig fand, der Aelteſte. Die Bevölkerung unſres lieben deutſchen Vaterlandes gleicht einem Lavaſtrome. Im Herzen Deutſchlands kocht und gährt es ewig, alle großen Wahrheiten werden hier gezeugt und geboren; wie ein Feuerſtrom brauſt die Jugend dahin; ſie will noch verwirklichen, was das Herz in kühnen Gedanken ausgeſprochen, aber je länger der Lavaſtrom rinnt, deſto zäher und kühler wird er, deſto mehr verliert er von ſeiner prächtigen Gluthfarbe. Zuletzt wird er ſteif, felſenhart und ſchwarz und kann nur noch mit Eiſen und Stahl bewegt werden. Ja Eiſenbahnen müſſen die erſtarrte Menſchheit erſt wieder in Bewegung ſetzen; aber Eiſenbahnen gehen nicht auf und über die Berge; nur auf den Bergen wird das Blut wieder flüſſig, das Herz wieder warm, auf den Eiſenbahnen bleibt Alles ruhig und kalt, nur die Maſchine wird erhitzt, nur ſie bewegt ſich. Steigen hoch und höher, von Sehnſucht und Verlangen getrieben, ermüden, aus dem friſchen Bergquell den brennenden Durſt löſchen, ſo wie er oben aus der Bruſt des Felſen ſpringt, wandern, frei athmen, frei blicken, frei jauchzen in Gottes ſchöne Welt hinaus, das allein wandelt uns um und zaubert auf unſre Wangen und in unſer Herz eine ſpäte Jugend.

Es iſt ein intereſſanter Umſtand, daß die beiden höchſten Berge unſres ſchönen Thüringerwaldes ſo nah, ja ſo dicht neben einander liegen, ſo daß man innerhalb einer Stunde beider Gipfel beſteigen kann. Der große Beerberg, 3064 Fuß und der Schneekopf 3049 Fuß über dem Spiegel der Oſtſee erhaben, werden blos durch die tiefe, wilde und finſtre Schlucht des Schmückegrabens getrennt, ſind aber ſüdlich durch den Rücken eines dritten nach Süden ſich ausdehnenden Berges, des Geierberges, unter welchem nördlich die Schmücke entſpringt und ſüdlich das Wirthshaus die Schmücke liegt, mit einander verbunden. Wie ein Paar Zwillingsbrüder ſtehen ſie da, und wie ein Paar Götterſöhne erheben ſie ihre Häupter über das kleinere Geſchlecht; ja Kaſtor und Pollux ſind ſie vergleichbar, und ich habe eine ſchöne Zeit erlebt, wo auf ihren brüderlichen Häuptern auch die mächtigen, göttlichen Flammen der Begeiſtrung loheten. Dieſen

Zeiten hat der Menſchen kalte egoiſtiſche Klugheit ein Ende gemacht; aber es werden andre kommen, wo Begeiſtrung uns wieder durchglüht, und wir (vielleicht erſt in unſren Enkeln) wieder zu Berge ſteigen und wieder Flammen entzünden werden; denn der Menſchen Weisheit iſt noch immer zu Spotte geworden vor dem Gotte der Geſchichte. Dann werden auch eure Dioskurenflammen wieder lodern, ihr Zwillingsbrüderberge, Beerberg und Schneekopf!

Die gewöhnlichen Wege, die Brüderberge zu beſteigen, ſind folgende. Von Ohrdruf ſteigt man durch das Thal der Ohre auf Oberhof hinauf, und verfolgt die neue Chauſſee bis zum Rondel mit dem Monument. Dies iſt der Pfannthalsraſen. Von da geht man links auf dem Rennſtiege auf einer Hochebene, die Suhler Laube, bis zum Ausſpanne, eine Stelle, wo ſonſt das Suhler Zugvieh, das als Vorſpanne gedient hatte, wieder ausgeſpannt wurde. Es iſt dies nämlich die alte Straße von Suhl, die ſeit Erbauung der neuen Chauſſee faſt gar nicht mehr befahren wird. Von hier geht die alte Suhler Straße ab, der Rennſtieg läuft links dicht am ſüdlichen Fuße der Kuppe des Beerbergs hin, ein Wegweiſer weiſt hinauf und wir haben von hier nur noch 28 Fuß zu ſteigen, um an den von Holz erbauten Signale mit Altan zu gelangen, der auf der Mitte des Gipfels erbaut, dem Auge die Ausſicht gewährt, die ſonſt durch das hohe Holz ganz beſchränkt ſein würde. Von Zella geht man am Kirchberge und Kohlberge hinauf und dann am öſtlichen Abhange des Spitzenbergs hin. Der Weg ſteigt dann am Sommerbach (Berg) hinauf bei dem nahe am Gipfel deſſelben ſtehenden Pirſchhauſe mit weiter Ausſicht bis zur Ausſpanne. Von Suhl geht der ſteile Weg, die alte Straße, über das hochliegende Wirthshaus, der fröhliche Mann, dann über den Aſchertalshügel, am Widenkopf und kleinen Beerberg hin, wo mächtige Felshäupter aus der Waldung hervorragen, und wo man oft einen ſchauerlichen Blick in die tiefen Gebirgsſchlünde mit ſteilen Abhängen hat. Auf der Höhe erreicht man bald die Ausſpanne und dann, wie vorhin ſchon angegeben, den großen Beerberg. Von Oberhof iſt er 2 kleine Stunden, von Zella 2 große Stunden, von Suhl faſt 3 Stunden entfernt. Von Goldlauter, Schmiedefeld, Gehlberg und Manebach aus gelangt man zuerſt zur Schmücke, und beſteigt den zunächſt gelegenen Schneekopf, und dann erſt den Beerberg. Den Weg durch das Thal der kleinen Gera zu nehmen, ſchlug ich in einem andern Artikel vor. Von Arnſtadt geht man über Plaue und von da im Thale der großen Gera herauf über Angelrode und Gera zwiſchen ſteilen kahlen Muſchelkalkbergen, von Gera durch einen äußerſt freundlichen Wieſengrund bis nach Arlesberg, vom Volke nur „das Nutzhaus" genannt, ein ſehr romantiſch gelegenes Dörfchen. Hier tritt man in das hohe und eigentliche Gebirge, der ſich verengernde Geragrund bietet mannichfache Reize, bis man nach einer Stunde rechts den Gehlberg erſteigt, auf welchem das gleichnamige Dörfchen liegt. Von hier hat man noch eine Stunde ziemlich ſteilen Wegs über die goldne Brücke (Berg) bis zur Schmücke. Von Goldlauter geht man in einer Stunde über

den ſteilen Goldlauterberg, dann am Fichtenkopf hin und zwiſchen dieſem und dem Nordfleck (Gebirgsſattel und Waldwieſenfläche) zur Schmücke hinauf. Von Schmiedefeld am Fuße des Eiſenbergs hin über die alte Tränke, eine mächtige Quelle mit Trögen zum Tränken für das Vieh, hier fällt der Weg in den Rennſteig, der über das Nordfleck nach der Schmücke fortführt. Der Weg beträgt 2 kleine Stunden.

Von Manebach geht man in einem ſteilen Grunde zwiſchen dem Heidelberge und dem Kohlberge hinauf bis zur Höhe, auf welcher die Bergſtraße von Elgersburg und Ilmenau nach der Schmücke führt. Dieſe Straße läuft in ſtiller ſchattiger Waldung fort, und man erreicht in zwei Stunden das Wirthshaus. Ueber Manebach geht man an dem hohen ſchönen Porphyrfelſen, dem Manebacher Stein hin, von welchem man eine ſchöne Ausſicht in das Ilmthal und in den Harzfichtengrund genießt; kurz vor der Schmücke berührt man den Sachſenſtein.

Von Ilmenau führt die Bergſtraße gleich hinter der Porzellanfabrik den Berg der Sturmhaide hinauf, auf der Höhe deſſelben hin, über den Heidelberg, die Steiger Höhe, wo man ſich an der köſtlichen Ausſicht in den Manebachergrund, auf die Dörfer Manebach und Kammerberg, bis nach Ilmenau hinab und weit aufwärts nach Stützerbach zu, labt, — eine ſchweizeriſche Anſicht! — dann über den Hirſchberg, die Wilhelmsleite, das obere Ende des Silberthals, berührt die Spielmannsleite und den Gehrweg, die Fortſetzung des Gabelkopfs und ſteigt zuletzt am nordweſtlichen Fuße des Sachſenſteins zur Schmücke hinauf. Länge des Wegs 2½ Stunde.

Betreten wir zuerſt den großen Beerberg; er iſt der mächtigere, wenn auch nicht der geliebtere der beiden Brüder. Seine höchſte Höhe bildet ein kleines mit Wald und Geſträuch geſtandenes Plateau, in deſſen Mitte ſich das hohe Signal mit dem Altan erhebt. Man beſteigt das ſeit 1829 errichtete Signal auf einer Treppe und gibt ſich nun der freilich theilweiſe durch den nahen Schneekopf und die Waldung beſchränkten Ausſicht hin. Am ſchönſten bietet ſie ſich nach Franken dar, nach Thüringen verhindert ſie links der Gebirgszug, rechts der Schneekopf allzu ſehr. Dahingegen iſt ſie vom Schneekopf aus nach Thüringen ſchöner als nach Franken. So ſtehen die Brüder zwar einander im Wege, ergänzen ſich aber gegenſeitig auf eine ſehr gefällige und freundliche Weiſe.

Gegen Süden gekehrt ſieht man vom Altane des Signals auf dem Beerberge das nahe Zelle tief unter ſich, weiter Suhl, maleriſch im Thalgrunde hingegoſſen. Der Dollmar und die Geba, dieſe beiden Gebirgsfürſten ziehen ſüdweſtlich die Blicke auf ſich. Im Hintergrunde begrenzt der Rhönezug den Horizont. Südöſtlich erheben ſich die beiden Gleichberge aus der Ebne bei Römhild, weiter ſpringt die majeſtätiſche Veſte Coburg ins Auge. Mit einem Fernrohre entdeckt man die Thürme des Schloſſes Banz und die Altenburg bei Bamberg. Nach Norden gewandt leuchtet uns der Friedenſtein, der helle Fürſtenſitz Gotha's, entgegen. Im Hintergrunde der Brocken

und andre Harzberge. Da jedoch die Ausſicht vom Schneekopf umfaſſender und freundlicher iſt, ſo wandern wir nun hinüber, um ſie dort ausführlicher zu beſchreiben. In einer guten halben Stunde ſind wir ſchon am Fuße der Schneekopfskoppe angelangt; denn dieſer Berg trägt auf ſeiner Höhe einen runden Kopf, deſſen Gipfel nur wenige Schritte im Durchmeſſer hat. Sonſt ſtand an derjenigen Seite dieſes Hauptes, von welcher man es erſteigt, ein kleines Haus mit allen Bequemlichkeiten für den Beſucher des Berges, aber ſeit ohngefähr 30 Jahren hat die rohe Gemeinheit, die überall das Schöne beſudelt und zu vernichten ſtrebt, wie der ſchmutzige Roſt das blanke Eiſen, erſt die Geräthſchaften, dann das Haus zerſtört, bis es abgetragen wurde. Jetzt erkennt man nur noch die Stelle, wo es geſtanden hat. Es iſt unausſtehlich, daß die Beſtialität, die ſo oft den Gott in der Menſchenbruſt überwuchert, auch auf die hohen, ſchönen Berge ſteigt und ſich hier durch Vandalismus und Schmutz geltend macht, jenen an Monumenten, Bäumen, Anlagen, Baulichkeiten, Geräthſchaften ꝛc., dieſen an Wänden und Bänken und vorzüglich in den Stammbüchern ausübend, die meiſt an ausgezeichneten Orten zum Einſchreiben aufliegen. Wie viel widerwärtige Gemeinheit begegnet einem oft in ſolch einem Buche; man getraut ſich kaum ſeinen ehrlichen Namen da niederzulegen, aus Furcht, ein gemeiner Schuft kommt hinterher und beſudelt ihn. — Auch auf der Schmücke liegt ein ſolches Buch; zu meiner Freude finde ich darin weit weniger Rohheit und Läſterungen als in andern, wie z. B. in dem auf dem Inſelsberge. Die Kuppe des Schneekopfs gemahnt mich wie ein großer auf dem Berge errichteter Altar. Möchten doch Alle, die ihn betreten, auch anbeten. Ein freudiges Ach! das der Bruſt unwillkührlich entfährt, wenn man nun aus dem letzten niedrigen Gehölz auf die höchſte Spitze heraustritt, iſt auch ſchon Gebet, das unbewußte andächtige Anſtaunen der ſchönen Welt Gottes. Thüringen ſieht man zuerſt und zumeiſt; denn man kommt von der fränkiſchen Seite her, und dorthin iſt, wie ſchon bemerkt, die Ausſicht durch mehre Berge beſchränkt. Thüringen liegt wie ein Eden vor uns ausgebreitet, wie das Land Kanaan vor Moſes Füßen lag, als er auf dem Berge ſtand, auf welchem er ſtarb und begraben ward. Ja ſterben möchte man hier auch und begraben werden auf dieſem Bergaltare im Angeſicht des weiten ſchönen Thüringerlandes, aber nicht ſterben, wenn man das Land nur von fern geſehen, nein erſt dann, wenn man all die bittern Erfahrungen bis zum hefigen Bodenſatz durchkoſtet hat, die die Verkehrtheiten, der Egoismus, die Herrſchluſt, die Böswilligkeit Vieler dem Vaterlandsfreunde bereiten, wenn man geſehen und erfahren hat, daß die Beſten, die das Vaterland am heißeſten lieben und ihm mit den ſchönſten Talenten am meiſten nützen könnten, vergeſſen, hintangeſetzt, angefeindet, beſpöttelt werden, wenn das reiche, fruchtbare Vaterland ſeinen edelſten Söhnen nicht einmal das tägliche Brot gibt, um das wir täglich doch dreimal den lieben Gott anrufen, dann möchte man hierher zurückkehren und hier auf dem freien ſchönen Berge ſterben und begraben werden.

Man hätte dann doch etwas Hohes und Schönes von der Vaterlandsliebe.

Das Panorama, das ſich unſerm Blicke darbietet, kann natürlich mit Worten nicht wiedergegeben werden. Die begabteſten Dichter müſſen an derartigen Verſuchen ſcheitern und ſelbſt den Malern wird es mit Farben nicht gelingen. Ich muß mich alſo darauf beſchränken, die Namen der vorzüglichſten Orte anzugeben. Nach Oſten und von Südweſt bis Nordweſt überſehen wir zuerſt die Kette des Thüringerwaldes; uns zunächſt reiht ſich Berg an Berg, bald höher, bald niedriger; wie zuſammengekettet liegen ſie einander in ſtarrer Umarmung, dazwiſchen die tiefen, finſtern Schlünde, dieſe wilden, ungeſelligen Schluchten und Abgründe, die die Umgegend des Schneekopfs charakteriſiren. Weſtlich begrüßt uns der Inſelsberg als Haupt der dortigen Bergbrüderſchaft, näher der Rupberg, der Sperrhügel, der Donnershaug, der große Hermannsberg, die Felſen des Hohen- und Gebranntenſteins, die aus der dunkeln Waldung aufſtarren. Doch zurück zu Thüringen! Vom Punkte wo der nordweſtliche Gebirgszug den Blick eröffnet, ſehen wir im Mittelgrunde das hellleuchtende Fürſtenſchloß von Gotha, den ehrwürdigen Friedenſtein, der ſo oft auf der Gebirgswandrung unſern Blick feſt hält. Darüber hinaus den Meißner und andre heſſiſche Berge in blauer Ferne, zwiſchen Gotha und Erfurt eine Menge Dörfer, die Sternwarte Seeberg, die drei Gleichen, die Altenburg bei Arnſtadt, Ichtershauſen, den Dom, die Cyriaxburg und den Petersberg bei Erfurt, Stadt Ilm, den Singerberg, die Ruinen Ehrenſtein und Plaue, das Schloß in Rudolſtadt, Orlamünde, den Ettersberg, Eckartsberga. So ſind wir von Nordweſten immer nach Norden mit dem Auge fortgewandert, bis uns im Norden das Gebirge wieder wahrt, und haben nur den Mittelgrund überſchaut. Den Hintergrund bilden im Norden der Harz, mit dem hervorragenden Brocken, die Hainleite, der Kiffhäuſer, die Sachſenburg, nach Oſten der Fuchsthurm bei Jena, die Leuchtenburg bei Kahla, das Schloß von Blankenburg und das Schloß Könitz bei Saalfeld. Vom Gebirge nach dieſer Seite zuerſt der nahe Sachſenſtein, der Finſterberg, Arolsberg, Franzenshöffe, Neuſtadt, Kahlert, Kürsdorfer Kuppe, Langenberg, Maſſerberg, Kieferle, Hohe Eiche und darüber in duftblauer Ferne das Fichtelgebirge. Wieder nach Franken gewendet: die Coburger Veſte, das Heldburger Schloß, Strauchhain, die Haßberge, Gleichberge, Geba und Dolmar, darüber die Kette des Rhöngebirges, des Steigerwaldes und der Gebirge bei Bamberg. Die ſchönſte Tagszeit iſt im Anfang des Sommers Abends zwiſchen 6 und 7 Uhr, wo die günſtigſte Beleuchtung die fernſten Gegenſtände klar hervorhebt, und im Herbſt zwiſchen 5 und 6 Uhr. Im hohen Sommer hindert der Höhenrauch faſt immer die Ausſicht, und Morgens iſt die Ferne ſelten unverſchleiert. Man muß ſich ſo einrichten, daß man Nachmittags auf der Schmücke anlangt, ſich dort etwas erfriſcht, dann den Schneekopf beſteigt und dort bis nach Sonnenuntergang verweilt, Nachts auf der Schmücke bleibt und Morgens noch einmal zum Berggipfel

zurückkehrt, um die Sonne wieder aufgehen zu ſehen. — So bald man die Kuppe verlaſſen hat, befindet man ſich wieder im dichten Nadelholzwalde. Links vom Wege 50 bis 60 Schritte ab in nordöſtlicher Richtung ſteht ein einfacher Stein von ohngefähr 3 Fuß Höhe im Walde. Dies iſt der ſogenannte Jägerſtein, den die Beſteiger des Schneekopfs gern aufzuſuchen pflegen. An ſeinen beiden Seiten iſt folgende Inſchrift zu leſen: „Anno 1690 den 16. September iſt Hr. Johann Valentin Grahner F. S. F.*) zu Gräfenrode von ſeinem Vetter als Schweſterſohn Caspar Greiner unverſehends erſchoſſen worden." Darunter ſtehen drei Kreuze und ein Jägerhorn. So unbedeutend an ſich für uns das unglückliche Ereigniß iſt, dem dieſer Denkſtein geſetzt wurde, ſo bedeutend wird es durch die Art und Weiſe, mit der es der dichtende Volksmund in eine der ſchönſten Sagen umgeſchaffen hat. Ja man kann an dieſer einfachen Begebenheit recht klar wahrnehmen, wie die Volksſage ſich ſolche Stoffe vindicirt und ſie poetiſch als ihr Eigenthum umbildet. Der Stein ſpricht ſich kurz und deutlich aus, daß die blutige That unverſehends geſchehen ſei; hören wir, wie das dichtende Element, die ewig junge poetiſche Zeugungskraft im Volke, dieſes Wort commentirt.

Caspar Greiner, ſo erzählt die Sage, war Jägerburſche bei ſeinem Ohm, dem Förſter Grahner in Gräfenrode, und als der beſte Schütz auf dem Thüringerwalde bekannt und beliebt. Greiners Kugel verfehlte niemals ſein Ziel und er ſtieg deshalb bei den Obern des Forſtamtes immer höher in Achtung. Darüber entbrannte in des Förſters Bruſt heimlicher Neid, deſſen Flamme täglich zunahm, ſo daß ihm der Gedanke, ſeinen Neffen um den ſchönen Schützenruhm zu bringen, Tag und Nacht nicht Ruhe ließ. Da er aber ſelbſt kein Mittel dazu ausfindig machen konnte, ſo kam er gar auf böſe Dinge und entdeckte ſich einem in gar übelm Ruf ſtehenden alten Weibe, das jenſeits dem Gebirge in einem Walddorf wohnte. Einige Zeit nachher ging der Jägerburſche frohen Muths auf den Anſtand an die Kuppe des Schneekopfs. In der Abenddämmerung hört er ein Thier durch den Wald kommen, gleich darauf ſieht er einen ſo herrlichen Vierundzwanzig-Ender ſtolz vorüberſchreiten, wie ihm noch niemals ein Hirſch vorgekommen. Mit unſäglicher Freude legt der Burſche an, ſchießt, und der Hirſch — ſpringt unverletzt von dannen. Der Jäger iſt zu Tod erſchrocken; er will es nicht glauben, ſucht nach Schweiß; vergebens! der Hirſch war nicht getroffen. Im höchſten Unmuthe kehrt der Jäger in der Nacht in das Forſthaus in Gräfenrode heim, und iſt am andern Morgen trübſinnig und ſchweigſam. Seine Galle aber wird erregt durch die Spöttereien ſeines Ohms, daß er ohne Beute heimgekehrt ſei und gewiß den unvergleichlich ſchönen Hirſch gefehlt habe, von dem ihm geſtern die Köhler am Schneekopf erzählt hätten. Der Burſche ſchleicht ſich bald verdrießlich fort und

*) Fürſtl. Sächſ. Förſter.

geht gegen Abend wieder auf den Anſtand am Schneekopf. Er hat ſeine Büchſe mit der äußerſten Vorſicht geladen, Alles iſt im beſten Stande. Der Hirſch kommt wieder; Greiner ſchießt und — hat abermals gefehlt. Jetzt bemächtigt ſich Verzweiflung ſeiner. Rath- und troſtlos irrt er am andern Morgen noch im Walde herum; er getraut ſich gar nicht nach Hauſe, um den höhniſchen Blicken ſeines Ohms nicht zu begegnen. In dieſem Zuſtande trifft ihn ein alter Glasmeiſter der nahen Glashütte Gehlberg, der ihn kennt und den ſein betrübtes Anſehen dauert. Auf wiederholtes Bitten des Glasmeiſters erzählt der Jägersburſche ſein Unglück. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, erklärt hierauf der Alte. Hier iſt irgend ein Zauber im Spiele. Schweige du gegen Jedermann und komm auf die Glashütte, wenn der Mond voll wird. In der Mitternacht wollen wir eine gläſerne Kugel machen und ich will den Segen drüber ſprechen; die zerſtört jeden böſen Zauber. Der Jägerburſche befolgte des Alten Rath; die gläſerne Kugel wurde mit den nöthigen Formeln angefertigt und in die Büchſe geladen. Den folgenden Abend geht Greiner auf den Anſtand. Der Hirſch läßt nicht lange auf ſich warten. Gleichſam höhnend ſchreitet er vorbei. Der Jägerburſche legt an, nimmt das Thier feſt aufs Korn; der Schuß kracht; der Hirſch ſtürzt; jubelnd eilt der Burſche hinzu, um ihm den Genickfang zu geben, und findet zu ſeinem Entſetzen — ſeinen ſterbenden Ohm im Blute liegen.

An der ſüdöſtlichen Abſenkung des Schneekopfs nach der goldenen Brücke zu, etwa eine Viertelſtunde von der Klippe, ſtößt man auf eine waldentblößte, ebene Fläche, auf der etwas unheimlich zu wandern iſt, deren Name aber noch unheimlicher klingt; er heißt die Teufelsbrücke, und beſteht aus ſumpfigem, torfigen Moorboden, mit Kräutern und Geſtrüpp bepflanzt und mit mehren Dümpfeln ſtehenden ſchwarzen Waſſers beſetzt. Der größte und tiefſte davon führt den ſchauerlichen Namen des Teufelsbades. Sonſt erzählte man, leichte Gegenſtände, hier hineingeworfen, verſchwänden bald und kämen in einem Brunnen in Arnſtadt wieder zum Vorſchein, eine Sage, die ſich bei ähnlichen Localitäten oft wiederholt. Keine Viertelſtunde von dieſen Teufelskreiſen und von dieſem Teufelsbad ſtürzt der Berg wahrhaft erſchrecklich ſteil und jäh in den runden, keſſelförmigen Abgrund, die Hölle, deren ich ſchon in einem frühern Artikel als den hinterſten und wildeſten Theil des Schneetiegels erwähnte. Im Artikel Altenſtein ſprach ich mich bereits über das Vorkommen des böſen Princips in der deutſchen Sage aus, die den Namen deſſelben allzu gern an Localitäten heftet und damit halb ſcherzend, halb ernſt die abergläubiſche Ehrfurcht unſerer Altvordern vor der Nachtſeite des Naturlebens beurkunden. Wenn wir den Teufelsnamen in der reizenden, romantiſchen Gegend nur von der leichten Seite nehmen durften, ſo iſt es hier, in dieſer öden, ſchauerlichen Waldgegend, in dieſer vom Grauſen umlagerten wilden,

ungaſtlichen Tiefe ſchon ernſter gemeint. Aber der Furchtloſe wandelt auch durch die Teufelskreiſe und ſteigt in die Hölle hinab. Auch ich war darin, obgleich mir noch viel fehlt, um ein Dante zu ſein.

Es läßt ſich ſchon erwarten, daß eine ſo unheimliche Stelle, wie die Teufelskreiſe, ein ergiebiges Feld der dunkelfarbigen Sage ſein werde. Wirklich galten ſie ſonſt für den Aufenthalt verdammter Geiſter, die den Wandrer in Noth und Verderben zu verlocken trachteten, und mehr als eine ſchlimme Geſchichte wird von ihnen erzählt. Enteilen wir ihnen zu dem ſüdlich eine Viertelſtunde entfernt gelegenen gaſtlichen Hauſe der Schmücke. Wir wandern bis dahin immer auf nachgiebigem Torfboden, und ſeit mehren Jahren hat man hier angefangen, mit Glück und Vortheil Torf zu graben.

Die Schmücke, eigentlich das Viehhaus auf der Schmücke genannt, denn Schmücke heißt die Berggegend wo es ſteht bis zum Geiersberge, wo der Schmückegraben beginnt, beſteht aus zwei Häuſern mit Stallungen. Früher war nur das eine Haus vorhanden und diente dem Viehhirten zur Wohnung, der die Aufſicht über das allſommerlich hierher gebrachte Vieh hatte, und dieſe Anſtalt mag ſehr alt ſein, obgleich ſich hiſtoriſche Nachrichten darüber nicht aufbringen laſſen. Da an dieſer Stelle auch mehre bedeutende Gebirgsſtraßen zuſammenſtoßen, als die von Ilmenau, Elgersburg, Gehlberg nach Suhl, die von Crawinkel und Oberhof nach Schmiedefeld und der früher mehr benutzte Rennſtieg, ſo mochte das Viehhaus wohl ſeit alter Zeit auch als Wirthshaus in Anſpruch genommen worden ſein. Das jetzige große und ziemlich bequeme Wirthshaus iſt erſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut, und gewährt dem Beſucher des Schneekopfs und Beerbergs einen ſehr erträglichen Aufenthalt. In früherer Zeit kamen jährlich mehre Hundert Stück Rindvieh und auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl Pferde, theils aus den benachbarten Orten nördlich und ſüdlich, theils aus dem Schmalkaldiſchen auf die hieſige vortreffliche Waldwaide, jetzt aber, da dieſe durch Holzpflanzungen ſehr geſchmälert iſt, haben höchſtens nur 100 Stück Platz, und meiſt überſommern nur 60 bis 80 hier oben. Der Schmückewirth erhält für jedes Stück 18 Gr., wovon er 6 Gr. an die herzogl. Kammer abgiebt. Für die jungen Pferde iſt außer der geſunden guten Waide noch der beſondre Vortheil, daß ſie auf dem durch Steine, Baumwurzeln, Geſtrüpp 2c. unebnen Terrain die Füße höher heben lernen. Die herrlichen, grünen, ſaftigen Wieſen auf der Berghöhe, der Blick in die Thäler nach Süden, die Berghäupter, unter denen ſich der nahe Finſterberg beſonders hervorthut, die einſamen Gebäude der Schmücke, die ſchmucke, zahlreiche Viehheerde und das harmoniſche Geläute der Heerdeglocken erinnern ſtark an eine Schweizeralp und eine Sennhütte. Reine Luft wogt hier ewig, vor der Thür des Hauſes ſpringt ein herrlich friſches und reines Quellwaſſer, friſche nahrhafte Milch, ein geſundes Schwarzbrot, ſchmackhafte Butter und Käſe und eine reine Lagerſtatt werden im Hauſe verabreicht; der helle Teppich der Wieſen und das Düſter der Tannen ſind in der nächſten Nähe, der Sachſenſtein, ein grotesker Porphyrfelſen, liegt

gen Oſten nur ein Paar Büchſenſchüſſe, und die höchſten Häupter des Gebirgs mit ihrer reizenden Fernſicht können auf kleinen Spaziergängen erreicht werden; eben ſo bald kommt man, wenn man den Rennſtieg ſüdlich verfolgt, zu dem Mordfleck, einer Bergwieſe auf einem Gebirgsſattel des Hauptgebirgszugs, der hier ſo ſchmal iſt, daß man ſich nur zu wenden braucht, um bald in die thüringſchen, bald in die fränkſchen Thalgehänge hinabzuſehen. Die Sage berichtet nur ganz dunkel von einer großen mörderiſchen Schlacht, welche in uralter Zeit zwiſchen zwei großen Völkern hier vorgefallen ſein ſoll, wovon die ſchöne Wieſe den ſchauerlichen Namen erhalten habe. Die Namen der beiden feindlichen Völker hat ſie vergeſſen, vielleicht wurde hier eine Hunnenſchlacht geſchlagen. Geht man vom Mordfleck dem thüringſchen Gehänge hinab, ſo gelangt man in zehn Minuten in die finſtre Grube, eine Schlucht, durch welche der kleine Sperberbach, gewöhnlicher Keſſelgraben genannt, eine Quelle der Ilm, die die Grenze zwiſchen dem gothaiſchen und preußiſchen Gebiet bildet, in hellen Kaskaden thalwärts hüpft. In beiden Ländern wird hier, nur wenige Schritte von einander, ziemlich ſtark auf Steinkohlen in Schiefergängen gebaut. Das Kohlenbergwerk auf gothaiſchem Boden iſt alt und hat ein bewohntes Grubengebäude. Hier in dieſem einſamen Grunde am Fuße des Finſterberges lebte der Schneider Philipp Hergeſell, der als Soldat den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, und ſich als Deſerteur in dieſe unwegſame Bergſchlucht verkrochen hatte. Er hat über zwanzig Jahr mit einer Frau, die ſich zu ihm gefunden, hier Haus gehalten und mehre Kinder gezeugt, die jetzt in Stützerbach leben; aber nicht allein von Kräutern und Schwämmen und einigen ſelbſtgebauten Küchengewächſen nährte er ſich, wie Herzog und Völker erzählen, ſondern vorzüglich vom Betteln. Er und ſeine Kinder wurden in allen benachbarten Orten beſchenkt; auch verfertigte er für die Waldleute vorzüglich viele Beinkleider, weshalb er auch der Hoſenſchneider hieß. Die Angabe, er ſei ein Einſiedler geweſen, die ſich in den genannten Büchern findet, iſt ſonach falſch. Der ſilberhaarige, vom Alter gekrümmte Greis war übrigens ein unterhaltender Erzähler aus der Zeit des „alten Fritz", ſprach den brandenburgſchen Dialect und war in dieſem abgelegenen, wilden Gebirgsthale eine intereſſante Erſcheinung. Die Grube auf preuß. Boden iſt erſt 2 Jahre alt und in dieſer kurzen Zeit zu einer beträchtlichen Ausdehnung gediehen. Die gothaiſche gehört dem Dr. Ried in Ilmenau, jene mehren Theilnehmern in Suhl und Erfurt. Es iſt ſehr intereſſant ſie zu befahren und die mühſelige Art der Kohlengewinnung anzuſehen. Der Häuer liegt oft in einem nicht höher als 2 Fuß hohen Schacht auf der Seite und ſchlägt ſie mit dem Spitzhammer heraus. Die Kohle und der ſchwarze Schiefer gewähren einen düſtern Anblick in der Grube. Nur wenige Schritte davon, an der Seite des nordweſtlichen Abfalls des Finſterbergs, ſteht wieder ein hoher maleriſcher Porphyrfelſen von beträchtlichem Umfang, der blaue Stein. Vom Berge her zu Thale läuft er von beiden Seiten vorn in eine ſcharfe Kante zu, die bis zu ſeiner Spitze hinaufläuft

Von hinten kann man ihn beſteigen, und hat eine zwar beſchränkte, doch angenehme Ausſicht auf die Waldmaſſen der nahen Berge und Gründe, nach der Schmücke u. ſ. w. Von der blauröthlichen Farbe dieſes Porphyr hat der Felſen den Namen erhalten. Von hier kann man nun mit Bequemlichkeit den Finſterberg beſteigen und wird dazu nicht mehr als eine halbe Stunde bedürfen. Er iſt an Höhe der dritte Berg des Thüringerwaldes und ſein Gipfel 2941 Fuß über dem Meere erhaben, alſo nur hundert Fuß niedriger als der Schneekopf. Er hat keine Kuppe, ſondern einen langen Rücken, und gewährt an der Stelle des Gipfels, wo ein hübſches Pürſchhaus ſteht, eine Ausſicht nach Thüringen, die der vom Schneekopf aus ziemlich gleich iſt. Nach Franken hin aber iſt ſie weit reicher. An ſchönen Sommerſonntagen trifft man von Schmiedefeld, in deſſen Forſtreviere der Finſterberg liegt, und von andern nahen Orten meiſt eine heitre Geſellſchaft. Wer ſich zu ihr geſellen will, wird freundlich aufgenommen werden.

So kann man im Zeitraum weniger Stunden die drei höchſten Berge des Thüringerwaldes beſteigen, die hier wie ein Kleeblatt beiſammen liegen. Mögen ſie dem Wandrer ein hoffnungreiches Kleeblatt ſein! Glück auf, fröhlicher Steiger!

Ludwig Storch.

Von der Todtenlache bei Rappelsdorf.

Nach einer altherkömmlichen Sitte werden Verſtorbene, die in der Stadt Schleuſingen ihre Ruheſtädte erhalten, mit Leichenbegleitung getragen bis an die ſogenannte Todtenlache bei Rappelsdorf. Von da aber wird der Sarg ohne weiteres Geleit nach Schleuſingen gefahren. Es iſt aber die Todtenlache ein mit Waſſer gefülltes Loch, über 400 Schuhe lang und gegen 100 breit, der Sage nach unergründlich, und überhaupt weit und breit verrufen in der Umgegend. Das helle und klare Waſſer hat die Eigenſchaft, daß es nie ganz zufriert im Winter. Tief unter der Erde ſteht es in Verbindung mit Höhlen und Klüften des benachbarten Berges, die Haardt geheißen, auch mit einem Brunnen im Bärengraben, und mit dem ſogenannten Mandelloche, einem mit Waſſer gefüllten Erdfall auf der Rappelsdorfer Kuppe. Es weiß aber die Sage von der Todtenlache, die größer wird von Jahr zu Jahr, gar viel Wunderſames zu erzählen, inſonderheit von Nixen oder Waſſerfräulein, die aus der Lache heraufgeſtiegen, namentlich kurz vor dem dreißigjährigen Kriege und vor dem Einfall der Croaten in Schleuſingen.

Es begab ſich einſt, daß aus der Todtenlache eine Nixe hervorkam, anzuſchauen wie ein ſchlankes Mägdlein, mit ſcharlachrother Schärpe um die Lenden, doch hintennach einen häßlichen Fiſchſchwanz ſchleifend. Auch das Mieder war ſchuppig und von ſeegrüner Farbe, wie das Waſſer in der Todtenlache. Dabei trug ſie ein ſchwarzes Korallenband um den Hals, und den Buſen deckte ein rothes Tuch, an welchem ein Perlenſtrauß befindlich. In ſolcher Geſtalt und Kleidung hatte das Waſſerfräulein ſich nach einem unweit Rappelsdorf gelegenen Wirthshauſe verfügt, die Hudelsburg geheißen. Dort war alles fröhlich und guter Dinge, denn es ward dort eine Hochzeit gehalten.

Es wählte ſich aber die Nixe einen unter den muntern Junggeſellen, zu dem ſie ſich an den Tiſch ſetzte, und mit ihm plauderte und koſ'te. Der war der lange Friedel geheißen, und gewann das holdſelige Mägdlein gar lieb, und tanzte mit ihr um die Linde vor dem Wirthshauſe. Sie aber that gar ſchön mit ihm und herzte und küßte ihn, und vertraute ihm im Stillen, wie ſie ſo gar gern ſeine Braut wäre. Als nun der Abend herangekommen und es faſt Nacht geworden, da ſprach ſie mit Thränen: „Nun muß ich dich verlaſſen, und muß wieder hinab in das Waſſer, wo ich wohne; denn ich bin ſchon lange bei dir geblieben, und bin hieher gekommen trotz meines Vaters Verbot. Ich fürchte, mit dem Leben werd' ich dafür büßen müſſen. Lebe wohl, lieber Friedel, und merke wohl, was ich dir ſage. Gehe morgen, ſo wie es tagt, an die Todtenlache. Iſt das Waſſer hell und grün, ſo ſei dir das ein Wahrzeichen, daß ich noch am Leben; wenn aber die Fluth bleich ſieht und todtenfarb, dann, Geliebter, magſt du dich überzeugt halten, daß auch mein Auge im Tode erloſchen." So ſprechend küßte ſie ihren lieben Friedel, und entwich. Er fand aber, als er am am andern Morgen an die Todtenlache kam, das Waſſer bleich und wie mit Blut gefärbt. Da ergriff ihn Verzweiflung, und er ſprang hinab, um ſich durch den Tod zu vereinigen mit ſeiner Geliebten.

Gar anmuthig hat dieſe Sage ein zu früh geſtorbener Dichter, Deckert in Schleuſingen, poetiſch dargeſtellt in einem Gedicht in Henneberger Mundart:

Kenner, gett mer net ze noah
On de Toadelache,
Bodeloas is d's Waſſer doah,
Wu die Nabel rache.

Poozrig is der ganze Grond,
Mit en Zaun ömgabe,
Sollt der Schoolze Fretz en rond
Får der Kenner Labe.

Unn wann ich euch erſt wöllt ſoáh,
Woas ich no mein Håhrla
Wås, ihr gingt alláh net meáh
In die ſchwarze Beárla.

Komm, Hann Oadam, zu mir hår!
Hanla=Madlá bend's Blásla
Dort oa ſelle Steckel når,
Köpp, ſetz dich ofs Fäßla!

D's Håhrla is kå Lůgeſoak;
'S råcht emoal ofm Wiesla
On een Sonntig Noachmittak
Grommet mit ſein Liesla.

'S woar die ganze Woache lang
Ståbig Wend on Water,
Of åmoal ſchreits dort on Haang
Wie a Roabelaader.

D's Håhrla ſitt ſich òm, doa guckt
Aus der Toadelache
Oeppes raus, as wann es ſpuckt,
Mit zwå ſchwarze Age.

Un a Mådle ſprengt on's Laand,
Gruuß, wie d's Nickels Duhrle,
Dem den Hals a Nůſterband,
Schwarz wie unner Muhrle.

Un a ſchuppig Můder hoat's
Mit an Perlaſtråusle,
Un an roathe Buſeloatz,
Wie das Aechel Dåusle.

Oaber alle Hoar zu Bårk,
Unnern Leutlen ſtrabte,
Denn an Schwanz hoat's lang un ſtårk,
Of dam's flugs forttrabte.

Wie 'n in des Pråcepters Buuch
Un in unnerer Bibel
Hoat der Fiiſch, der 'n Jonas trug,
Bis en halt wur ůbel.

Oaber sått, jeſt of die Båh
Machte ſich's Waſſermådle,
Schnellt fort über Kraut un Klå,
Wie a Kutſcherådle.

Hin fagt's mit ſein lange Schwaanz,
Mit der roathe Weſte,
Of die Hudelborg zum Taanz
Mit den Hochziggåſte.

Sått ner o! mei Jòmfer Fiiſch
Ueber Triet un Schwelle,

Mir nis, dir nis hennern Tiiſch,
Zu en Jonggeſelle.

Un ſe wie ſe geſſe hom,
Fliegts mit Puutz un Müder
Dem de alte Leene rom,
Mit der lange Frieder.

Un dem hoat ſes overtraut,
'S wär a Nixenmädle,
Ewig gern mit ihm als Braut
Zög's in's Schleuſeſtädtle.

Denn der Frieder woar a Mo,
Dalzig of den Bänne,
Kann kriegt ſie derhämm a ſo,
Mocht ſe läff un renne.

Mordgern hatt er d's Nixle a,
Trutz ihr'm Schwanz un Schwärze,
Mocht er alles gern gejah,
Gern ſe küß un härze.

Daber Dabed wörd's nunmeah,
D's Nixle muß nu onig.
Lab wohl, Frieder! ich muß geah,
In der Lache wohn ich.

Dach doas beßle Luuſt un Froad
Koſt mich g'wieß mei Laabe!
Denn wie ich hatt's lang kei Möäd
Of den Erdenlaabe.

Un ſie joammert veel un heult,
Muß von mein Getreue!
Dach ich hoah ze lang geweilt,
Koſt mich better Reue.

Geah morn zu der Lache fort!
Js ſe blách, wie Toadte,
Hoat mei Voater mich gemordt,
Daß ich en verroathe.

In ihr Hämmet gett ſie hie —
Un mei Frieder ſtapelt
Handig fort gleich Manntig früh,
Un ſei Herz em zappelt.

Daber bläch un roath wie Blut
Is je früh die Lache. —
Frieder röckt ſich woll den Hut
Ob der blut'ge Rache.

Hoaſt du mir dei Labe g'ſchenkt,
Schenk ich dir mei Labe.
Flugs zur liebe Nix er ſprengt
In den roathe Grabe.

Dröm mei Ladig häßt mer noch,
Wu die Nabel rache,
Dort ſell gruuß, gewaltig Looch
När die Toadelache.

Anmerkung. Das vorſtehende Gedicht iſt entlehnt aus einer kürzlich erſchienenen intereſſanten Sammlung von Gedichten und Liedern in verſchiedenen Mundarten, herausgegeben von Dr. J. Günther. Jena 1841. S. 53 u. f.

Heinrich Doering.

Schloß und Herrſchaft Bornſtedt.

Ein rauher Winter hatte dem Alles neu belebenden Frühlinge weichen müſſen, ſelbſt in den Thälern und Schluchten waren die letzten Spuren des Schnees vor den wärmenden Strahlen der Sonne geſchmolzen, und das heilige Oſterfeſt war bei einer milden Witterung eingetreten, wie ſie um dieſe Jahreszeit nur ſelten iſt. War daher ſchon den zweiten Feiertag das Dorf Bornſtedt ungemein belebt geweſen, ſo zogen beſonders den Tag darauf die Einwohner in ganzen Schaaren den Schloßberg hinauf, um ſich, Jung und Alt, neben den alten Schloßruinen unter Scherz und Spiel zu vergnügen und ſich des ſchönen Tages zu freuen. Es iſt dies eine Art von Frühlingsfeſt, welches ſeit Jahren ſchon in ſolcher Weiſe gefeiert wird, wenn die Witterung es erlaubt, daſſelbe ſtand aber früher zu den Burgüberreſten ſelbſt in einer Beziehung, von der man lieber ſchweigen möchte. Es wurden nämlich, ehe der jetzt immer allgemeiner werdende, und beſonders von den Preußiſchen Staatsbehörden und von dem edlen Könige ſelbſt ſorgſam gepflegte löbliche Sinn erwacht war, die Denkmäler der Vorzeit zu ſchonen und zu erhalten, alljährlich in den Frühſtunden des genannten Tages auf Rechnung des in ſeinem Fache ſonſt höchſt achtungswerthen daſigen Domainenpächters und Amtsinſpectors Bieler aus den alten Burgmauern, die wegen ihrer Dauerhaftigkeit vielleicht noch Jahrhunderten getrotzt hätten, von einem großen Theile der Einwohner Bornſtedts mit unſäglicher Mühe und Beharrlichkeit Steine ausgebrochen, um zu Neubauten auf der Domaine verwandt zu werden. Seitdem aber dieſer Zweck glücklicher Weiſe in Wegfall gekommen iſt, hat die dort bei jener Gelegenheit ſich äußernde Fröhlichkeit einen viel harmloſern Charakter bekommen. Ich war eben mit einem Freunde unterwegs, den ich in Eisleben getroffen und den ich auf ſeiner Tour nach Allſtedt um ſo lieber bis Bornſtedt zu begleiten verſprochen hatte, da

der Verbindungsweg beider Städte gerade durch letztgenannten Ort führt, in welchem ich bei einer verwandten Familie einzuſprechen ohnedies mir vorgenommen hatte. — Unter traulichen Geſprächen hatten wir die Anhöhe erſtiegen, die als eine Fortſetzung des Unterharzes ſich in mannichfaltigen Krümmungen bis zu dem Unſtrutthale hinunterzieht, und waren bei dem Dörfchen Schmalzerode vorbeipaſſirt, das vordem nebſt einem Theile von Wolferode zum Amte Bornſtedt gehörte, wohin es auch noch jetzt eingepfarrt iſt, als die Sonne ſich bereits in Weſten ihrem Untergange zuneigte. Gleich darauf ſenkte ſich unſer Weg, um uns in einem anmuthigen Thale, zu deſſen beiden Seiten ſich nach Nord und Süd wohlbeſtandene Waldungen zu ziemlich ſteilen Anhöhen hinaufziehen, der überaus fruchtbaren keſſelförmigen Aue zuzuführen, in welcher das Dorf Bornſtedt ſich ſüdweſtlich an den Schloßberg anſchließt, der auf ſeiner Spitze die noch immer majeſtätiſchen Burgruinen trägt. Ehe wir aber derſelben durch den noch nicht belaubten Wald anſichtig wurden, ſchallte uns ſchon von dort herüber ein fröhlicher Geſang entgegen, der mit munterm Echo in dem Thale wiederhallend, auch unſere Heiterkeit nur erhöhen konnte. Unwillkührlich zog es uns daher hinauf, als wir endlich den hochragenden Schloßthurm und um ihn herum die muntern Gruppen erblickten, und da wir durch den kurzen, kaum anderthalb Stunden langen Weg von Eisleben her noch gar nicht ermüdet waren, ſtiegen wir von Süden her auf ſteilem Wege, den mit einer in der Umgegend ſehr gut renommirten Kirſchpflanzung beſetzten Schloßberg hinan. Wie ich vorher vermuthet hatte, trafen wir oben einen Kreis von Bekannten, die uns alſobald freundlich einluden an ihrer fröhlichen Geſellſchaft Theil zu nehmen, was wir auch um ſo lieber thaten, da die Ruinen von den Strahlen der Abendſonne beleuchtet einen beſonders impoſanten Anblick gewährten, und wir des bekannten Spruches eingedenk waren:

Wo man ſingt, da laß getroſt dich nieder,
Böſe Menſchen haben keine Lieder.

Nachdem wir durch ein ländliches Mahl erquickt worden waren, wie es die einheimiſchen Frauen in ſaubern Handkörbchen ſelbſt hinaufgetragen hatten aus ihren Behauſungen, wurden die Ruinen näher in Augenſchein genommen, wobei einer aus der Geſellſchaft den Cicerone machte, mein Begleiter aber, von welchem man wußte, daß er mit der ſpeciellen Vaterlandskunde wohl vertraut ſei, auf wiederholtes Bitten die geſchichtlichen Erinnerungen anzuknüpfen ſich anheiſchig machte.

Der bedeutend hohe Thurm zog vor allen unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Derſelbe iſt unten viereckig, bis zu der Höhe, welche die übrigen Schloßgebäude erreicht haben mögen, die ſich an denſelben anſchloſſen, nach oben zu aber rund. Ein Dach hat derſelbe ſchon längſt nicht mehr, iſt aber durch große Steinplatten, die in früherer Zeit mit beſonderm Fleiße rings herum gelegt worden ſind,

gegen den zerſtörenden Einfluß der Witterung ſo ziemlich geſchützt. Da er auch übrigens faſt noch gar nicht ſchadhaft iſt, und ungeheuer dicke und dauerhafte Mauern hat, ſo läßt ſich annehmen, daß er noch Jahrhunderte lang als ein ehrwürdiges Rieſenwerk der Vorzeit emporragen wird, wenn von dem ihn umgebenden übrigen Mauerwerke kaum noch eine Spur vorhanden ſein wird. Nur mit großer Mühe läßt ſich in einer Höhe von ungefähr 30 Fuß in denſelben hinein und von da mit Hülfe einer Leiter inwendig hinauf zu ſeiner Höhe gelangen, von wo aus man dann weſtlich nach der Sachſenburg und weiter hinaus die Blicke ſchweifen laſſen kann und eine recht anziehende Ausſicht genießt, die nach den übrigen Seiten hin ſehr beſchränkt iſt. Wie uns unſer Führer erzählte, hat man ſchon einigemal den Plan gehabt, durch eine angebrachte Treppe denſelben zugänglicher zu machen; es iſt dies aber bis jetzt wegen Mangel an hinreichenden Intereſſenten unterblieben, würde auch wegen der im Ganzen zu beſchränkten Ausſicht nicht lohnend genug ſein, der Thurm ſelbſt könnte aber durch einen modernen Anbau an ſeinem alterthümlichen Anſehen nur verlieren. Das eigentliche Wohngebäude hat augenſcheinlich auf der Oſtſeite, wo der Berg faſt ſenkrecht ſich herabneigt, an den Thurm ſich angeſchloſſen, und da auf unzugänglicher Höhe geſtanden, wie der Aar horſtet auf unerſteiglichen Felſenklippen. Durch den angeführten Eingang in den Thurm ſtand es wahrſcheinlich mit demſelben in Verbindung. Unſer Führer fügte die Bemerkung hinzu, daß dieſer Gang über eine Fallthür zum Burgverließ geführt haben möge, weil der untere tiefe Raum des Thurmes, ohne irgend einen Zugang und durch kein Tageslicht erhellt, wohl zu keinem andern als ſo ſchauerlichem Zwecke habe benutzt werden können. Von dem Wohnhauſe ſelbſt iſt jetzt nichts mehr vorhanden, als etwa die Grundmauern ihrem äußern Umriſſe nach und einige geräumige Gewölbe, deren Zugänge jetzt äußerlich verſchüttet ſind, in denen aber noch in der Kriegeszeit 1806 mehrere Einwohner ihre Pferde untergebracht haben ſollen, um ſie den gierigen Augen und Händen der fremden Krieger zu entziehen. Damals waren auch noch die Seitenſteine zur Einfahrt in den Burghof zu ſehen und mit eiſernen Klammern befeſtigt. Auf der öſtlichen Seite ſchließt ſich auf den für eine Burg auffallend beſchränkten obern Raume noch eine Seitenmauer und der Ueberreſt eines halbrunden Thurmes an, welcher von den Einwohnern, wahrſcheinlich wegen der jetzigen Geſtalt der Ruine, gewöhnlich die Kanzel genannt wird. Das daran ſtoßende größere Gebäude, deſſen innerer Raum vielfach durchwühlt und jetzt mit Kirſchbäumen bepflanzt iſt, hat jedenfalls der Beſatzung zur Wohnung, ſo wie überhaupt zur Beſchützung der Burg gedient, da ſie nur von dieſer einen Seite angegriffen werden konnte. Von einer Kirche oder Kapelle bei der Burg findet ſich keine Spur; die Herren der Burg gingen ſeit frühe ſchon in die ſehr alte Dorfkirche, und hatten durch die ſie umſchließende Mauer ein hochgewölbtes Thor nach der Seite des Schloſſes zu, davon die Ueberreſte noch jetzt zu ſehen ſind. Wegen Mangel an Raum auf dem eigentlichen Schloßberge, bemerkte unſer

Cicerone, hatten die Grafen von Mansfeld im 16ten Jahrhunderte auf der Anhöhe die dort gegenüber nach Süden liegt, und auf der Spitze mit Nadelholz bepflanzt iſt, eine Reitbahn, davon der Platz noch heute dieſen Namen führt. Auf der andern gegenüberliegenden Anhöhe nach Norden, der jetzt gewöhnlich der Kirchberg genannt wird, hat man zu verſchiedenen Zeiten Knochen ausgegraben, und es hat dort der Sage nach in dem Alterthume eine Kirche oder Kapelle geſtanden. Ueber den eigentlichen Zweck derſelben, da ihre einſtige Exiſtenz nicht bezweifelt wird, läßt ſich etwas Sicheres wohl ſchwerlich ermitteln. Entweder mag dieſelbe zu dem Schloſſe früher gehört haben, oder da der Weg von da zu ihr wohl von jeher ſehr mühſam war, hat vielleicht auf dieſer Anhöhe das Stammhaus der alten Herren von Bornſtedt geſtanden. Dafür ſcheint wenigſtens das zu ſprechen, daß nach der allgemeinen Annahme gerade der Theil des Ortes, der ſich an den Kirchberg anlehnt, der älteſte iſt, was nach dem Terrain zu ſchließen ſeinen beſondern Grund gehabt haben muß, und daß ſich früher die Gebäude auch mehr den Berg hinaufgezogen. Wirklich, fügte mein Freund hinzu, an den nun die Reihe gekommen war, die geſchichtlichen Notizen hinzuzufügen, iſt nach den wenigen Nachrichten, welche uns Chroniken und Urkunden über die früheſte Zeit aufbewahrt haben, das Dorf Bornſtedt viel älter, als das erſte Entſtehen einer Burg auf dem Schloßberge. Daſſelbe lag in dem ſogenannten Frieſenfelde, einem Theile des alten Haſſengaues, und wird 979 zuerſt beſtimmt erwähnt in einer Urkunde, welche der deutſche Kaiſer Otto II. wegen eines Tauſches mit der berühmten Abtei Hersfeld in Heſſen zu Gunſten des Kloſters Memleben ausgeſtellt hat und worin es Burnſtedt heißt (cf. v. Leuchs der Markgraf Gero und Director. diplomatib. Tom. I. pag. 104). Da es damals ſchon ein chriſtlicher Ort war, ſo reicht ſein erſtes Entſtehen jedenfalls viel weiter hinaus. Es gehörte damals den Herren von Bornſtedt, welche es, nach einigen Andeutungen der Caldenbornſchen Kloſterurkunden als Vaſallen von den Grafen von Hackeborn auf Beyernaumburg, denen, nebſt den ihnen verwandten Grafen von Hardeck auf der Gryllenburg bei Sangerhauſen und denen von Querfurt faſt das ganze Frieſenfeld zu eigen war, zur Lehn erhalten hatten. Bornſtedt bildete damals eine eigne Herrſchaft, zu welcher außer dieſem Orte noch 5 Dörfer gehörten.

Bis zu Ende des 13. Jahrhunderts ſcheinen die Herren von Bornſtedt hier, wenn auch nicht mehr die ganze Herrſchaft, doch noch immer Beſitzungen davon gehabt zu haben, 1265 aber verkaufte Hoyer von Bornſtedt auch ſein Stammhaus an die Grafen von Mansfeld*). Dies kann alſo unmöglich das Schloß geweſen ſein, in deſſen Beſitze die Grafen von Mansfeld ſeit dem 12. secl. mit wenigen Unterbrechungen immer geweſen ſind, ſondern es mag daſſelbe, wie früher erwähnt, auf dem Kirchberge geſtanden haben. Die genannten Herren aber zogen ſich, ſo wie ihre Lehnsherren, wahrſcheinlich ſchon ſehr

*) cf. Spangenberg Chron. Sax. pag. 262.

frühe in die Gegend von Quedlinburg und Halberſtadt, nachdem ſie ihre hieſigen Beſitzungen an die Grafen von Mansfeld theils verkauft, theils verpfändet hatten. So findet ſich Eſicus oder Eſecho de Burnenſtede 1145 mit vielen geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Grafen und andern Mansfeldiſchen Herren beim Kaiſer Conrad III. (oder, wie er ſich in ſeinen Diplomen beſtändig ſelbſt nennt, dem IV.) zu Magdeburg, als derſelbe die Schenkung etlicher Orte von Graf Hardwig an das Stift Magdeburg confirmirte, als Zeuge mit unterſchrieben, und eben derſelbe kömmt 1147 und 1152 in Urkunden der Erzbiſchöfe von Magdeburg vor, die eben damals von Beyernaumburg ſtammten. cf. Ludewig Reliquiae Manuscriptt. Tom. XI. pag. 550. und Pappenrodii Annales Gernrodens. bei Meibom. P. II. p. 443. Endlich wird er auch in einem Diplom des Markgrafen Albrecht d. Bär, 1155 in Aſchersleben abgefaßt, als Zeuge aufgeführt, daher ihn Leuckf. Antiq. Caldenbornens. p. 91. ff. fälſchlich Ericus genannt hat. Erſt 1238 nämlich kömmt Ericus von Bornſtedt als Zeuge vor, wo er der Aebtiſſin Gertraud Diplom über etliche Mansfeldiſche Güter als Zeuge mit unterſchrieben hat. (cf. Kettner Antiq. Quedlinburg. p. 269.) und 1447 findet ſich derſelbe wieder in einem Diplom des Grafen Siegfried von Blankenburg. 1285 wird Arnold von Bornſtedt unter einer Urkunde des Biſchofs Volrad von Halberſtadt Vir nobilis genannt; es müſſen alſo die Herren von Bornſtedt damals zu den Standesherren gehört haben. 1363 war Eckehard von Bornſtedt mit 4 Bauern beim Erzbiſchof Theodorich von Magdeburg, um einen Vergleich zur Handhabung des allgemeinen Landfriedens auf 3 Jahre abzuſchließen. (cf. Dreyhaupt Magdeburg. Saalkreis Tom. I. pag. 77.) 1364 war Mechtild von Bornſtedt Priorin im Kloſter Marienborn und 1507 bekleidete Helena von Bornſtedt eben dieſe Würde. (cf. Meibomius vom Kloſter Marienborn p. 85. und p. 102.) 1608 endlich kömmt Jordan von Bornſtedt in halberſtädtiſchen Briefen vor, und derſelbe unterſchrieb auch 1614 im Namen der Ritterſchaft einen Vergleich wegen der Reichs- und Türkenſteuer im Halberſtädtiſchen.

Aus der Gegend von Quedlinburg und Halberſtadt mögen ſich die Herren von Bornſtedt nach der Neumark gewendet und dort anſäſſig gemacht haben. Daſelbſt gehörte ihnen nämlich, außer vielen andern Beſitzungen, auch die Herrſchaft Dolgen. Von den Herren auf Dolgen hat ſich 1662 beſonders Wolfgang Asmus von Bornſtedt bekannt gemacht. Er war Comtur zu Werben, Canzler des Johanniter-Ordens, Churbrandenburg. Geheimrath u. ſ. w. und ſtarb 1689. (cf. Beckmanns Geſchichte des Johanniterordens p. 152. ff.) Sein Bruder Heinrich von Bornſtedt, der ſich zu Dietershagen im Magdeburgiſchen anſäſſig gemacht hatte, war Churbrandenburgiſcher Oberſter und ging darauf in königl. Polniſche und churfürſtl. Sächſiſche Dienſte, wo er bis zum General-Lieutenant ſtieg. Ein dritter Bruder war königl. Preuß. Oberſter und Commandant in Memel, der Sohn deſſelben aber, Bernhard Heinrich von Bornſtedt, General-Lieutenant der Cavallerie und Chef eines Cüraſſier-Regiments in Preuß. Dienſten.

Derſelbe zeichnete ſich 1745 in der Bataille von Striegau aus, wo er den rechten Flügel der Preuß. Armee commandirte und die Sachſen und Oeſtreicher glücklich zurückſchlug. Er war aber dabei bedeutend bleſſirt worden, was ihn nöthigte, 1750 um ſeine Entlaſſung nachzuſuchen, die ihm denn auch mit einer Penſion von 1000 Thlr. von dem dankbaren Könige Friedrich II. zugeſtanden wurde. Darauf zog er ſich auf ſeine Herrſchaft Gutentag in Oberſchleſien zurück, wo er nach langer Kränklichkeit am 17. Februar 1752 im 59ſten Jahre ſeines Alters ſtarb *)

Doch wenden wir uns nun wieder zum Schloßberge zurück. — Auf demſelben ſoll zuerſt der Kaiſer Heinrich IV. eine Burg erbaut haben, um von da aus die Thüringer und Sachſen im Zaume zu halten. Obgleich dieſe Behauptung nicht durch beſtimmte Angaben gleichzeitiger Schriftſteller unterſtützt werden kann, ſo hat ſie doch an ſich nichts Unwahrſcheinliches. Denn einmal iſt, wie oben ſchon angedeutet, der Gipfel des Berges, obwohl ſonſt bequem gelegen, viel zu wenig geräumig, als daß ein Ritter ſich auf demſelben angebaut haben ſollte, dann aber mußte für den Kaiſer Heinrich gerade dieſer Punkt ſeiner ganzen Lage nach eben ſo wichtig als vortheilhaft ſein, was ſich Alles genauer würde nachweiſen laſſen, wenn hier der Ort wäre, auf die damaligen Zeitverhältniſſe einzugehen. Zu Anfange des 12. Jahrhunderts treffen wir unter Heinrich V. den Graf Hoier den Großen von Mansfeld in kaiſerlichen Dienſten als Inhaber des Schloſſes zu Bornſtedt. Damals ſtritten ſich nämlich der Pfalzgraf Siegfried und der Kaiſer Heinrich V. um den Beſitz des Sachſenlandes. Hoier überfiel als kaiſerlicher Feldherr die verſammelten ſächſiſchen und thüringiſchen Großen unvermuthet in Bornſtedt**) bei Querfurt und Siegfried bekam dabei ſo bedeutende Wunden, daß er daran 1113 ſtarb, während Wipprecht der Aeltere von Groitzſch in Gefangenſchaft gerieth und einige Zeit in Bornſtedt aufbewahrt, dann aber dem Kaiſer ausgeliefert wurde, der ihn nach der Burg Leißnick abführen ließ. (cf. Rivander thüring. Chronik p. 222. ff.) Der Verein der über Heinrichs Anmaßung und über Hoiers Feindſeligkeiten gleichmäßig empörten Großen, an deren Spitze wir ſeitdem den Herzog Luther von Sachſen auf Walbeck erblicken, zog ſich, nachdem ſie die Beſitzungen des kaiſerlichen Feldherrn verwüſtet, nach Walbeck zurück, um ſich dort, hinter hinlänglich befeſtigten Mauern, über die weitern Maßregeln zu berathen. Da ſammelte Hoier zu Wallhauſen, nur 4 Meilen den Verbündeten gegenüber, ein kaiſerliches Heer, um ſie mit Gewalt zu unterdrücken. Des Kaiſers Abſicht war, ſie ſo

---

*) cf. Lenzens hiſtoriſche Abhandlung von dem alten und vornehmen Geſchlechte der Herren von Bornſtedt in der hiſtoriſchen Bibliothek von Sam. Oetter, II. Thl. p. 315 ff.

**) Warnſtedt bei Quedlinburg mit einigen ältern und neuern Chroniſten anzunehmen, ſcheint mir wegen des Laufes der Ereigniſſe nicht zuläſſig, der ſich allein in der Gegend von Eisleben und Querfurt entwickelt.

ſchnell als möglich anzugreifen, ein über Nacht gefallener ſtarker Schnee aber verzögerte die Ausführung und ließ ſeinen Gegnern Zeit, auf nachdrückliche Vertheidigung zu denken. Am 11. Februar 1115 ſtanden ſich endlich beide Partheien mit ihren Streitkräften zwiſchen Eisleben und Sandersleben am ſogenannten Welphesholze einander gegenüber. Graf Hoier, erbittert über die Verwüſtungen ſeines Gebiets, griff die Sachſen mit unzeitiger Hitze an, und um beſſer kämpfen zu können, ſprang er von ſeinem Pferde. Dadurch fiel er aber dem wegen der Behandlung ſeines Vaters Rache ſchnaubenden Wipprecht dem Jüngern von Groitzſch in die Hände, der ihn ſogleich mit einem Wurfſpieße auf der Bruſt ſtark verwundete. Nichts deſto weniger ſetzten ſie erhitzt den Kampf fort, nachdem Ludolph von Hackeborn auf Beyernaumburg, Hoiers Begleiter, den Spieß aus der Wunde gezogen hatte. Aber der jugendlich kräftige Wipprecht warf ſeinen Gegner nieder und brachte ihm noch mehrere bedeutende Stiche bei, an denen ſich der Held bald verblutete.*) — Sein Fall entſchied auch den Kampf beider Heere bald zum Vortheil der Sachſen, und die Kaiſerlichen ergriffen die Flucht. Damit waren aber die Verbündeten nicht zufrieden, ſondern ſie benutzten die Gelegenheit, um ſich in Beſitz der kaiſerlichen Zwingburgen zu ſetzen, und Bornſtedt, Allſtedt, Beyernaumburg**) und Kyffhauſen wurden nach einander belagert, erobert und größtentheils zerſtört. Daß das Schloß Bornſtedt bei dieſer Gelegenheit der Erde gleich gemacht worden ſei, iſt ſchon wegen der erhitzten Gemüthsart des Wipprecht mehr als wahrſcheinlich, obgleich die älteſten Chroniſten davon nichts melden. Die Herrſchaft Bornſtedt aber ſcheint dem zweiten Sohne des Gefallenen, Hoier II., geblieben zu ſein, der, nachdem er eine Zeit lang die Stelle des Markgrafen Conrad von Meißen verſehen, welcher mit dem Kaiſer Conrad III. und mit dem Könige Ludwig VII. von Frankreich einen Kreuzzug unternommen hatte, ſeinen Sitz in Mansfeld nahm. 1202 kaufte der Erzbiſchof Ludolph von Magdeburg, dem, wie ſeinem Vorgänger Wichmann, wahrſcheinlich auch Beyer-

*) Ein einfacher Sandſtein, in welchem die Form einer rieſenmäßigen Hand abgedrückt iſt, um welche nach allen Seiten eine Maſſe Nägel eingeſchlagen ſind, bezeichnet den Ort, da Hoier gefallen ſein ſoll. Die Sage von dem früher dort geſtandenen, ſteinernen Standbilde, mit welchem unter dem Namen Jodütte Abgötterei getrieben worden ſein ſoll, ſo wie die Sagen von der Schlacht ſelbſt gehören nicht hierher, ſie ſind aber mitgetheilt in Spangenbergs Sächſ. Krieg beim Welphesholze, Wittenberg 1555, und Krauſe, Bericht von der Schlacht an dem Welphenholze, 1555.

**) Daß damit die alte Burg bei Naumburg gemeint ſei, wird Niemanden mehr einfallen, der die Localität berückſichtigt und dazu nimmt, was ich vorher von der Theilnahme Ludolphs von Hackeborn aus Beyernaumburg an der Schlacht beim Welphesholze geſagt habe. Und doch begehen eine Menge Chroniſten dieſen Fehler, weil ſie nicht wußten, daß dieſer Ort erſt ſeit dem 14. Jahrhundert den Namen Beyer-Naumburg bekommen hat, während er früher ſtets Naumburg, Nienburg, Neuenburg hieß, wovon anderwärts ausführlicher die Rede ſein wird.

naumburg gehörte, die Herrſchaft Bornſtedt von den Grafen von Mansfeld und überließ ſie ſpäter an Ehrich von Gatersleben. Von dieſem erkaufte ſie endlich 1301 der Graf Burchard X. von Mansfeld erblich um 425 Mark und incorporirte ſie wieder der Grafſchaft Mansfeld, von welcher ſie 99 Jahre getrennt geweſen war. (cf. Spangenberg Querfurt. Chron. p. 305.) Welche Ortſchaften noch außer Bornſtedt zu der gleichnamigen Herrſchaft gehört haben, läßt ſich aber eben darum nicht mehr ausmitteln, weil dieſelbe ſo frühzeitig ſchon mit der Grafſchaft Mansfeld zuſammenſchmolz. Erſt im 16. Jahrhundert bekömmt Bornſtedt für ſich beſonders wieder ſeine Bedeutung. Da nämlich wurde der Graf Philipp II. von Mansfeld, einer von den 22 Kindern des Grafen Ernſt II. hinterortiſcher Linie, geb. 1502 auf dem Schloſſe zu Mansfeld, der Stifter der ſogenannten Bornſtedtiſchen Linie. Er baute nämlich auf dem Schloßberge bei dieſem Orte das Schloß, deſſen Trümmern wir noch jetzt dort erblicken, an der Stelle des einſt verwüſteten und legte dabei, wahrſcheinlich auf dem Kirchberge, einen ſchönen Garten an, den er durch einen beſondern Kunſtgärtner einrichten ließ. Dieſer Ernſt war Kaiſer Karls V. Oberkämmerer und Statthalter des Erzbisthums Magdeburg und hielt ſich beharrlich zur katholiſchen Kirche. Er ſtarb auf Bornſtedt 9. Juni 1546. Das Schickſal, welches 3 Jahre ſpäter deſſen 12jährigen Sohn Hugo traf, iſt ein Seitenſtück zu dem bekannten Sächſiſchen Prinzenraube.

Jobſt Hacke nämlich, ein ſehr raufluſtiger Ritter, deſſen Vorfahren in Leinungen, Voigtſtedt, dem nach dieſer Familie genannten Pfüffel, und Gehofen bedeutende Beſitzungen gehabt und mehrere derſelben, wahrſcheinlich Schulden halber, an die Grafen von Mansfeld verkauft hatten, faßte gegen dieſe Herren einen grimmigen Haß. Nachdem er dem Grafen Albrecht einen Fehdebrief an das Mansfelder Schloßthor nageln laſſen, der aber nicht beachtet wurde, beſchuldigte er die Grafen in öffentlichen Schriften der Ungerechtigkeit und Raubgier und ſuchte mit einer Schaar Reiſiger, die er um ſich geſammlet hatte, die Mansfeldiſchen Beſitzungen allenthalben zu berauben und zu verwüſten. Aber auch damit begnügte ſich der rachſüchtige Mann noch nicht. Er hatte gehört, daß der älteſte Sohn des Bornſtedtiſchen Grafen Philipp in Sondershauſen erzogen werde. Um dieſen in ſeine Gewalt zu bekommen, erſtieg er in der Nacht des 20. Auguſt 1549 verrätheriſcher Weiſe das daſige Schloß und es gelang ihm, ſich des jungen Grafen zu bemächtigen und denſelben gefangen wegzuführen. Er gab als Grund dieſer Gewaltthat an, daß deſſen Vater ihn einſt befehdet habe und ließ ihn nicht los, obgleich ernſte kaiſerliche Befehle deshalb an ihn ergingen. Erſt nach 2 Jahren, nachdem er ihn bald an dieſem, bald an jenem Orte verborgen gehabt, gab er ihn gegen ein Löſegeld von etlichen tauſend Gulden wieder frei. (cf. Niemann, Geſchichte der Grafen von Mansfeld p. 104.) Von den Enkeln Philipps II. haben mehrere im 30jährigen Kriege eine bedeutende Heldenrolle geſpielt, z. B. Wolf III. erhielt die Statthalterwürde der Stifter Magdeburg und zeichnete

ſich aus als tapferer Vertheidiger Magdeburgs, als 1632 Banner dieſe Stadt einſchloß, und Philipp V., der mit Tilly nach der Schlacht bei Leipzig bis Fulda in Heſſen vorrückte und 1634 an der Spitze eines neu errichteten kaiſerlichen Heeres ſtand, ſo wie er auch 1639 als kaiſerlicher Feldmarſchall in Schleſien gegen die Schweden focht; da ſie aber ihren Sitz nicht in Bornſtedt hatten, ſo gehört ihre weitere Geſchichte nicht hierher. Seine Enkelin Agnes, welche am 8. April 1647 auf Bornſtedt ſtarb, ſcheint die letzte Bewohnerin dieſes Schloſſes aus dem gräflichen Hauſe geweſen zu ſein. Nur von Zeit zu Zeit ließen ſich die Grafen dieſer Linie einmal wieder in Bornſtedt ſehen, ſeit ſie ſich nach Böhmen und Oeſtreich gewandt und dort nicht nur bedeutende Beſitzungen, ſondern auch den Titel der Grafen von Fondi erworben hatten. Zu dem letztern waren ſie auf folgende Weiſe gekommen:

Heinrich Franz I., jüngſter Sohn des als kaiſerlicher Oberkämmerer und Oberſtallmeiſter am 6. September 1644 zu Wien verſtorbenen Grafen Bruno III., leiſtete den Kaiſern Leopold I., Joſeph I. und Karl VI. als Geſandter weſentliche Dienſte und hielt ſich als ſolcher 9 Jahre in Spanien auf. Auch an dem dortigen Hofe hatte er ſich viel Vertrauen erworben und bekam 1690 den ehrenvollen Auftrag, die Prinzeſſin Maria Anna von Pfalz-Neuburg als Braut des Königs Karl II. nach Spanien zu geleiten. Nach Beendigung dieſer Sendung bekam er das Neapolitaniſche Fürſtenthum Fondi und den Titel eines Spaniſchen Granden. In demſelben Jahre wurde ihm auch die Würde eines Reichsfürſten zuertheilt, die dann der Kaiſer Joſeph I. 1711 vom Neuen beſtätigen und öffentlich bekannt machen ließ. Er ſtarb 11. Juni 1715 in großem Anſehen und ſeine erſte Gemahlin war Marie Luiſe, eine Tochter des Grafen Karl von Aspremont und Wittwe des Herzogs Karl von Lothringen geweſen. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, ſo erbte ſeine Titel und Güter der Sohn ſeines ältern Bruders, nämlich Karl Franz Adam Anton Fürſt von Fondi und Mansfeld. Derſelbe war Kaiſer Karls VI. wirklicher Kammerherr und ſtarb 1717 zu Prag. Während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes Heinrich Franz II. übernahm ſeine Gemahlin Maria Eleonore nicht allein deſſen Vormundſchaft, ſondern auch die vormundſchaftliche Regierung ſeines Landes. Die letztere wurde ihr aber von Churſachſen und Churbrandenburg ſtreitig gemacht, welche dieſelbe als Lehnsherren ebenfalls in Anſpruch nahmen. Der lange dauernde Streit, in welchem von beiden Partheien ſogar mehrere Druckſchriften gewechſelt wurden, ward endlich 1733 vergleichsweiſe beigelegt und 1734 trat Franz II. die Regierung und Verwaltung ſeiner Güter ſelbſt an. Wegen einer ungeheuern Schuldenmaſſe, mit denen überhaupt die Grafen von Mansfeld viel zu kämpfen hatten, ſtand auch das ihm gehörige Freigut in Bornſtedt nebſt vielen andern Beſitzungen bis zu deſſen Tode 1780 unter Sequeſtration, wo es dann in eine Preußiſche Domaine verwandelt wurde. Obgleich es nämlich von ſehr alter Zeit her magdeburger Lehen geweſen war, ſo wurde es doch ſchon 1579 von Churbranden-

burg eingetauſcht. Zu dieſer völligen Einziehung war aber der Lehnsherr darum berechtigt, da ſchon einige Wochen nach Franz II. auch deſſen einziger Sohn Joſeph Wenzel am 31. März 1780 ſtarb und mit ihm dieſer ganze Stamm erloſch. Derſelbe ſoll auf eine grauſenerregende Art ſeinen Tod gefunden haben, indem er im Wagen ſitzend von den ſcheu gewordenen Pferden in einen Abgrund gezogen und zerſchmettert ward. (cf. Niemann l. l. p. 251—262.)

Wir haben alſo, fügte mein Freund hinzu, indem er unter dem einſtimmigen Danke der ganzen Geſellſchaft das Notizbüchlein einſteckte, das bei dieſer Mittheilung ſein Gedächtniß unterſtützt hatte, — wir haben ein berühmtes Geſchlecht zu Grabe geleitet, ehrwürdig durch ſein hohes Alter und eine lange Reihe von Ahnen, einſt weit verzweigt, reich an blühenden Söhnen und Töchtern und befreundet und verwandt mit den mächtigſten Geſchlechtern.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten.
So entfleucht das Traumbild eitler Macht,
So verſinkt im ſchnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in finſtre Nacht!

Einer aus der Geſellſchaft fügte noch die Bemerkungen hinzu, daß beſonders während der Zeit der Sequeſtration, wo man keine Sorge für deren Erhaltung trug, die Burg verfallen ſei und daß ein Brand, ſo wie das früher erwähnte Ausbrechen der Mauerſteine, vollends zu ihrem völligen Ruin mitgewirkt habe. Zuletzt diente ſie noch einem Forſtbeamten zur Wohnung.

Die jetzt ſehr blühende Oekonomie der Domaine brachte zuletzt den Mansfeldern 2950, im Jahre 1796 aber ſogar ohne die Jagd 8000 Thaler Pacht ein und hat ungefähr 27 Hufen Land und nicht unbedeutende Waldung.

Auf dem Gottesacker um die ſehr alte Kirche, die ſonſt nichts Merkwürdiges weiter hat, wurden ſeit der Reformation faſt einzig die hier geſtorbenen Prediger des Orts begraben, während die Gemeinde ihren Gottesacker vor dem Dorfe hat.

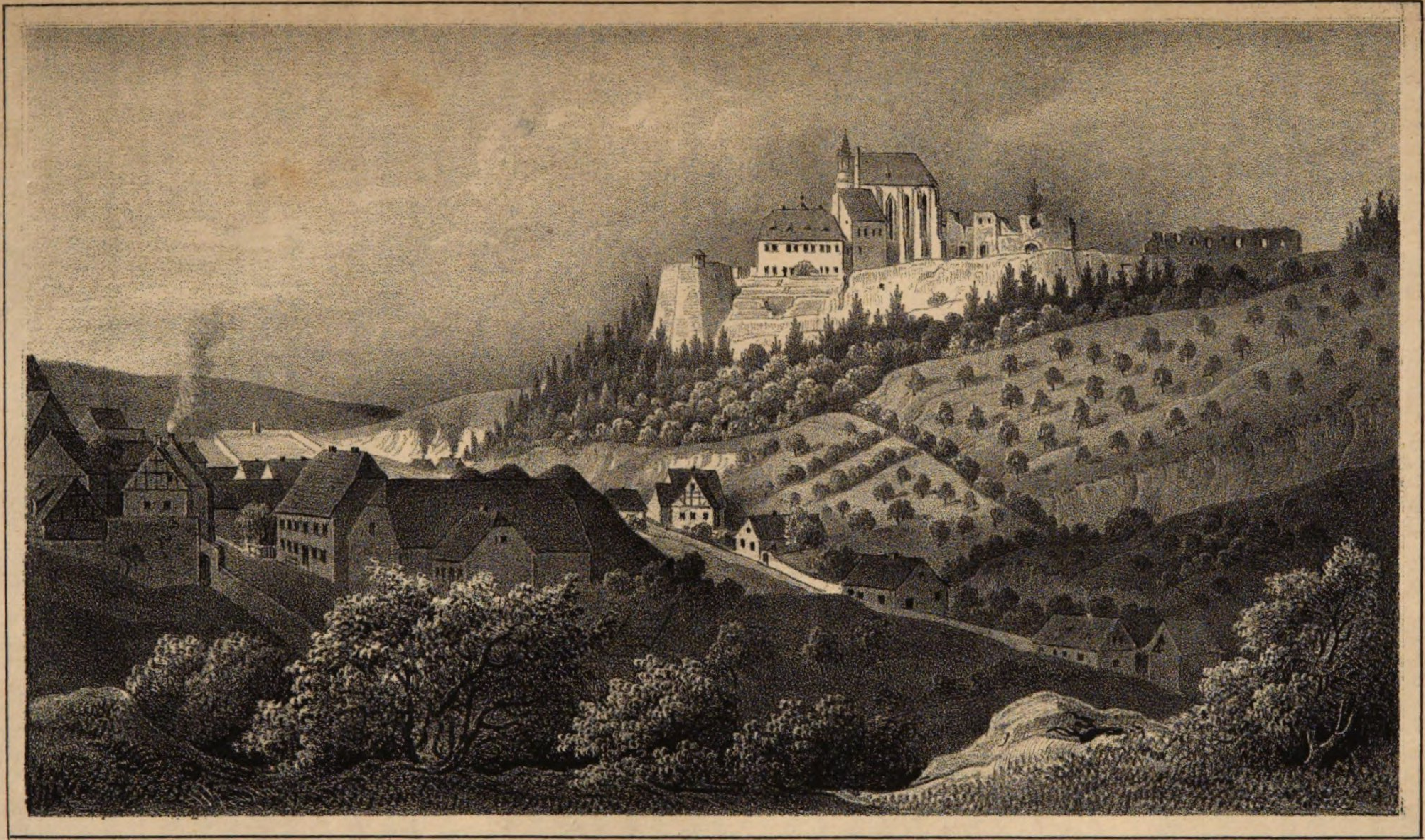
Während ſolcher angenehmen und lehrreichen Unterhaltung, an welcher Alle mit gleichem Intereſſe Antheil genommen hatten, war bereits unvermerkt die Abenddämmerung angebrochen, und die immer merklicher werdende Kühlung gemahnte die Geſellſchaft den Schloßberg herabzuſteigen, um den fröhlichen Zirkel in eine wirthliche Behauſung des Dorfes zu verſetzen. Gern hätte man auch dort meinen Freund mit eingeführt, allein er beſtand darauf, ſich zu verabſchieden, weil er noch vor dem Einbruche der völligen Dunkelheit Allſtedt zu erreichen wünſchte. Aufrichtiger Dank und herzliche Glückwünſche wurden ihm mit auf den Weg gegeben.

Moritz Leſſing.

Mansfeld.

Dort, wo der Harz nach Oſten zu ſeine kräftigen Gebirgsarme ausſtreckt, erfaßt er ein freundliches Ländchen, die Grafſchaft Mansfeld. Nicht ohne Wehmuth blickt man von den verfallenen Zinnen der alten Grafenburg Mansfeld rings um ſich, gedenkt der längſt verklungenen Tage und der Herrlichkeit, die nun faſt ſpurlos vorübergegangen iſt. Mansfeld iſt ein weites Grab. Die alten Mauern und Thürme ſtehen wie Leichenſteine da, an denen man leſen kann: Hier iſt viel Schönes und Herrliches begraben. Ueber die Mauern blicken die alten Linden in den Schloßhof hinein, als wollten ſie ſich umſchaun nach den edlen Grafen und Herrn, die einſt hier weilten; aber die ſchlafen ſchon lange, weit umher zerſtreut, ihren tiefen, feſten Schlaf, aus dem ſie auf Erden nicht mehr erwachen. Da rauſcht es wehmüthig in den Baumkronen, und die alte Thurmuhr des Schloſſes tönt ihre ernſten Klänge weit umher, als wollten ſie ſagen: Vorüber ſchreitet die Zeit und reißt nieder, was die Menſchen emporgethürmt haben in ſtolzer Freude.

Weitgedehnt waren einſt die Grenzen der Grafſchaft Mansfeld, und ſo reich geſegnet war das Land von der Hand des Höchſten, daß ein alter Verfaſſer einer Geſchichte Thüringens ſagt: „Man habe diejenigen für glückſelig geſchätzt, die in dieſer Grafſchaft eine Wohnung gehabt.“ In der That vereinigt ſich hier im engen Raume viel Angenehmes, was man in andern Ländern nur weit umher zerſtreut findet. Die fruchtbarſten Gefilde dehnen ſich rings um und machen das Land zu einer Kornkammer; im Oſten erglänzen fiſchreiche Seen; im Weſten hebt der Harz ſeine Waldkronen empor; Reben und edle Fruchtbäume umkränzen gar manchen Hügel und im Schooße der Erde ſtrecken ſich reiche Erzadern nach allen Seiten hin. Nicht zu verwundern iſt es deshalb, daß überall in dieſem geſegneten Lande der Reichthum ſein Haupt ſtolz emporhob, daß ſtattliche Burgen von



Gez. v. la Baume. 65.

Lith. v. Ed. Pietzsch & C.o in Dresden.

Schloss Mannsfeld.

den Bergen herab dem Wandrer erzählten von der Macht und der Herrlichkeit ihrer Beſitzer. Berühmt vor andern waren einſt die Schlöſſer zu Eisleben, Mansfeld, Leimbach, Schraplau, Bornſtedt, Arnſtein, Rammelburg, Querfurt, Mohrungen, Heldrungen, Wettin, Roſenburg, Seeburg u. a. — Faſt alle ſind nicht mehr. Sie waren Werke der Menſchenhand, ſie mußten untergehn. Aber der Segen des Höchſten iſt nicht gewichen. Noch weilet er über dem freundlichen Lande und macht es zu einem Garten Gottes. Möge er nimmer weichen! hinausreichen in die fernſten Zeiten! Glück auf! du fröhliches Mansfeld!

Nachdem wir, mein geliebter Leſer, einen friſchen Blick gethan haben auf das ganze Mansfelder Land, tritt nun mit mir hinein in die verfallenen Mauern des alten Grafenſchloſſes Mansfeld, die noch kühn und trotzig genug ſich über der Stadt gleiches Namens erheben. Sanct Georg, der Schutzpatron des Schloſſes und der Stadt, ſoll, wie die Sage ſpricht, ein Mansfelder geweſen ſein und auf dem Berge, wo das Schloß gebaut iſt, den Lindwurm erſchlagen haben, weshalb der Berg noch jetzt der Lindberg genannt wird. Wahrſcheinlich hat er ſeinen Namen von den Linden erhalten, von denen er umkrönt war. Vielmal jedoch iſt das Bild des Ritters, der den Drachen erſchlägt, angebracht, auch iſt ihm die Kirche in Stadt Mansfeld geweiht.

Ueberraſchend iſt der Anblick der Ruinen, wenn man durch ein noch ziemlich erhaltenes Thor in den geräumigen Schloßhof eintritt. Ringsum erheben ſich die verfallenen Thürme und die alten Mauern; hie und da ſind noch die Bruchſtücke eines Söllers zu ſehn, von dem einſt edle Damen herabſchauten, wenn bei fröhlichen Waffenſpielen Roſſe brauſten, Schilde klangen, und der ſchöne, geräumige Schloßhof mit Lanzenſplittern bedeckt war. Dort iſt die Treppe, von welcher herab dem wackern Luther einſt Wein entgegenſtrömte, als er die Grafen, ſeine Landsleute, zu beſuchen kam. Wohl iſt es in Erfüllung gegangen ſein prophetiſches Wort, das er damals ſprach: „Die Herren düngen gut, es wird brav Gras danach wachſen.“ Ueberall quillt das Gras üppig hervor, der Schloßhof iſt faſt zu einer Wieſe geworden, und Schlingpflanzen weben ihre grünen Netze über die Mauern.

Wie gar große Freunde des edlen Rebenſafts die alten Mansfelder Herren geweſen ſind, geht nicht blos aus dieſer Erzählung von dem zürnenden Luther hervor, ſondern es mag auch leicht erkannt werden aus zwei in Stein gehauenen Bildwerken, die noch jetzt den Eingang zu den wohlerhaltenen Kellern zieren. Das eine zeigt den Bachus, wie er auf einem Faſſe ſitzend, einladend den Humpen ſchwenkt. „Bachus deus vini“ lautet die Ueberſchrift. Das Andere behandelt einen gar unzarten Gegenſtand. Man erblickt auf ihm zwei Knappen, welche aus mächtigen Humpen einander Beſcheid thun, ein dritter zapft ein, während ein vierter ſich in einer höchſt unangenehmen Lage befindet. Er iſt genöthigt, das im Uebermaß

Genoſſene von ſich zu geben, wovon zu naſchen ein Hund kein Bedenken trägt. Zu dem Bilde paßt die Umſchrift: „Quid est bapti!“

Ueber den ebengenannten Kellern, dem Schloßthore gegenüber, erhebt ſich ein neues, noch bewohntes Gebäude, neben dem die Trümmer der alten Säle und Thürme umhergeſtreut ſind, wie Rieſenleichen. Nur mit Wehmuth wandert man durch die Ruinen und läßt ſich berichten, wie das alte Grafenſchloß darum ſo ausgedehnt geweſen ſei, weil darin drei mächtige Zweige des Mansfeldiſchen Grafenſtammes ihre Wohnſitze aufgeſchlagen hatten. Es wohnten hier zu gleicher Zeit die Grafen der Vorder-, Mittel- und Hinterortſchen Linien. Auf dem ſogenannten Mittelort war der berühmte goldene Saal, der den Namen durch ſeinen Glanz ſich erworben hatte, dennoch aber von den Gemächern des Hinterorts übertroffen wurde, denn von ihnen wird erzählt, ſie ſeien mit ſo köſtlichem, wohlriechendem Holze ausgelegt geweſen, daß ſich davon ein lieblicher Duft durch das ganze Schloß verbreitet habe. Der Vorderort, der nordweſtliche Theil des Schloſſes, wurde in ſpäterer Zeit noch ein Mal ausgebaut. Graf Hoyer IV., Kaiſer Karl V. Geheimer Rath, ließ ihn ſich im Jahr 1518 zum Wohnſitz einrichten. Noch iſt ſein Wappen in Stein gehauen zu ſehen mit der Umſchrift: Hoier G. U. H. Z. M. 1518. Dabei wurde der Bau der Feſtungswerke nicht vernachläſſigt. Durch einen Ausſchuß wählten die Grafen den Hans von Trota und Caspar von Watzdorf zu Baurathen, die ihrerſeits wieder den berühmten Büchſenmeiſter Mater aus Nürnberg nebſt einigen Andern ſich zum Beiſtande erbaten. Jeder der Grafen verpflichtete ſich, jährlich 200 Gülden zum Feſtungsbaue beizutragen. Als das Schloß 1547 dem Kaiſer Karl V. übergeben wurde, ließ dieſer durch den berühmten Baumeiſter Chriſtoph Stieler aus Magdeburg viel daran bauen, welcher guten Sold, freie Koſt und ein neues Kleid bekam. Dieſe Reparatur des Schloſſes mag wohl die letzte von einiger Bedeutung geweſen ſein.

Von dem einſt ſo herrlichen Gebäude ſind nur noch einige Rudera vorhanden, jedoch iſt die Schloßkirche noch ziemlich erhalten, und iſt Herr Gebhardt, der jetzige Beſitzer des Schloſſes, recht ſehr zu loben, daß er ſie im baulichen Stande erhält. Schon durch ihre Bauart und durch mancherlei Kunſtwerke, die ſie enthält, iſt die Kirche merkwürdig, mehr noch durch geſchichtliche Erinnerungen. Luther hat in ihr zum öftern gepredigt, und die Kanzel, von der ſeine kräftige Stimme erſchallte, iſt noch vorhanden. Sie ſteht ganz frei, von eiſernem Gitterwerk gebildet, in der Mitte der Kirche. Ein Gemälde (von Lucas Kranach, wie behauptet wird), die Kreuzigung, Grablegung und Auferſtehung Chriſti in einem Bilde darſtellend, iſt noch immer eine Zierde des Altars. Auch zeigt man dem ſchauluſtigen Reiſenden gern einen ſehr mühſam aus Holz geſchnitzten Stuhl, den ein zum Tode verurtheilter Schäfer in ſeinem Gefängniſſe verfertigte, um ſich dadurch Leben und Freiheit zu erkaufen. Mehre Bildſäulen aus Holz und geſteifter Leinwand gar künſtlich bereitet, unter denen ein Chriſtophorus anſehnlich hervorragte, und ein überaus zottiger,

hölzerner Eſau unter den Landleuten viel Beachtung fand, verunzierten in ihrem verwitterten Zuſtande die Kirche und ſind in ein angrenzendes Gemach verbannt. Dort ſtehn ſie, eine unheimliche Geſellſchaft, die dem Reiſenden, der von ihrem Daſein nichts weiß und unvorbereitet in ihre Mitte tritt, wohl ein Grauen zu verurſachen im Stande iſt. Ueberhaupt giebt es auf Schloß Mansfeld gar manche Stelle, auf der es nicht recht geheuer ſein ſoll; vorzüglich iſt dies in der ſogenannten dunklen Kammer der Fall. Dort erhängte ſich vor langen Jahren eine Nonne, die mit ihrem Geliebten, einem Mönche, nach Mansfeld in ſtrenge Haft gebracht war. Der Mönch ſtürzte ſich von der hohen Schloßmauer herab und wurde zerſchmettert aufgehoben, die Nonne fand man erhängt, und noch vor kurzem wurde der Strick gezeigt, mit dem ſie ſich das Leben genommen. Die Köpfe der Unglücklichen, aus Stein gehauen und an verſchiedenen Stellen des Hofes eingemauert, ſind noch zu ſehen und bilden das Wahrzeichen des Schloſſes Mansfeld. Auf demſelben Hofe iſt der ſehr tiefe Brunnen nicht außer Acht zu laſſen, der noch jetzt das nöthige Waſſer liefert.

Auch als Feſtung war Mansfeld einſt ſehr berühmt. Tiefe Gräben, mehrfache Wälle und die ſtärſten Mauern ſchirmten es nach allen Seiten hin, ſo daß es zwar mehre Male durch Liſt oder Vertrag, niemals aber durch Gewalt eingenommen iſt. Eine alte Sage berichtet, dies habe ſeinen Grund darin, daß bei Erbauung des Schloſſes in der Hauptmauer ein lebendes Kind eingeſchloſſen ſei. Da, wo an der noch wohlerhaltenen Weſtſeite des Schloſſes, hart über Stadt Mansfeld, in der Mauer ein weißer, viereckiger Stein, der wahrſcheinlich eine Inſchrift enthielt, noch jetzt zu ſehn iſt, ſoll dies geſchehn ſein.

Im dreißigjährigen Kriege wurde Schloß Mansfeld oft von feindlichen und befreundeten Truppen beſetzt, die es zu ihrem Magazin machten, und hieher aus der Umgegend Getreide und andre Lebensmittel zuſammenſchleppten. Dadurch wurde die Grafſchaft gänzlich erſchöpft und manche Dörfer ſtanden von ihren Einwohnern verlaſſen. Damit ſolches Unheil ſich nicht wieder zutragen möge, wendeten ſich die Landſtände an den Churfürſten von Sachſen und die Grafen von Mansfeld mit der Bitte, daß es ihnen geſtattet werden möge, die Feſtungswerke des Schloſſes zu ſchleifen. Nachdem ihre Bitte gewährt war, wurde am 1. Juni 1674 mit dem Werke der Zerſtörung der Anfang gemacht. Vierhundert Mann begannen das Ravalin vor dem Schloßthore niederzureißen; dann ſuchten ſie die Mauern an der öſtlichen Baſtei, der Stern genannt, zu ſchleifen, konnten jedoch mit ihrer Arbeit nicht zu Stande kommen, weshalb noch dreißig Bergleute herbeigeholt wurden, damit ſie die Mauern ſprengen möchten. Nur theilweiſe iſt ihnen ihre Arbeit gelungen; denn zu feſt war das Geſtein verkittet, als daß man es hätte gänzlich trennen können. Ganze Maſſen der Mauer wurden von der Gewalt des Pulvers zwar niedergeriſſen und in die Wallgräben geſchleudert, aber hie und da ſtehen noch andre Mauerreſte ſtolz und feſt, als wären ſie mit den

Felſen des Schloßberges zuſammengewachſen und wollten nimmer von ihnen loslaſſen.

Als man die große Baſtei an der Südſeite, nach Eisleben zu, ſprengte, fand man eine vermauerte Thüre. Sie wurde zertrümmert. Abermals hielt eine große, eiſerne, mit fünf Schlöſſern verwahrte Thüre die Arbeiter auf. Als man auch dieſe aus dem Wege geräumt hatte, fand man, anſtatt der geträumten Schätze, in einem Gewölbe mehre Todtengerippe. Von eben dieſer Südſeite führte ein unterirdiſcher Gang, wie man ſagt, nach Eisleben. Hie und da iſt er eingeſunken noch jetzt zu ſehen. Nicht unintereſſant, aber gewiß höchſt gefährlich würde es ſein, ihn aufzuräumen und zu verfolgen.

So iſt Schloß Mansfeld weniger durch den Zahn der Zeit, als durch Menſchenhand ſeinem Untergange entgegengeführt. Auch die ſpätern Geſchlechter haben tüchtig mitgeholfen. Das Schloß war durch Verkauf in die Hände von Privatleuten gekommen, die damit zum Theil gar übel umgegangen ſind. Der Eigennutz achtete nichts lieb und werth. Was irgend einen Geldertrag geben wollte, wurde verkauft und verſchleudert, und ſo werden ja wohl, nachdem die ſtolzen Säle geſunken ſind, auch die ſchönen Ruinen bald zuſammenſinken, wenn nicht für ihre Erhaltung Sorge getragen wird, wozu die Kräfte eines Privatmannes freilich nicht hinreichen. Schloß Mansfeld iſt ein Ehrendenkmal unſeres deutſchen Vaterlandes, darum muß einem Jeden daran liegen, daß es auch in ſeinen Trümmern ſo viel als möglich erhalten werde. Das mächtige Geſchlecht der Mansfelder Grafen iſt todt und begraben, Mansfelds Ruinen ſind ſein Leichenſtein. Möge doch wenigſtens der noch lange ſtehn und den Enkeln erzählen von der Macht und der Herrlichkeit der Väter!

Geſchichtliches.

Wie es ſchwierig und nicht für den Zweck dieſes Werks geeignet iſt, eine genaue Beſchreibung der Ruinen von Burg Mansfeld zu liefern, die im weiten Umfange, wie die Trümmer einer kleinen Stadt, den Schloßberg überdecken; ſo iſt es auch mit der Mansfeldiſchen Geſchichte. Sie iſt viel zu weitumfaſſend, als daß auch nur ein kurzer Ueberblick über dieſelbe hier gegeben werden könnte. Doch können wir uns von einer ſo berühmt gewordenen Stelle nicht trennen, ohne zuvor wenigſtens noch einige Rückblicke in die Vergangenheit gethan zu haben.

Ueber die Entſtehung der Grafſchaft Mansfeld giebt es vornehmlich zwei Sagen. Die eine lautet:

Als Kaiſer Heinrich einſt Hof hielt zu Wallhauſen, trat einer ſeiner Mannen zu ihm und begehrte für treu geleiſtete Dienſte ſo viel Land, als er mit einem Scheffel Gerſte umſäen könne. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Als aber der Ritter mit ſeiner Gerſte die Grenzen der nachherigen Grafſchaft Mansfeld umſäete, da regte ſich der Neid. Man trat zum Kaiſer,

ſprach von Betrug und wollte ihn bewegen, ſein Wort zurückzu- nehmen. Er aber ſprach, wie ſpäter Kaiſer Konrad: „Ein Kaiſerwort darf man nicht drehn und deuteln! Es iſt und bleibt des Mannes Feld!" Daher ſollen auch die Gerſtenkörner (Rauten, Wicken) im Mansfelder Wappen gekommen ſein.

Eine andre Sage geht noch weiter zurück und führt uns nach England, an König Artus Tafelrunde. Dort zeichnete ſich durch ſeine Tapferkeit, aber auch durch ſein rothes Haar, Ritter Hoyer, der Rothe genannt, aus. Von ihm ſoll Artus geſagt haben: das iſt ein rechter Mann im Felde! und deshalb ſei er der „Mansfelder" genannt worden. Wirklich giebt es noch jetzt in England Mansfields, die ihren Hauptſitz in Canewood in Middleſex haben. Ihr Wappen hat jedoch mit dem unſerer Mansfelder Grafen gar keine Aehnlichkeit, und das Gezwungene der Sage liegt auf der Hand, obgleich auch noch alte Minne- lieder vorhanden ſind, in denen Hoyer der Rothe ein Sachſe genannt wird.

Erſt mit Hoyer dem Großen wird die Mansfelder Geſchichte zuverläſſiger. Er iſt der Held gar mancher Mansfeldiſchen Volks- ſage. Hoyer war es, der die kaiſerlichen Soldaten in der Schlacht am Welfsholze (11. Februar 1115) gegen die Sachſen anführte. Tollkühn drang er auf die Feinde ein, aber ſie wichen und wankten nicht. Da ſprang er ungeduldig vom Pferde und focht zu Fuß. Graf Wiprecht von Groitzſch, dies bemerkend, durchbohrte ihm den Bruſtharniſch mit der Lanze. Ludolph von Hackeborn zog die Lanzen- ſpitze aus Hoyers Wunde und dieſer drang nun mit ungezügelter Wuth auf den von Groitzſch ein. Schlag fiel auf Schlag und be- wundernd ſchauten die zunächſt Kämpfenden dem Streite der Helden zu. Endlich aber hieb Graf Wiprecht dem Mansfelder über den Kopf, daß er zu Boden ſtürzte. Wohl ſprang Hoyer nochmals auf, um ſeine Niederlage zu rächen, aber Wiprechts Schwert durchdrang ihn zum zweiten Male, und er ſank todt nieder in ſein Blut. Nun erſt war der Sieg der Sachſen entſchieden; in wilder Flucht ergoſſen die Kaiſerlichen ſich über das Gefilde. — Hoyer ſoll im Kloſter Mansfeld begraben ſein. Das iſt jedoch nicht wohl möglich, da dieſes Kloſter erſt im Jahr 1170 erbaut iſt. Des tapfern Grafen Schwert wurde lange Zeit auf Schloß Mansfeld gezeigt, doch mag es wohl das nicht geweſen ſein, welches er in der Schlacht beim Welfsholze führte, das wird der tapfere Sieger ſich nicht haben neh- men laſſen.

Noch jetzt iſt auf dem Schlachtfelde beim Welfsholze der Stein zu ſehen, in welchen Graf Hoyer vor der Schlacht, „wie in Waizen- teig" mit den Worten gegriffen haben ſoll: „Ich Graf Hoyer unge- boren, hab' noch nie eine Schlacht verloren! So wahr ich greif' in dieſen Stein, auch dieſe Schlacht muß meine ſein!" —

Auch einen Heiligen verdanken wir der Schlacht beim Welfsholze. Die Sachſen errichteten nämlich zum Andenken an den erfochtenen Sieg ein Zeichen, das in einer Säule beſtand, auf welcher das Bild eines Mannes ſich erhob, der in der rechten Hand einen zackigen, eiſernen Streitkolben, in der linken Hand aber das alte ſächſiſche Wappen, zwei ſpringende Hengſte im rothen Felde, hielt. Dies ſollte ein Gedeute oder eine Hindeutung auf den erfochtenen Sieg ſein. Im Volksdialect wurde es „ein Jedute" genannt. Als ſpäterhin die Bedeutung der Bildſäule nicht mehr allgemein bekannt war, trug es ſich zu, daß die unwiſſenden Mönche des nahen Kloſters das Denkmal für ein Heiligenbild, für das des heiligen Jedute erklärten, zu deſſen Verehrung ſie dringend aufforderten. Zahlreiche Wallfahrten wurden nun zu St. Jedute gemacht, bis Kaiſer Rudolph, der Habsburger, der im Jahr 1289 einen Reichstag zu Erfurt hielt, verordnete: die zum Aergerniß gewordene Bildſäule ſolle weggeriſſen und an ihre Stelle eine Kapelle gebaut werden. Die Spuren von dieſer Kapelle ſind noch vorhanden. In ihr wurde lange Zeit ein weidener Prügel gezeigt, der in der Schlacht beim Welfsholze gar vernehmlich Jedute! gerufen haben ſollte; woher eine alte Mansfelder Redensart: „ich will dich hauen, du ſollſt Jedute rufen!" entſtanden iſt. Ackerknechte haben den Stock vor langen Jahren verbrannt, um zu ſehen, ob er im Feuer die verlorne Sprache wieder erhalte, worüber der Chroniſt, dem wir dieſe Sage nacherzählen, ſehr ungehalten iſt.

Von Hoyers Söhnen blieb der ältere, Siegfried, gleichfalls in der Schlacht beim Welfsholze, der jüngere, Hoyer der Sanftmüthige, verheirathete ſich mit Eliſabeth, Graf Udo's von Stolberg Tochter, und wurde der Stammhalter des Geſchlechts. Von ſeinen Nachkommen zogen mehrere, wie er ſelbſt, in das gelobte Land, auch gab es keine bedeutende Fehde in der Umgegend, in welcher die Mansfelder Grafen nicht thätig geweſen wären. Nun aber theilt ſich der alte Stamm in ſo viele Zweige, daß wir, hier wenigſtens, ſie nicht beachten können. Es kommen Grafen mittelortiſcher, Schraplauer, hinterortiſcher, vorderortiſcher, Heldrunger, Arternſcher, Arnſteiniſcher, Friedeburgſcher, Niederländiſcher und Bornſtedtiſcher Linie vor.

Die Thaten der zahlreichen Grafen und Herren ſind mehrfach ausführlich beſchrieben, in der neueſten Zeit von Lud. Ferd. Niemann, in ſeiner Geſchichte der Grafen von Mansfeld, die, obwohl etwas flüchtig gefaßt, doch das Nöthige enthält.

Erwähnen müſſen wir noch den Grafen Albrecht VII. von Mansfeld, der, ein eifriger Verehrer Luthers, die Reformation durch Magiſter Michael Cölius im Jahr 1525 in der Grafſchaft einführen ließ. Oft kam er mit Luther zuſammen, der ihn auch einige Male auf ſeinem Schloſſe beſucht hat. Bei Luthers Tode in Eisleben war Albrecht mit ſeiner Gemahlin gegenwärtig und reichte ihm mit wehmüthiger Theilnahme die letzten Erquickungen.

Derſelbe Albrecht von Mansfeld war es, welcher in den durch Thomas Münzer verurſachten Unruhen die Bauern zuerſt bei Oſterhauſen

überfiel und dann, im Vereine mit Mehreren bei Frankenhauſen ſchlug. Der gefangene Thomas Münzer wurde einen andern Grafen von Mansfeld, Ernſt II. auf Heldrungen, übergeben, weil er dieſem gedroht hatte, er wolle ihm den Kopf abſchlagen laſſen. Hoffährtig hatte Münzer geſchrieben: „Ich fahre daher!" damit ſein Wort in Erfüllung gehe, das er freilich ganz anders gemeint, wurde er auf einen Wagen geſchmiedet und nach Heldrungen gefahren. Die Todesſtrafe erlitt er ſpäterhin zu Mühlhauſen.

Graf Albrecht VII. trat dem ſchmalkaldiſchen Bunde bei und blieb in der Folge ein treuer Bundesgenoſſe des Churfürſten von Sachſen. Deshalb wurde er vom Kaiſer Karl V. in die Reichsacht gethan und die Grafſchaft bald darauf von kaiſerlichen Soldaten überzogen. Curd von Boyneburg belagerte das Schloß, in dem nur eine ſchwache Beſatzung lag und das ſich ihm nach kurzem Widerſtande, den 21. Juni 1547 ergab. Nachdem Graf Albrecht den Magdeburgern tapfern Widerſtand gegen Moritz von Sachſen geleiſtet, der ſie belagerte, ſtarb er allgemein betrauert und wurde in der Stadtkirche, oder, wie ſie früher immer genannt wurde, in der Thalkirche zu Mansfeld begraben.

Sein Sohn Vollrath V. war auch ein eifriger Verfechter der lutheriſchen Lehre, ſo wie ein Beſchützer des berühmten M. Ciriakus Spangenberg, Generaldekans zu Mansfeld, der wegen ſeiner abweichenden Lehre von der Erbſünde, Streit bekam und dem Graf Vollrath deshalb eine eigne Druckerei auf Schloß Mansfeld anlegen ließ, aus der manche Flugſchrift hervorgegangen iſt. Vollraths Sohn David, muß hier auch erwähnt werden, weil unter ſeiner Regierung die einſt ſo berühmten mansfelder Davidsthaler geſchlagen ſind. Sie enthielten als Gepräge den Ritter St. Georg mit dem Lindwurm. In dem damaligen Türkenkriege wurde ein kaiſerlicher General von einer Kugel getroffen, die aber an einen der erwähnten Davidsthaler, den er in der Taſche trug, abprallte. Alsbald verbreitete ſich das Gerücht von der Wunderkraft der Davidsthaler und ſie ſtiegen ſo hoch im Preiſe, daß man für jeden derſelben gern 16 gewöhnliche Thaler zahlte.

So ließe ſich noch viel von den Mansfelder Grafen u. ihren Thaten erzählen, doch kann es wegen des knapp gemeſſenen Raumes nicht geſchehen.

Eine Linie des Grafenhauſes nach der andern erloſch. Die Bornſtädtiſche dauerte am längſten aus. Aus ihr ſtammte Graf Heinrich Franz I. der unter Kaiſer Leopold I. und Joſeph I. ſich als Staatsmann Achtung und Ehre erwarb. Er wurde in den Reichsfürſtenſtand erhoben und ſtarb 1715 als Präſident des Hofkriegsraths zu Wien. Der letzte Sproß des einſt ſo mächtigen Grafenſtammes war Joſeph Wenzel, des Fürſten Heinrich Paul Franz II. Sohn. Er ſtarb auf einer Reiſe, indem er mit ſeinem Wagen in einen Abgrund geſchleudert wurde und hinterließ keine männlichen Erben.

So erloſch ein edles Geſchlecht, das einſt zu den blühendſten von Deutſchland gehörte und mit Königen und Kaiſern verwandt war. Immer aber, ſo lange die Geſchichte erzählt von den Großthaten unſers Vaterlandes, wird auch der Name Mansfeld in Ehren bleiben.

Rudolph Hobohm.

Michaelſtein.

An der nördlichen Seite des Harzes 1 Stunde von Blankenburg entfernt, liegt in einer höchſt romantiſchen Gegend das Kloſter Michaelſtein. Die mannichfaltige Abwechſelung bewaldeter Berge und ſchattiger Thäler, ſtarrer Felſen und ruhiger Teiche verleihen dieſem Landſchaftsbilde viel Maleriſches, wenn ſie ihm gleich das Belebende nehmen. Dem Ganzen iſt der Stempel einer einſamen, melancholiſchen Ruhe aufgedrückt und mit Vergnügen wird der Wandrer den nahen Regenſtein erſteigen, um von deſſen Gipfel durch einen Blick in die freie Natur, in die ſonnige Landſchaft ſich des frohen Lebens wieder zu erfreuen.

Noch romantiſcher, aber auch zugleich rauher, wilder und bizarrer iſt die Gegend, wo das Kloſter zuerſt entſtand und ſeinen geringen Anfang nahm. Aus jenen Zeiten dringt nur der dämmernde Schein mündlicher Ueberlieferungen zu uns herüber, die wir zwar bezweifeln, aber leider nicht ergänzen, noch als falſch oder wahr darſtellen können.

Am Fuße eines Berges des herciniſchen Urwaldes, in dem noch hundertjährige Stämme ſchwarzgrüner Tannen ihre vom Strahl der Sonne nie durchdrungenen Wipfel zum Himmel emporſtreckten, hatte im zehnten Jahrhundert ein frommer Einſiedler, Namens Volkmar, die verlaſſene Höhle eines reißenden Thieres zu ſeinem Aufenthalte gewählt. Die kargen Wurzeln und Früchte des Waldes, das reine Waſſer einer nahen Quelle gaben ihm, was ſein Körper bedurfte. Beten, Faſten und reliöſe Bußübungen waren die ſtrengen Vorſätze ſeines Lebens.

Bald ſtand Volkmar bei ſeinen Zeitgenoſſen im Rufe der Heiligkeit und es begaben ſich mehrere gleichgeſinnte Schwärmer zu ihm, um ſeinem Vorbilde nachzuleben und gleicher Heiligkeit theilhaftig zu

werden. In der Nähe der Höhle ihres Meiſters legten die Jünger andere Höhlen zum Aufenthalte an und bildeten, abgeſchieden von der übrigen Welt, unter ſich eine eigene Verbindung, nach ihrem Stifter die Volkmarſche Brüderſchaft genannt. Ihre Wohnungen hieß man Volkmarſtein.

Ob Mangel an Nahrung oder Langeweile die Mönche antrieb, in ihren Nebenſtunden zu arbeiten, wiſſen wir nicht; wohl aber iſt bekannt, daß ſie durch Bearbeitung der Produkte eines nahgelegenen Marmorbruches viel erübrigten und zuletzt ſogar in den mit unendlicher Mühe gehöhlten Felſen eine kleine Kapelle zu erbauen im Stande waren. Spuren dieſer mühſamen Schöpfung ſieht man jetzt noch.

Die Reliquien von der Jungfrau Maria, womit der Weihbiſchof dieſe dem heiligen Michael gewidmete Kapelle verſehen hatte, brachten die Volkmarbrüder auf den Gedanken, dieſelben in einem beſondern Gewölbe zu bewahren und dies zum Grabe der Maria zuzurichten. Ein glücklicher Einfall dieſer Einſiedler! — denn, als nach dem Tode Volkmars es ſich zutrug, daß durch die Reliquien im Grabe der heiligen Jungfrau verſchiedene Wunder, insbeſondere wunderbare Kuren ſchwerer Krankheiten geſchahen, wallfahrteten Gläubige in Menge zum wunderthätigen Grabe und Layen bereicherten die Kapelle durch angeſehene Geſchenke. So finden wir unter Andern, daß auch M e c h t i l d, Kaiſer Heinrich I. Gemahlin, den Volkmarbrüdern ihr Gut Kepferungsrode (Kipperode) ſchenkte und, daß deren Sohn, Kaiſer Otto I. die Kapelle 956 dem Stifte Q u e d l i n b u r g einverleibte. —

Zweihundert Jahre waren vergangen, als dieſen Volkmarbrüdern ein glänzenderes Schickſal bevorſtand. Ihre Wohnung und Aufenthalt im düſtern Harzwalde waren in jenen wüſten und wilden Zeiten vor den Streifereien der Räuber und Buſchklepper nicht ſicher genug, wie ſie ſich mehrfach überzeugt hatten. Sie ſehnten ſich nach Ruhe und Sicherheit ihres Eigenthums und hier war Graf Burchard von Blankenburg der Helfer in der Noth. Müde des kriegeriſchen, bewegten Lebens wollte dieſer Ritter ſeine übrigen Tage mit frommen Werken verbringen, eine Erſcheinung, die in den damaligen Zeiten gerade nicht ſelten war. Er ſchenkte den Volkmarbrüdern ſein Gut Evergodesrode mit Allem, was dazu gehörte, baute ihnen daſelbſt eine Kirche, die ebenfalls dem heiligen Michael geweiht wurde und nannte ſeine Stiftung Michaelſtein. Dieſe Stiftung Graf Burchards iſt das jetzt noch vorhandene Kloſter. Er ließ ſich ſelbſt 1139 unter die Volkmarbrüder aufnehmen und ging damit um, dieſe Brüderſchaft in ein ordentliches Kloſter zu verwandeln. Zu dem Ende wandte er ſich an die Aebtiſſin Beatrix II. von Quedlinburg und erbot ſich, im Falle dieſelbe ihm zur Ausführung ſeines Planes behülflich ſei, dieſem neuen Kloſter mehrere ſeiner Lehngüter abzutreten. Papſt I n n o c e n z II. genehmigte und beſtätigte auf Anſuchen der Aebtiſſin die neue Stiftung und unterwarf dieſelbe dem Stifte Quedlinburg. 1147 wurden Ciſterzienſer-Mönche von A u l e s b u r g im Heſſiſchen unter ihrem Abte

Roger hierher verſetzt und die Volkmarbrüder zu Ciſterzienſern umgeſchaffen.

So gering auch der Anfang dieſes Kloſters war, ſo erhielt daſſelbe doch gar bald durch Schenkung bedeutende Güter, von denen wir hauptſächlich das anſehnliche Gut Winningen hier anführen, welches Fürſt Otto von Anhalt 1182 dem Kloſter abtrat.

In ſeinen blühenden Zeiten hatte Michaelſtein 24 Chorherren und ebenſo viel Layenbrüder. 22 katholiſche Aebte haben demſelben vorgeſtanden, welche alleſammt in ihrem Siegel den heiligen Michael führten, wogegen das Conventſiegel die Heilige Jungfrau mit dem Chriſtuskinde darſtellte.

Mit dem 15. Jahrhunderte ging die blühende Periode dieſes, ſowie aller Klöſter jener Gegend, zu Ende. Alle Stände meinten ein Recht zu haben, ſich an dieſen geiſtlichen Inſtituten reiben zu können und ſich durch ſie bereichern zu dürfen. Mag der Geiſt der Freiheit und die Aufklärung mehr oder weniger daran Schuld ſein, es war einmal eine Zeit der rohen Gewalt, in der der Unterdrückte ſein körperliches Uebergewicht geltend zu machen gar leicht verſucht wurde. Auch Michaelſtein wurde von den Banden zügelloſer Bauern 1525 heimgeſucht. Dieſe rohen Horden hauſten hier entſetzlich, pünderten und bezeichneten jeden ihrer Schritte mit Verwüſtung. Die Kirche ward zerſtört und die Begräbniſſe ſogar erbrochen. —

Nicht lange nach dem Bauerntumulte litt das Kloſter von neuem durch Räuber, die es unter dem Mantel der Nacht überfielen, ausplünderten und in Brand ſteckten. Die Reformation that das Letzte, die Exiſtenz der Klöſter zu gefährden.

Aller Hülfsmittel beraubt, die Gebäude zerſtört und verwüſtet, angegriffen und beſtritten in ſeinen Rechten, ging das Kloſter Michaelſtein ſeiner Auflöſung entgegen, als 1544 der Abt Gregorius Schwarz den Entſchluß faßte, ſich zu der proteſtantiſchen Lehre, der er überdem zugethan war, öffentlich zu bekennen und das Kloſter mit allen Regalien, Einkünften und Gerechtigkeiten dem Grafen Ulrich V. von Blankenburg zu übergeben. Dies geſchah und Schwarz blieb fortan als Prior in dem lutheriſchen Kloſter.

Graf Ulrich von Blankenburg ernannte nun ſeinen 16jährigen Sohn Ernſt, Domprobſt zu Naumburg, zum Abt von Michaelſtein und errichtete eine Schule daſelbſt, um dem Staate eine nützlichere Pflanzſtätte der Wiſſenſchaften zu geben. Sie war eine Freiſchule, in welcher jeder Schüler 3 Jahr bleiben mußte, wenn er nicht die ſämmtlichen Koſten ſeines Aufenthaltes tragen wollte. Das Stift Quedlinburg hatte das Recht, für zwei Freiſtellen Schüler zu präſentiren.

Graf Ernſt fand aber beim Antritt ſeiner Prälatur von Seiten des Stiftes Quedlinburg den entſchiedenſten Widerſpruch, indem daſſelbe wegen der Schutzvoigtei ein näheres Recht zur Beſetzung der Abtſtelle zu haben vermeinte. Das Stift ließ durch ſeinen Schutzvoigt, Herzog Moritz von Sachſen, die Güter des Kloſters in Beſitz nehmen, ja legte ſelbſt Truppen in daſſelbe. Da aber ein nachgeſuchtes

kaiſerliches Mandat dies Verfahren mißbilligte, gab auch endlich die Aebtiſſin Anna ihre Genehmigung zur Uebergabe des Kloſters an Graf Ernſt. Spätere Streitigkeiten über die Rechte des Stiftes wurden durch einen Vergleich beſeitigt, vermöge deſſen den Grafen das Patronatrecht am Kloſter, die Ernennung und Präſentation des jedesmaligen Abtes zuſtand. Dahingegen hatte ſich das Stift die Beſtätigung des Abtes vorbehalten und hat dies Recht bis zu ſeiner eigenen Aufhebung ſelbſt ausgeübt. Der beſtätigte Abt gelobte mittelſt Handſchlages dem Stifte Reverenz und Obedienz, zahlte hundert Thaler Confirmationsgelder und erhielt von der Aebtiſſin ein eignes Belehnungs-Diplom über ſeine Würden, nebſt einem Diſpenſationsbriefe wegen ſeiner Verehelichung; jedoch wurde die Würde nur mit dem Vorbehalte, daß ſie nicht an Deſcendenten vererblich ſei, verliehen.

Graf Ernſt von Blankenburg reſignirte 1566 die Abtei Michaelſtein ſeinem Bruder Caspar Ulrich, heirathete die Gräfin Barbara von Hohenſtein und erhielt von ihr drei Söhne Ulrich, Ernſt und Martin, welche nach ihres Vetters Tode nach einander Aebte in Michaelſtein waren.

Caspar Ulrich hatte in Wittenberg ſtudirt und war 1555 daſelbſt zum Rector Magnificus ernannt, ſpäter vom Kaiſer aber zum Reichshofrath und Kammergerichts-Aſſeſſor erhoben. Er ſtarb noch zu Lebzeiten ſeines Bruders.

Auch Ernſt's Söhne ſtarben im blühenden Alter und ſelbſt des jüngſten Grafen Martins Sohn, Johann Ernſt, der ſchon in der Wiege als Abt von Michaelſtein beſtätigt wurde, erlebte die Kinderjahre nicht; mit ihm erloſch der gräflich blankenburgiſche Mannſtamm.

Nun kam das Kloſter mit der übrigen Grafſchaft an das braunſchweigiſche Fürſtenhaus und Herzog Heinrich Julius ernannte ſeinen Bruder Julius Auguſt 1599 zum Abte, der auch im Kloſter wohnte. Ihm folgte Herzog Chriſtian, der dritte Sohn Heinrich Julius. In dieſem Helden fand das romantiſche Ritterthum einen eifrigen Vertreter und mit Recht mag er eine glänzende Erſcheinung im Kreiſe der letzten Ritter genannt werden. Daß er, der Biſchof, Abt und Probſt zu gleicher Zeit war, als Dragoner-Hauptmann in holländiſchen Dienſte ging, darf uns in jener Zeit nicht befremden. Mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit kämpfte er für die Rechte der Proteſtanten, mit glühendem Eifer und ſeltenem Muthe nahm er ſich der Sache des vertriebenen Kurfürſten von der Pfalz an, deſſen ſchöne Gemahlin Eliſabeth den Herzog ſo begeiſterte, daß er, der Länderloſe, ſich ihr als Ritter aufwarf. Ihren Handſchuh am Hute und auf ſeinen Fahnen den Wahlſpruch: Tout avec elle! zog er als treuer Paladin in den Kampf. Als einſt das wechſelnde Spiel des Krieges ihm weſtphäliſche Städte unterwarf, ſagte er zu den 12 ſilbernen Apoſteln, die in einer Kirche Paterborns um den Altar ſtanden: „Was ſteht ihr hier ſo müßig? — es ſteht geſchrieben, geht hin in alle Welt! — ſo geht denn auch!" — Und ſie wanderten alleſammt in den Schmelztiegel aus denen, ſie als Thaler mit den Umſchriften:

„Tout avec Dieu!“ und: „Gottes Freundt, der Pfaffen Feindt!“ erſtanden. — Chriſtians Character und Feldherrntalente ſind ſelbſt von ſeinen Feinden höchſt ehrenvoll anerkannt. Im ruhigen Beſitze ſeiner Pfründen und Güter entſagte er dem Glücke, das ihn dort umgab, um ſein Leben an den Sieg der Gedankenfreiheit zu ſetzen. Unwandelbar treu der Fahne, der er folgte, bewährte er ſtets den Wahlſpruch der Welfen: nec aspera terrent! —

Nach dieſem kleinen Abwege erwähnen wir noch, daß Herzog Chriſtian 1623 das Michaelſteinſche Kloſtergut Winningen für 36000 Rthlr. an den Fürſten Ludwig von Anhalt verpfändete und im folgenden Jahre die Abtei reſignirte.

Nach der 1629 erfolgten Publikation des bekannten Reſtitutions-edictes nahm unter dem Beiſtande kaiſerlicher Truppen der Abt von Riddagshauſen wieder Beſitz von ſeinem Kloſter und beſetzte auch Michaelſtein von neuem mit Ciſterzienſern. Dieſe hielten ſich bis 1631 hier, wo ſie durch die bei Leipzig über Tilly ſiegreichen Schweden vertrieben wurden. Ein abermaliger Beſuch dauerte von 1636 bis 1640, ſeit welcher Zeit die Schweden in der Gegend die Oberhand behielten und die ungebetenen Gäſte ein abermaliges Wiederkommen vergaßen.

Herzog Auguſt nahm 1655 nach geendetem 30jährigen Kriege eine allgemeine Kloſterreform in ſeinem Lande vor und gab den Klöſtern und Stiftern eine andere Verfaſſung. Auch Michaelſtein erhielt eine andere Einrichtung und der Convent wurde auf 5 Perſonen feſtgeſetzt. Eine noch glücklichere Veränderung ſtand dem Kloſter 1717 bevor, indem Herzog Ludwig Rudolph, gleichwie es zuvor in Riddagshauſen geſchehen war, ein Predigerſeminar in Michaelſtein errichtete und daſſelbe mit der Schule verband. Drei Canditaten und zwei Stipendiaten wurden angeſetzt, von denen der älteſte Candidat ordinirter Senior war, die beiden andern aber die Schule verſahen. Bei der Menge von Horen und Betſtunden, die dieſe im Kloſter und in der blankenburgiſchen Schoßkapelle zu halten hatten und bei den überhäuften Schularbeiten blieb ihnen aber faſt keine Zeit zu den nöthigen Vorbereitungen in ihrem Fache übrig, was doch der eigentliche Zweck des Inſtitutes war. Um dieſen nun einigermaßen zu erreichen, ließ man 1721 mit Genehmigung der Aebtiſſin von Quedlinburg die Schule ganz eingehen und ſetzte anſtatt der zwei Stipendiaten noch zwei Collegiaten und einen Kantor an. Das bisherige Recht des Stiftes zu Quedlinburg, zwei Schüler zu Freiſtellen in Präſentation zu bringen, wurde auf die Beſetzung einer Collegiatenſtelle ausgedehnt. Aber auch dies Collegium ward, da es ſeinem Zwecke nicht ganz entſprach, vor nicht langer Zeit wieder aufgehoben.

Die Collegiaten verſahen den Gottesdienſt in der neuerbauten Kloſterkirche und die Kloſtergemeine, welche bis dahin in Hemiburg eingepfarrt geweſen war, wurde zum Beſuche derſelben angewieſen. Die Einweihung der Kirche geſchah durch den Abt Finen, in Gegenwart des ganzen herzogl. Hofes. Finen, der zugleich Hofprediger und Beichtvater des Herzogs war, hatte den berühmten Mosheim

zum Nachfolger, welcher aber 1747 Kanzler der Univerſität Göttingen wurde und ſeine Abtei an den Abt Schubert abtrat. Dieſem folgte 1766 der durch ſeine vielen Schriften bekannte Julius von der Hardt, der, ebenfalls wie ſein Vorgänger ein helmſtedter Profeſſor war und nach deſſen Tode wurde der Profeſſor der Theologie H. P. C. Henke 1786 als Abt eingeführt und zu Quedlinburg belehnt. Nach ihm wurde der General-Suprintendent Lichtenſtein Abt des Kloſters und dieſem folgte der Superintendent Ziegenbein, als Verfaſſer eines Katechismus längſt rühmlichſt bekannt. —

Was dem Kloſter von ſeinen ehemaligen ſchönen Gütern noch übrig geblieben iſt, beſteht in Holzungen, Aeckern, Wieſen, Teichen, Mühlen, in dem Außenwerk Helſungen und in verſchiedenen andern Beſitzungen innerhalb und außerhalb des Landes. Die ſämmtlichen, ganz anſehnlichen Kloſtergebäude nebſt der Kirche wurden von 1714 bis 1720 unter Herzog Rudolph Ludwig wieder hergeſtellt. Wegen des Gutes Winningen führte das Kloſter ſeit mehr denn 100 Jahren einen Prozeß beim Reichskammergerichte in Wetzlar. Wie ſchon oben erwähnt, war daſſelbe 1623 an Anhalt-Köthen, verſetzt. Fürſt Ludwig von Anhalt-Köthen der damals ſchwediſcher Stadthalter zu Magdeburg und Halberſtadt war, trat dieſes Gut 1647 für 1000 Ducaten an den Grafen von Königsmark ab, deſſen Söhne daſſelbe 1662 an den Landgrafen Friedrich von Heſſen-Homburg cedirten. Die Nachkommen dieſes Fürſten haben Winningen noch jetzt im Beſitz, ohngeachtet dieſes Amt dem Kloſter als ſein Eigenthum, das es zu jeder Zeit wieder einlöſen kann, nebſt Vergütung aller vom 14. October 1674 erhobenen Nutzungen, von dem Kammergericht zuerkannt worden iſt. Dieſer Rieſenprozeß ſchwebt noch jetzt und wird von dem Oberlandesgerichte zu Halberſtadt verhandelt. —

Das Kloſter Michaelſtein ſtand unter Direction und Aufſicht der fürſtl. Kloſterraths-Stube in Braunſchweig, bis dieſe im Jahre 1807 aufgehoben wurde. Der Prälat war nebſt den Convent von jeher der fürſtl. Regierung und dem Conſiſtorio zu Blankenburg unterworfen. Zu weſtphäliſchen Zeiten gehörte das Kloſter, ſowie Blankenburg, zum Saal-Departement und wurde 1809 in eine kaiſerliche Domaine verwandelt. Jetzt iſt es ein herzoglich braunſchweigiſches Kloſtergut.

Aemilianus.

Die Gersdorfſche Burg
und
der Siveckenberg bei Quedlinburg.

Gewiß wird kein Leſer es tadelnswerth finden, wenn dieſe Naturbilder-Sammlung mit einem kleinen, wenig gekannten Bildchen des Vorharzes vermehrt wird. Daſſelbe gehört in die nächſten Umgebungen von Quedlinburg und hat ſchon durch ſeine hiſtoriſchen Erinnerungen für die Stadt Intreſſe und deſſhalb auch wohl einiges Recht, hier kurz erwähnt zu werden.

Die Ruinen der Gersdorfſchen Burg gehören, in Bezug auf die Geſchichte Quedlinburgs, zu den merkwürdigſten Denkmalen des Alterthums. Die Burg war im 14ten Jahrhunderte ein Lieblingsaufenthalt des berüchtigten Grafen Albert von Reinſtein, der endlich, wie genugſam bekannt, ſeine gerechte Strafe empfing.

Noch ſteht am Fuße des Siveckenberges, neben dem vormaligen abtheiligen Vorwerke, der achteckige Thurm der Burg da; ſeine Mauern ſind von ungeheurer Stärke, durch eine untere Oeffnung blickt man in die zugewölbte Decke hinauf. Der runde Burgplatz mit einigen Ueberreſten der Mauern iſt von doppelten Gräben umgeben. Für eine gewaltſame und durch Feuer bewirkte Zerſtörung der Burg zeugen die ausgegrabenen, unverſehrten Lagen von Weizen und Gerſte, die man, mit Kohlen vermiſcht einige Zoll tief in der Erde fand.

Eine tiefe Ruhe herrſcht in dieſer Wohnung der Einſamkeit, wo vor 5 Jahrhunderten noch der Jubel roher Zechgelage erſcholl. Ein paar Linden und Weiden ſind die einzigen Bäume hier und der Hofmeiſter mit ſeiner Familie die einzigen menſchlichen Weſen welche die neben der Burg liegende Meierei bewohnen. Der Anblick der Ruine überzeugt uns von der Unvollkommenheit menſchlicher Schöpfungen und der ganzen ſublunariſchen Welt. Entſtehen und Vergehen, Erblühen und

Verwelken, das iſt das unabänderliche Geſetz der Natur. — Ja! Ruinen und Kirchhöfe, allein beſucht, ſprechen oft das Gemüth ſtärker an und predigen wirkſamer als Bethäuſer und Schulen. Ihre Betrachtung leitet ein denkendes Gemüth aus dem Taumel des geräuſchvollen ſinnlichen Lebens zur Selbſtprüfung, zu der man ſonſt nicht allzuhäufig gelangt. —

Blühende Felder dehnen ſich hier in großen Breiten, mit üppigen Früchten geſegnet, aus. Sie wurden auch einſt, ob für Völkerfreiheit oder kleinliche Privatintereſſen, mit Menſchenblut getränkt und manchmal noch entreißt des Pflügers Eiſen Menſchengebeine und alte Waffen dem Schoße der Erde.

Will man den Ort des Ernſtes und der Schwermuth verlaſſen und dem Geiſte erheiternde Scenen darbieten, ſo erſteige man den an Gersdorfsburg ſtoßenden Siveckenberg bis zu ſeiner Warte. Hier bietet ſich dem Auge eine herrliche, von keiner Seite beſchränkte Ausſicht dar, wie ſie wohl keine Anhöhe des Vorderharzes gewährt. Vor allen feſſelt der Blick über Quedlinburg, längs dem Harzwalde hin. Quedlinburg erhebt ſich in Entfernung von einer halben Stunde, überall ſichtbar mit ſeinen Stiftsſchloſſe, mit ſeinen beſchieferten Thürmen und Gebäudemaſſen, aus denen wirbelnde Rauchſäulen emporſteigen. Dieſer alterthümliche und durch ſeine kaiſerlichen Bewohner ſo denkwürdige Ort lehnt ſich an verſchiedene, mit Warten geſchmückte Anhöhen, wird vom Brühl und zahlloſen Gärten, die die Bode tränkt, eingefaßt. Im aufſtehenden Gebilde erheben ſich die nackten und belaubten Berg- und Felſen-Maſſen bei Weſterhauſen und Börnecke, die Berge bei Langenſtein, der Regenſtein, der Heidelberg mit der Teufelsmauer bei Blankenburg; höher hinauf die Gebirge bei Werningerode und Ilſenburg und über alle hinweg der majeſtätiſche König der Harzberge, der Brocken, mit einer Mannichfaltigkeit der Formen und Farben, die dem Auge wohl thun und das Gemüth erwärmen. Rechtshin ſchweift das Auge zum grünenden Hackelforſt mit den am Fuße liegenden Ortſchaften hinüber, trifft im Weitergehen die Thürme der Stifts und Kloſterkirchen des halbverſteckten Halberſtadts, dahinter die beiden Kirchthurmſpitzen der Huyſeburg, (was uns an das freundliche alljährliche Volksfeſt des Frohnleichnamstages erinnert) und weilt endlich auf der fernen hochgelegenen Warte des Heukenthales, an der braunſchweigiſchen Kunſtſtraße belegen. Nachdem der Blick noch das Kloſter Hadersleben berührt, wendet er ſich rechts und fällt auf die Herrſchaft Hoym mit dem Flecken gleiches Namens, geſchmückt mit ſchönen Schloß- und Amtsgebäuden und findet auf entfernter Höhe einen Kranz von Linden und Pappeln, die das Königliche Vorwerk Tiefenbrunn umgeben. Oeſtlicher ſteigt der Kirchthurm von Aschersleben und die Conradsburg empor. Dann begegnet der Blick dem ſo reizend gelegenen, einem Feenanbaue ähnlichen Schloſſe von Ballenſtedt und weilt länger und freudiger auf der Kette hercyniſcher Berge, die noch viele freundliche Punkte, wie Gernrode mit dem Stubenberge, Stecklenberg und Lauenburg und die gigantiſchen Felſen des

Bodethales auf ihren Rücken tragen. Es iſt unmöglich, mit todten Buchſtaben dies Panorama malen zu wollen, es muß geſehen werden. Wandert hinaus auf den kahlen Berg mit ſeiner einſamen Warte, wandert hinaus wenn der Frühling ſein Hoffnungskleid wieder anlegt und mit wärmenden Sonnenſtrahlen Alles wieder zum Leben erweckt hat, — und gewiß ihr werdet alle Laſt des Erdenlebens von euch ſchütteln und in Gottes freiem Tempel Stärkung und neuen Lebensmuth finden! —

Aber auch der kahle Berg, deſſen Gipfel ſo ſeltene Genüſſe verſpricht, iſt in anderer, und zwar in naturhiſtoriſcher Hinſicht merkwürdig. Er beſteht meiſtens aus Kalkſtein, welcher unverkennbare Spuren einer Erdumwälzung in ſeinem Innern verbirgt. So wurde vornehmlich 1663 hier ein Gerippe des ſ. g. Einhorns gefunden, deſſen Knochen, Kopf und nahe an 5 Ellen langes Horn kalcinirt waren und welcher beſonderen Erſcheinung ſchon der große Leibnitz als einer ſehr merkwürdigen erwähnt. Auch 1701 wurden Bruchſtücke anderer urweltlicher Thiere hier gefunden.

Noch erwähnen wir, daß in dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe Badeborn einſt Arnd, Verfaſſer des „wahren Chriſtenthum“ und „Paradiesgärtlein“ in frommer Begeiſterung das wahre Chriſtenthum predigte und ſchrieb.

Aemilianus.

Querfurth.

Am Fuße des Schloßberges gegen Morgen gelegen, in freundlicher Umgebung, zählt Querfurth jetzt über 3000 Seelen. Wann das Schloß erbaut worden und Querfurth entſtanden ſei, läßt ſich mit Beſtimmtheit nicht angeben; doch läßt ſich ſeine Exiſtenz im 10ten Jahrhundert n. Ch. mit Sicherheit nachweiſen, da bereits 968 dem zu Merſeburg gehaltenen Turniere Carl, edler Herr von Querfurth, beiwohnte und der berühmte Hiſtoriker Dittmar, Biſchof zu Merſeburg, eines Schulfreundes, Bruno, edlen Herrn von Querfurth, gedenkt, ſowie auch die Geſchichtsbücher erzählen, daß ein Herzog zu Sachſen und nachheriger römiſcher Kaiſer, Lothar, — von deſſen Tochter Gertrud die berühmteſten Regenten Europa's abſtammen — dem Querfurthiſchen Stamme entſproſſen ſei. — Wahrſcheinlich — bemerkt der verſtorbene Juſtiz-Rath Liebelt in einer wenig gekannten Broſchüre — iſt einer der Ahnherren der edlen Herren von Querfurth bei dem zwiſchen dem letzten König der Thüringer (vgl. hierüber meine Geſchichte Thüringens. Leipzig, bei Wigand) Hermanfried und deſſen Bruder Dietrich, Könige der Franken, im J. 524 ausgebrochenen Kriege und der unter den Franken und Sachſen erfolgten Theilung des Thüringiſchen Reichs, einer der vornehmſten Anführer der von den Franken zum Beiſtand gerufenen Sachſen geweſen. Bei der Theilung kam die Feſte Scheidingen nebſt Allem, was diesſeits der Unſtrut liegt, ſo wie ganz Nord-Thüringen, welches ſich bis gegen Magdeburg erſtreckte, an die Sachſen. Die Letzteren theilten dieſen Strich Landes unter ſich, und die Gegend von Querfurth und dasjenige, was nachher dieſe beſondere Herrſchaft ausmachte, wurde aller Wahrſcheinlichkeit nach einem Heerführer der Sachſen zur Belohnung ſeiner geleiſteten Dienſte überlaſſen, und dieſer edle Mann, deſſen Namen uns die Geſchichte verſagt, iſt der Erſte Herr von Querfurth geweſen. —

Die eigentliche Herrſchaft Querfurth umfaßte in früheſter Zeit blos Stadt und Schloß Querfurth und die zu letztern gehörigen Dorfſchaften und Güter: Ober- und Unterfarnſtedt, Gatterſtedt, Lodersleben, Leimbach, Göritz, Barnſtedt, Göhrendorf, Obhauſen, Weidenbach, Kuckenburg und Döklitz, und die zwiſchen denſelben gelegenen Fluren, Waldungen und Mühlen. Dieſen Theil des Thüringer Landes beſaßen die Herren von Querfurth ganz frei und erblich; ſie waren ſelbſtſtändig und erkannten keinen Lehn- oder Oberherren*). So wie aber Epheu an der Eiche emporrankt, ſo ſchloß ſich auch der Herr von Querfurth, als der Schwächere, an einen Stärkeren an — um 1134 wurde die Herrſchaft Querfurth dem 968 errichteten Erzſtift Magdeburg zur Lehn aufgetragen, da in dieſem Jahre Conrad, ein Edler von Querfurth, zum Erzbiſchof von Magdeburg erwählt wurde — eine Wahl, zu deren Beförderung aller Wahrſcheinlichkeit nach die Lehns-Auftragung viel mitwirkte. (Die Auftrags-Urkunde oder ein vom Erzſtift ertheilter Lehnbrief konnten bis jetzt nicht aufgefunden werden.) — Dieſes Beſitzthum wurde im Laufe der Zeit durch Allſtedt, Artern, Eckartsberga, Scheidingen, Wippra, Ober- und Unter-Schmon, Karsdorf, Roßleben, Bretleben, Reinsdorf, Bitzenburg, Beier-Naumburg, Steinbrücken und Carpenau, Salzmünde, Liederſtedt, Grockſtedt, Spielberg, Weißen-Schirmbach, Liedersdorf, Nienſtedt, Sotterhauſen, Holdenſtedt und Brunſchwende bedeutend vergrößert; doch hatten dieſe Herrſchaften ihre beſondern Lehn- und Oberherrn. — Je größer die Beſitzungen der Herren von Querfurth wurden, deſto mehr wuchs ihr Anſehen, ſo daß ſie zu Schiedsrichtern erwählt und ihre Verbindungen geſucht wurden. So ſchloß Landgraf Balthaſar in Thüringen und Markgraf zu Meißen im J. 1383 Freitags nach Martini mit Gebhardt, edlen Herrn von Querfurth, und deſſen Sohne Bruno ein Bündniß.

Der letzte Sproß der Herren von Querfurth war Bruno XI., welcher Freitags nach Invocavit ſtarb. Die Herrſchaft wurde nun zwiſchen Sachſen und dem Erzſtift Magdeburg ſo getheilt, daß Herzog Albrecht zu Sachſen die dem Hauſe Sachſen zu Lehn gehenden Oerter, Stadt und Amt Allſtedt mit Zubehör; das Erzſtift Magdeburg dagegen die Orte, welche bei dieſem zur Lehn gingen, namentlich Stadt und Amt Querfurth mit Zubehör, als Antheile erhielten und in Beſitz nahmen. Dieſer Theilungs-Receß geſchah 1499 Mittwochs nach Leonhardi. Insbeſondere aber wurde in einem Receſſe am Sonnabend nach Calixti 1502 (welcher im Archive zu Magdeburg liegt) feſtgeſetzt, daß die Einwohner und Hinterſtädter bei den Herrſchaften Querfurth und Allſtedt**) ihre Hutweide, Trifft und Hutung, wie hergebracht, auf der großen Wüſtunge frei und

*) Das Lehnrecht wurde erſt ſpäter bei den Sachſen eingeführt.
**) ſ. d. A.

unverändert behalten ſollten. Dieſes iſt die ſogenannte Wüſte zwiſchen Allſtedt und Lodersleben. — Dem Erzſtift Magdeburg verblieb die Herrſchaft Querfurth bis zum Prager Frieden; nach demſelben aber gelangte es 1635 an Chur-Sachſen, wozu noch die Aemter und Städte Jüterbogk, Dame und Burg kamen. Dieſe 4 eximirten Aemter erhielt nach J. Georg I. Tode deſſen 2ter Sohn Auguſt. Der Sohn des Letzteren, Johann Adolph, wurde 1688 wirklich zum erſten Male mit dem Fürſtenthume Querfurth beliehen, wozu noch die Aemter Heldrungen, Wendelſtein und Sittichenbach hinzugefügt wurden. — Nach Ausſterben des Hauſes Sachſen-Weißenfels fiel Querfurth im J. 1746 wieder an Churſachſen zurück, von welchem es durch den Wiener Frieden 1813 getrennt und an Preußen abgetreten wurde. —

Das Schloß iſt ſehr alt und verdankt ſeinen Urſprung den edlen Herren von Querfurth, von welchen es ſtark befeſtigt worden iſt. Bruno, der Letzte dieſes Stammes, war mit der äußeren Befeſtigung deſſelben von 1461 bis 1479 beſchäftigt, denn an der großen Baſtei — wenn man von der Stadt nach dem Schloſſe zugeht — linker Hand über dem Wappen heißt es:

Anno Domini MCCCCLXI Brun Edler Herr zu Querfurth,

und an dem äußerſten weſtlichen Schloßthor um das Wappen herum lieſ't man:

Anno Domini MCCCCLXXIX Bruno Edler Herr in Querfurth.

Nach Süden umgiebt das Schloß ein tiefer, in Stein gehauener Graben und nach Norden eine hohe Mauer. —

Bis zum Jahre 1542 war Querfurth päſtlich in religiöſen Dingen. In dieſem Jahre am 13. November ward in der Stadtkirche, welche durch ihr freundliches Innere anzieht, die erſte lutheriſche Predigt von dem Pfarrer M. Valentinus Paccenz gehalten. Wann das Chriſtenthum hier Wurzel gefaßt hat, iſt ungewiß, doch dürfte dies in der Mitte des 9. Jahrhunderts geſchehen ſein, da der edle Herr von Querfurth, welcher gegen das Jahr 850 lebte und deſſen Spangenberg in der Querfurth. Chronik p. 106. zuerſt gedenkt, nach derſelben zu dem Kloſter Vitzenburg und zu dem Petersberg zu Erfurth Gelübde gethan und Stiftungen dahin vermacht haben ſoll. Nach dieſer Zeit wird der Stiftungen der Schloß- oder Domkirche zu Querfurth und des Kloſters Ludesburg — nachher Eiltrardsdorf und Marienzelle genannt — gedacht. Auch in Querfurth und auf den Dörfern wurden Kirchen und in und vor der Stadt Kapellen und ein Carmeliterkloſter gebaut, welches letztere im J. 1619 abbrannte und deſſen Stelle jetzt der Rathsgarten einnimmt, in welchem ein ſchön gewölbter Brunnen mit Bänken umher ſich befindet.

Zu den Hauptnahrungszweigen der Bewohner Querfurths gehört der Ackerbau. Die Stadt beſitzt ohngefähr 170 Hufen Feld und damit hängt eine alte Einrichtung, die Spende-Brüderſchaft zu-

ſammen, eine Stiftung der Edlen von Querfurth, deren Ordnung und alte Gewohnheit zuletzt im J. 1559 der Brüderſchaft als Geſetz aufgeſtellt worden iſt (cf. Liebelt c. a. O.) Es wurden von der genannten Herrſchaft 92 Acker und ein Holzfleck hinter der Lautersburg bei Lodersleben dieſer Brüderſchaft unter der Bedingung zugeeignet, der Geiſtlichkeit und armen Leuten zwei Schock Brode weniger zwölf zu reichen, wozu jedes Paar Spende-Acker acht alte Groſchen Spendegeld geben. Dieſe Acker ſelbſt ſind ſteuerfrei und ſchütten blos in das königl. Rentamt jedes Paar jährlich 1 Sch. Weizen und 1 Sch. Gerſte.

Die älteſte Willkühr der Stadt Querfurth (ſo viel Ref. wenigſtens weiß) ſtammt aus dem J. 1502. Sie enthält Manches, was noch jetzt Haltung hat; z. B.

„Item es ſol auch ein Brauer haben drei Acker Felde gleich teidehafft oder ſol nicht brauen. — Item ein jeglicher ackermann ſoll zweer Tage zu Widenbach zu egen und zwee Tage daſelbſt zu Dinſte einfuren: Was einer darüber thun werde, das ſol Ihme zu recht gelohnet werde.

Item der Rath ſol auch vleiſig vffſehen haben vff die Becker, das die nicht Vnkauff geben, desgleichen ſol der Rath vff die Gewicht der Hocken, der Fleiſchhauern, den kremern vnd den die in der Stadt mit gewichte handeln, ein guth vffſehen haben."

Milde Stiftungen giebt es zwei in Querfurt, das Hoſpital St. Johannis und das Hoſpital St. Georgi, welches bereits zur Zeit der edlen Herren von Querfurth beſtanden; denn in der älteſten im daſigen Raths-Archiv befindlichen Rechnung des Hoſpitals St. Johannis von 1656 lautet die erſte Einnahme-Poſt:

„25 Gülden 5 Gr. von E. E. Rathe an Hoſpital vndt Acker Zinß, ſo die alt vnd löbliche Herrſchaft zu Querfurt dieſen armen Leuten zu geben verordnet."

In beide Stiftungen werden alte Männer und Weiber gegen eine Summe von 60 Thlr. aufgenommen, wo ſie außer freier Wohnung und Holz das zum Leben Nöthige erhalten. Hierher gehören auch die Schul-Legate, welche einen Fond von 800 Thlr. haben, von deſſen Zinſen die Schullehrer Beſoldungs-Zulagen erhalten, auch unter die Schulkinder jährlich Schulbücher vertheilt werden.

Den Ereigniſſen der verfloſſenen Jahrhunderte iſt Querfurth nicht fremd geblieben und manches verdient dem lebenden Geſchlecht erzählt zu werden:

„Als Kaiſer Rudolph im J. 1289 einen Reichstag zu Erfurt gehalten, hat er (ſ. Spangenberg) bei Gebhard VIII. übernachtet und etliche Privilegia beſtätigt und vermehrt.

In der unglücklichen Schlacht mit den Huſſiten bei Außig im J. 1426 am Tage Viti blieb ein Herr von Querfurth, Namens Protz auf dem Platze.

Im J. 1440 wurde zwiſchen den Herzögen zu Sachſen und den Herzögen zu Braunſchweig in Querfurth ein Fürſtentag gehalten, wozu auch der Erzbiſchof von Magdeburg zugezogen wurde. —

Im J. 1525 war von allen Orten Querfurther Gegend ein großer Zulauf des Volks nach Allſtedt, Thomas Münzern, den aufrühriſchen Prediger zu hören. Wenig hatte gefehlt, daß nicht auch die Bauersleute der Herrſchaft Querfurth wie in andern Gegenden einen Aufruhr erweckt hätten; allein durch ſcharfe Aufſicht der Obrigkeit wurde jede unruhige Bewegung unterdrückt. —

In den J. 1596 und 1597 ſollen an der Peſt über 1100 Menſchen geſtorben ſein; eben ſo wüthete die Peſt in Querfurth 1610 und 1611. — Im März des J. 1617 hob ſich eine Theurung an, welche bis zur Erndte dauerte. Der Querfurther Scheffel Korn galt 2 Rthlr. — In den J. 1619, 1621, 1655 und 1678 erlitt Querfurth heftige Feuersbrünſte. Die beiden letzten waren die heftigſten, wo die Stadt jedesmal von Ganz abbrannte. —

Am 2. Auguſt 1626 zog der Obriſt Götz mit einem Infantrie-Regiment in Q. ein. Die Stadt mußte wöchentlich 350 Sch. Korn einliefern und einem Lieutenant 12, 1 Feldwebel 8, 1 Korperal 6, 1 Gefreiten 4, 1 gemeinen Knechte 2 Tahler wöchentlich zahlen. Nachdem die Unterthanen ganz ruinirt waren, zog endlich das Regiment am 26. Decbr. 1626 ab. In demſelben Jahre ſtarben an der Peſt gegen 1200 M. — Nach der Schlacht bei Leipzig paſſirte die ſchwediſche Armee auf dem Marſche nach Erfurth, am 17. Septbr. 1631 die Querf. Gegend und lag 2 Nächte ſtill, das Fußvolk zwiſchen der Stadt und Obhauſen im Felde, die Reiterei in dem umliegenden Dörfern. Faſt alles Sommergetreite wurde verfüttert und in den Dörfern die meiſten Häuſer geplündert. In der Stadt war weder Brod noch Bier zu bekommen. Der König von Schweden, Guſtav Adolph, hatte ſein Hauptquartier in der Stadt und er für ſeine Perſon das jetzige Haferburgiſche Haus in der Kloſtergaſſe inne. Beim Abmarſch riß er eine am Halſe hängende Medaille von der Kette und gab ſie dem Wirth zum Andenken. Dieſes Stück befindet ſich noch in der Schomburgſchen Familie. — Abwechſelnd hatten nun Schweden und Sachſen Stadt und Schloß inne. Den 19. Jan. 1640 nahmen es die Schweden durch Accord ein. Den 12. Mai 1641 eroberten es wieder die Sachſen und den 15. Nov. 1642 wurde das Schloß vom General Königsmark belagert. Den 12. Decbr. accordirte die ſächſ. Beſatzung und nahm mit Sack und Pack, Ober- und Untergewehr, ihren Abzug. Seitdem hatten die Schweden bis zum 5. Juli 1650 Stadt und Schloß in Beſitz. Denn nach dem Nürnberger Friedens-Executions-Haupt-Receß vom 26. Juni 1650 hatte Schweden Querfurth als Unterpfand für die demſelben zu zahlenden Satisfactions-Gelder mit inne und war

der 10. Juli als Räumungs-Termin feſtgeſetzt. Das Schloß wurde von ihnen immer mehr befeſtigt und alle Gebäude in ſeiner Nähe demolirt. Auf Befehl des Generals Königsmark wurde ein Stück Stadtmauer diesſeit des Nebraiſchen Thores abgebrochen und auch ein Thurm der Stadtkirche abgetragen. — Im Jahr 1653 galt der Querfurther Sch. Weizen 9. Gr., Korn 7 Gr., Gerſte 6 und Hafer 4 Gr., Im Jahre 1817 dagegen der Weizen 4 Thlr., das Korn 3 Thlr. 12 Gr., die Gerſte 2 Thlr. der Hafer 1 Thlr.

Nach einer im Raths=Archive befindlichen Bemerkung wurde die Roßbacher Schlacht den 5. Novbr. 1757 Nachmittages 4 Uhr geſchlagen, wo die preuß. Armee 60 Kanonen erbeutete und 2000 Gefangene machte. — Den 2. und 4. Merz 1761 wurden die nach Q. von dem Kriegs=Directorium berufenen Stände des thüringſchen Kreiſes wegen der noch reſtirenden Kriegs=Kontribution von den Jahren 1759 und 1760 durch ein Militair=Komando arretirt und nach Merſeburg transportirt. Die Stadt allein mußte im dieſem Jahre 11000 Thaler an Brandſchatzung geben und dazu 6000 Thaler erborgen. Im Jahre 1762 mußte ſie 29030 Thaler an Brandſchatzung ꝛc. abführen und ſollte auch im folgenden Jahre 30000 Thlr. Kriegskontribution erlegen. Da jedoch der Friede bereits am 10. Febr. 1763 unterzeichnet war, ſo unterblieb dieſe Zahlung. Uebrigens war das Jahr 1762 beſonders drangſalvoll für die Stadt. Feind und Freund kam und drängte; der eine forderte übertriebene Summen bei Feuer und Schwerdt, der andere verbot wieder die kleinſte Lieferung an den Gegner bei Feuer und Schwert. — Vom Jahre 1763 bis 1806 genoß Q. eine ununterbrochene Ruhe und Wohlſtand. Aber mit dem Unglücks=Jahre 1806 — der Feuertaufe Preußens — brach das Unglück wieder herein. Die Nacht vom 16. zum 17. Octbr. 1806, wo das ganze Armeekorps des Prinzen Ponte Corvo in und um die Stadt ſtand und der Feldherr ſelbſt (jetzige König von Schweden) ſein Hauptquartier in derſelben hatte, koſtete ihr an Fouragierung und Plünderung wenigſtens 25000 Thaler. — Im Jahr 1809 raſtete der König von Weſtphalen Jerome mit ſeinem Armeekorps in Querfurth. — Nach den gräßlichen Ereigniſſen in Rußland im J. 1812 erſchienen die erſten Koſaken, 113 Mann, am 10. April 1813 in Querfurth. Am 14. d. M. rückte General Lanskoy mit 4000 in die Stadt und marſchirte am folgenden Tage nach Nordhauſen. — Am 23. und 24. Oct. marſchirten die Schweden, wohl 20,000 Mann ſtark, über Querfurth, wo ſie Raſt hielten. — Nach der Schlacht bei Dresden bis kurz nach der Schlacht bei Leipzig wurden beträchtliche Gefangen= und Krankentransporte öſtreichiſcher und franzöſiſcher Soldaten über Querfurt geführt, wo ſogar die Stadt=, Gottesacker= und Geiſtkirche, ſo wie die Geiſtkirche auf dem Schloſſe zur Aufbewahrung der Gefangenen und Kranken gebraucht wurden. —

Eine Merkwürdigkeit beſonderer Art iſt

die Eſelswieſe,

ein Jahrmarkt, welcher öſtlich von der Stadt auf einer Wieſe abge-

halten wird und in früherer Zeit beſonders eines zahlreichen Beſuches ſich erfreute. Ueber die Entſtehung deſſelben kann Folgendes als das Wahrſcheinlichſte angeſehen werden, da die Berichte ſehr widerſprechend ſind. — Als Stifter des eben genannten Jahrmarktes gilt Bruno III. Edelherr von Querfurth. Dieſer ſtudirte zu Magdeburg, war daſelbſt Domherr, ſtiftete die Domkirche zu Querfurth und wurde Benedictinermönch. Papſt Gregor geſellte ihm den Biſchof Albert von Prag zu, die heidniſchen Preußen zu bekehren, und auf Papſt Sylveſters Befehl zog er im J. 999 oder 1000 wirklich dahin. Nach drei Jahren kam er wieder, ging nach Rom und beſuchte den Papſt. Dieſer nannte ihn den zweiten Bonifacius und Kaiſer Heinrich II. ernannte ihn zu ſeinem Hof-Caplan. Auf die Nachricht von dem Abſterben vieler Prieſter in Preußen machte ſich Bruno wieder auf, reiſ'te aber zuvor noch einmal nach Querfurth. Seine Brüder Burkhardt und Gebhardt begleiteten ihn bei ſeiner Abreiſe bis auf die Wieſe und wollten ſich hier von ihm trennen; allein Bruno's Maulthier war nicht von der Stelle zu bringen. Seine Brüder erinnerten ihn an Bileamis Eſel und baten ihn, umzukehren. Doch Bruno folgte dem Kreuze, das ihm in der Ferne winkte — ſtarb aber an den Gränzen von Preußen und Litthauen, wo ihm Hände und Füße und zuletzt auch der Kopf abgehauen wurde, als Märtyrer. Der Papſt canoniſirte ihn und auf dieſen Grund ſtifteten ihm ſeine Brüder auf der Wieſe eine Kapelle, wo vielleicht des ermordeten Leichnam oder Etwas von ſeinem Geräthe aufbewahrt wurde. Dieſes und ſeine Heiligſprechung, ſo wie dies, daß jedesmal acht Tage nach Oſtern durch einen Abt das Sacrament in Proceſſion dahin getragen wurde, veranlaßte Wallfahrten und viel Zulauf des Volks nach dieſer Wieſenkapelle, Eſelſtedt in den alten Urkunden genannt, und daraus entſtand denn endlich ein Markt und erhielt Eſelſtedt die Marktfreiheit:

Schlüßlich werde noch der

Sage von den neun Kindern

gedacht, welche Gebhardt's Gemahlin dieſem geboren haben ſoll und deren viele alte Chroniken gedenken, ſo daß ſie auf einer Thatſache zu beruhen ſcheint. Es wird erzählt:

Gebhardt I., welcher im 11. Jahrhundert zu Querfurth regierte, war ein Sohn Bruno II. und der Bruder St. Bruno's, deſſen oben Erwähnung geſchah. Er war ein ernſter und ſtrenger Herr und hatte eine Gemahlin, deren Name Sophia geweſen ſeyn ſoll. — Von derſelben wird faſt einſtimmig berichtet, daß ſie in Abweſenheit ihres Gemahls auf einmal neun Knäblein geboren habe, worüber ſie und die Weiber, die um ſie geweſen, ſo heftig erſchrocken wären, daß ſie ſich vor Beſtürzung gar nicht zu helfen gewußt hätten. Denn ſie beſorgten, da Gebhardt I. ein wunderlicher Herr war, er würde ſchwerlich glauben, daß es von rechten Dingen zugehe, wenn ein Weib ſo

viel Kinder auf einmal gebäre, zumal er öfters sehr bedenkliche Reden gegen diejenigen Weiber geäußert habe, ſo nur zwei oder drei Kinder auf einmal zur Welt gebracht, und er niemals habe überredet werden können, dieſelben für treu in der Ehe zu halten. In dieſer Furcht und Beſtürzung wurden ſie unter ſich einig, acht von dieſen neugebornen Knäblein heimlich bei Seite zu ſchaffen, und nur das neunte und ſtärkſte — welches Burkhardt genannt und Kaiſer Lothar's Großvater wurde — zu behalten; ſie befahlen demnach der Einen unter ihnen die acht Knäblein in einem Keſſel hinwegzutragen und in den Teich über der Mühle — der Weller=Teich genannt — im Keſſel mit Steinen beſchwert, zu verſenken und zu ertränken, was das Weib auch auf ſich nahm und mit dem Früheſten die Kinder in dem Keſſel aus der Burg trug. — St. Bruno, der damals in Querfurth war, ging ſeiner Gewohnheit nach bei Tagesanbruch ins Freie, um ſein Gebet zu verrichten. Als er nun bei dem ſchönen Quell, ſo nachher der Brunos= (Brauns=) Brunnen genannt worden, auf und abging, begegnete er dem Weibe, aus deren furchtſamer Eile und Beſtürzung er Verdacht ſchöpfte. Als ſie vor ihm vorbei eilen wollte, winſeln die armen Kinder in dem Keſſel unter ihrem Mantel. Dies fiel St. Bruno auf und er frug das Weib: was ſie trage? und was ſo winſele? Ob nun gleich das Weib ihm einreden wollte, es ſeien junge Wölfe oder Hunde; ſo merkte er doch an der Stimme Unrecht, und will ſich durch den Augenſchein überzeugen. Er hebt ihren Mantel auf und findet, daß ſie acht junge Kindlein trägt, worüber er ſich außer Maßen entſetzt. Er dringt in das Weib, welches ganz verſtummt und erſtarrt war, ihm zu geſtehen, woher ſie mit den Kindlein komme? wem ſie angehören? und was ſie mit denſelben thun wolle? — Aus Furcht und Angſt geſtand ſie Alles. — Hierauf gebot St. Bruno dem Weibe ernſtlich, von dieſer Sache keinem Menſchen Etwas zu ſagen, und ſelbſt der Mutter Nichts Anders zu melden, als daß ſie deren Befehl ausgerichtet habe. Er nimmt die Kindlein hierauf und tauft ſie bei dem Brunnen nach ſeinem Namen und giebt dieſelben, indem er ſie als vater= und mutterloſe Waiſen bezeichnete, theils in die nahgelegene Mühle (die Braunsmühle daher genannt,) theils an andere Orte zur Erziehung, wozu er hinlängliche Hülfsmittel fügte, da er ohnedem ein ſehr wohlthätiger Herr war, der ſich der Wittwen und Waiſen auch anderer Nothleidenden von jeher ſehr annahm. Er hielt aber dieſen Vorfall ſehr geheim bis zu der letzten Zeit, da er zum letzten Male von Querfurth nach Preußen reiſte. Da offenbarte er beim Abſchiede ſeinem Bruder Gebhardt den ganzen Vorfall und ſagte ihm, wo dieſe Kinder bisher erzogen worden wären. Zuvor hatte ſich aber ſein Bruder in einem feierlichen Eide gegen ihn verpflichten müſſen, in dieſer Sache nicht zu eifern, noch dieſen Vorfall ſeiner Gemahlin entgelten zu laſſen, vielmehr ſolle er ſein oft ausgeſprochenes

unbedächtiges Urtheil und unbilligen Argwohn gegen andere Weiber erkennen. — Darauf ging Bruno zu ſeines Bruders Gemahlin und hielt ihr ernſtlich ihre unmütterliche, grauſame That vor. Weil ſie aber ſchon ſeit zwei Jahren deshalb ſehr betrübt geweſen, tröſtete er ſie und ermahnte ſie zu heilſamer Buße und verkündete ihr zuletzt, wie es den acht Kindern ergangen, ſie von ihm getauft worden und noch am Leben wären. — Da war nun Freud und Leid vereint. Nun ließ St. Bruno auch ſeinen Bruder Gebhardt rufen und tröſtete ſie Beide und ermahnte ſie zu feſter ehelicher Liebe. Die acht Knäbelein — zwei Jahr alt — hatte Bruno zuvor, um die Zeit des Oſterfeſtes, gleich kleiden laſſen und ſtellte ſie ſo den geliebten Aeltern vor, welchen bei dem Anblicke dieſer Kinder das Herz freudig aufwallte. Dieſe acht Kinder, ſo ſagt man, widmeten ſich aus Dank gegen ihren Erhalter dem geiſtlichen Stande. — Ueberbleibſel von dem Keſſel, darin das Weib die Kinder von der Burg trug, zeigte man noch jüngſt in der Schloßkirche zu Querfurth. — Sollte aber einen Wandrer ſein Weg nach Querfurt führen, ſo möge er auch auf daſigem Schloſſe einen Thurm — welchen man ſchon in weiter Ferne erblickt — näher beſchauen, der dicke Heinrich geheißen und wohl dürfte es ſelten ein derartiges Gebäude geben, deſſen Mauern 7 Ellen dick ſind und der zu einem beſonderen Zwecke gedient haben muß, da er nur in der Mitte eine Oeffnung nach Morgen hat, im Uebrigen baarhaupt daſteht und dem Zahne der Zeit für Jahrhunderte leicht Trotz bietet.

Thuringus.

Das Ilſethal.

Ich grüße dich mit freudigem Erbeben,
Du ſtolzer Fels, umglänzt von Morgenglut,
Um deſſen Haupt die flüchtigen Wolken ſchweben,
An deſſen Fuß ſich bricht die wilde Flut.

Du blickſt mich an, ein Zeuge früh'rer Zeiten,
An deſſen Stirn zerſchellt der Stürme Macht,
Der, gleich den Wolken, die vorübergleiten,
Geſchlechter ſah vergeh'n zur ew'gen Nacht.

Der kühn noch wird in's Meer der Lüfte ragen,
Wenn unſer Staub im Winde längſt verweht,
Und künden wird von den verfloſſ'nen Tagen
Dem Enkel, der ſein geiſt'ges Wort verſteht!

J. N. Vogl.

Reizendes Ilſethal, ſchönſtes unter den Thälern des Harzes, ſei mir gegrüßt! — Alljährlich wenn der Frühling mit tauſend Knospenaugen von den Bäumen herniederblickt und ſeine grünen Kränze an die maleriſchen Felſenwände hängt, wallfahrten aus allen Gegenden des deutſchen Vaterlandes viele Tauſende zu Dir hin, freuen ſich deiner Schöne und ſcheiden nur ungern wieder von Dir; denn die Natur hat ihr reiches Füllhorn über dich ausgegoſſen und hat dich, ſüße Ilſe, geſchmückt, vor allen deinen Schweſtern. Wohl tritt die herrliche Bode neben dich hin, wohl auch Selka, die ſchöne und liebenswürdige, um dir den Preis ſtreitig zu machen, aber du blickſt den Wandrer ſo reizvoll und ſinnig an, daß er nicht zu widerſtehen vermag und dir den goldnen Apfel reicht, den du verdienſt.

Wir ſtehen am frühen Morgen an den Ufern der lieblichen Ilſe, die zwiſchen dem Brocken und dem Reneckenberge hervorrauſcht, rings um uns her iſt es ſtill, kühl und feierlich. Hier und da in

68.

Der Ilsenstein mit dem Eingang ins Ilsethal.

den Zweigen ſingen die Vögel, die Morgenſonne ſchimmert luſtig zwiſchen den Wipfeln der Bäume hindurch, daß es ausſieht, als wäre der Raſen mit goldenen Teppichen belegt, die ſprühenden Tropfen der Ilſe funkeln in der Sonne wie umherſchweifende Edelſteine, und ein leiſer Hauch wehet den ungewiſſen Klang ferner Morgenglocken herüber. — Durch das Thal, zu deſſen beiden Seiten ſich himmelhohe, bewaldete Berge erheben, ſtürzen ſich die Waſſer des klaren Bergflüßchens mit jungfräulicher Anmuth von Fels zu Fels und bilden eine Reihe ſo reizender Waſſerfälle, daß der Wanderer wie verzaubert vor ihnen ſteht und nur mit Mühe ſich losreißen kann von dem ſchönen Bilde. Hier und da hemmen den Fuß der Nymphe bald abentheuerlich gebildete, grotesk aufgethürmte, zackige Felſen, bald gewaltige runde Blöcke; aber ſie ziſcht, unwillig über das vorgefundene Hinderniß, wild empor, läuft ſchäumend über, ſtürzt ſich tosend herab, ſprüht dort in einem weiten Bogen in die Tiefe, drängt ſich hier durch Spalten, murmelt dort geſchwätzig über das Geſtein, und bildet bald darauf wieder einen breiten, klarfließenden Spiegel. Die hohen, bewaldeten Bergwände, die dunkeln Felſen, dienen den ſchäumenden Cascaden, die mehr durch ihre anmuthige Gruppirung, als durch ihre Großartigkeit das Auge des Beſchauers beſtechen, zur trefflichſten Folie. — Im Schatten ſchlanker Bäume wandeln wir in dem romantiſchen Thale, das bei jeder Biegung neue Schönheiten entfaltet, dahin, bis wir plötzlich den

Ilſenſtein.

vor uns erblicken. Ueberraſcht ſtehen wir ſtill und blicken bewundernd zu dem granitnen Felſenrieſen, der ſich am beſten bei einer freiſtehenden, von Steinſitzen umgebenen, Eiche betrachten läßt, empor. 320 Fuß hoch ſteigt er ſenkrecht aus dem Thale auf, nur hier und da klammern ſich einige Gebüſche oder Bäume an ſeine nackte Bruſt und die impoſante Felſenmaſſe, in der ein poetiſches Grauen wohnt, erhebt das Gemüth zu den kühnſten Träumen. — Hoch oben auf der äußerſten, thurmartigen Spitze des Felſens funkelt ein Kreuz in der Frühſonne und es erfaßt uns ein unwiderſtehliches Verlangen, hinan zu klimmen zu der luftigen Höhe. Der Weg zu dem Kreuze iſt aber ſteil und mühevoll *) und es erfordert nicht geringe Anſtrengung, an dieſer Stelle zu ihm hinaufzuge-

---

*) Wer vom Brocken kommt, kann da, wo die Waſſerfälle aufhören, einen ſanft emporſteigenden Fußweg am Paternoſterberge einſchlagen der ihn auf die Spitze des Ilſenſteins führt; wobei er freilich das Thal nicht ſelbſt betritt, ſondern nur in daſſelbe hinab ſieht. Wir ziehen aber den ſteilen Fußweg, bei den man das Gigantiſche, Gewaltige des Felſens recht empfindet, jenem bequemen vor. Wer von Ilſenburg aus den Brocken beſuchen will, macht den hier angegebenen Weg umgekehrt, doch iſt Jedem, dem es nicht an Zeit fehlt, anzurathen auch die Bäumlersklippe und den Weſterberg nicht unbeſucht zu laſſen.

langen. — Wir ſteigen empor! — Mit perlender Stirn kommen wir oben an und ſtehen aufathmend ſtill; aber die himmelſchöne Ausſicht, welche ſich unſern Blicken öffnet, läßt alle Ermüdungen leicht vergeſſen. — Da, rechts, ſchweift das trunkene Auge weit hin in die Ferne, hinaus in das flache Land, das mit Baumgruppen, Wieſen, Fruchtſtücken, Teichen und Bächen in reizendem Wechſel prangt, dort links, grüßt ernſt das ehrwürdige Haupt des Brockens herüber; gegenüber erhebt ſich der ſteile Buchberg, ragt der Weſterberg*) empor, thürmt ſich die Bäumlersklippe auf, — und tief unter uns liegt das herrliche Thal von hohen Bergwänden eingeengt. Der Blick in die Tiefe iſt grauenhaft und der Gedanke, hinabzuſtürzen in den Abgrund, erfüllt die Seele mit Schaudern. Wer daher oben auf der ſchwindelnden Höhe, wo kaum Platz für einige Menſchenfüße iſt, feſtſtehen, wer ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, von dem gefährlichen Standpunkte hinabzuſtürzen, der muß einen Haltpunkt ſuchen und thut wohl, das Kreuz zu umſchlingen.

Auf ſteiler Felſenklipp'
Mußt Du das Kreuz umfaſſen,
Und nie es aus dem Arm;
Nie von dem Herzen laſſen.
Da liegt das Thal vor Dir
In freundlicher Geſtalt,
Und Dir bangt nimmmermehr, —
Das Kreuz iſt ja Dein Halt!

Doch läſſeſt Du das Kreuz,
Und willſt dann niederſchauen;
Faßt Dich der Wahnſinn bald
Mit Schwindel und mit Grauen.
Es lockt und winkt und zieht
Zum Abgrund dich hinein,
Und bald tief unten liegt
Zerſchmettert Dein Gebein.

Drum willſt Du feſt und ſtark
In jener Höhe ſtehen,
Und all die Herrlichkeit
Der Welt von oben ſehen;
So halt das Kreuz nur feſt,
Laß nimmer davon ab,
Es bleib Dein Hort und Schirm,
Sei Stütze Dir und Stab.

---

*) Der Weſterberg iſt eine ſehr ſchöne Felſenmaſſe, die wahrſcheinlich durch große Revolutionen vom Ilſenſtein abgeriſſen wurde. Der Weg auf den Weſterberg iſt zwar etwas beſchwerlich, doch belohnt er alle Mühe reichlich, da die Ausſicht von ihm der vom Ilſenſteine allgemein vorgezogen wird.

Graf Anton von Stolberg-Wernigerode ließ dies Kreuz am 19. October 1814 zum Andenken an einige im Kriege gegen Frankreich gefallene Freunde und Waffengefährten errichten. Man lieſt daran die Namen: C. Gr. v. Groben. Leopold, Prinz von Heſſen-Homburg, am 2. Mai 1813. Lützen. — Röder. Chr. Prinz zu Anhalt-Cöthen-Pleß. Culm, 30. Aug. 1813. — Kroſigk, 16. Oktober 1813. Leipzig. — Oppen, 13. Febr. 1813. Etoges.

Der Ilſenſtein, in dem ſich zuweilen ſchöne Bergkryſtalle finden, und der in Hinſicht auf Abſonderung und Zerklüftung des Granits für den Naturhiſtoriker Intereſſe hat, beſitzt auch noch die beſondere Eigenſchaft, eine Abweichung der Magnetnadel zu bewirken, was nach dem Urtheile Kundiger, durch Magneteiſenſtein bewirkt wird, der im Ilſenſtein verborgen liegt. Die Nadel weicht bald weſtlich, bald öſtlich ab und beim eiſernen Kreuze findet ſogar eine förmliche Inverſion durch die Morgenſeite nach Mittag ſtatt.

Wie die Natur dieſen Fels reichlich geſchmückt hat, ſo hat ihn auch die Sage mit ihrem Roſenſchimmer verklärt und berichtet uns von ihm Folgendes:

Als die Sündflut die Erde heimſuchte, waren zwei Liebende dem Brocken zugeflohen, wo ſie Rettung vor dem verderblichen Elemente zu finden hofften. Die Flut folgte ihnen auf dem Fuße nach, ſtieg immer drohender empor, und ſie ſtrengten daher alle ihre Kräfte an, den Gipfel des Brockens zu erreichen. Ehe ſie aber das Ziel, welches ihnen Schutz vor dem tobenden Waſſer bieten konnte, erreichten und eben, von der Anſtrengung erſchöpft, auf einem Felſengipfel raſteten, ſpaltete ſich derſelbe und wollte ſie trennen. Auf der linken Seite, dem Brocken zugewandt, ſtand die Jungfrau, auf der rechten der Jüngling, und ſich umſchlingend ſtürzten ſie miteinander in die Tiefe. Die Jungfrau hieß Ilſe, und von ihr erhielt der Felſen, der unter ihnen zuſammenbrach, den Namen Ilſenſtein.

Nach einer andern Sage lebte viele hundert Jahre vor Chriſti Geburt in dieſer Gegend ein alter Harzkönig, der Ilſan oder Ilſung hieß und ein wunderſchönes Töchterlein, Namens Ilſe, beſaß. Zu ſeiner Zeit hing der Ilſenſtein noch mit dem Weſterberge zuſammen, und da ihm die Gegend gefiel, baute er auf den Gipfel des himmelanſtürmenden Felſens eine ſtolze Burg, die nach ihm der Ilſan-, oder Ilſenſtein genannt wurde. — Nicht weit von dieſem Königsſchloſſe, an dem Hügel, von dem heut zu Tage das Schloß zu Ilſenburg in das Thal hinabſchaut, wohnte ein junges Mädchen, welches aber hinſichtlich ihrer körperlichen Schönheit nicht wagen durfte, mit der Prinzeſſin Ilſe in die Schranken zu treten. Ihrer Mutter, einer böſen Zauberin, verdroß es gewaltig, daß alle Männer und Jünglinge nur Ilſe's Reizen huldigten, Niemand aber nach ihrer Trude ausſchaute, — und ihr Auge blickte deshalb ſchon zuweilen zornig nach der ſtolzen Veſte Ilſan's hin; als endlich aus weiter Ferne ein hübſcher Jüngling kam, der mit Truden bekannt ward und ihr den Hof machte. Es war auch bereits zu einer Erklärung zwiſchen den beiden jungen Leuten gekommen, als Rolf, ſo hieß der Jüngling, einſt

die Prinzeſſinn Ilſe erblickte. Sogleich verließ er Truden, ſchritt hinüber nach dem Ilſenſteine, und nicht lange darauf verbreitete ſich die Nachricht in der Umgegend, König Ilſan habe ſeine Tochter mit Junker Rolf verlobt. Als die böſe Zauberin dieſe Mähr vernahm, wurde ſie über die Maßen zornig, begab ſich auf das Gebirge, ſchürte ein Feuer an, über dem bald ein Keſſel brodelte, und ſo wie ſie allerlei Kräuter in denſelben warf und dunkle Sprüche dazu murmelte, begann es in der Tiefe zu donnern, die gewaltigen Berge fingen an, in ihren Grundfeſten zu erbeben, dunkle Wolkenmaſſen thürmten ſich auf, und ſendeten ſolch' eine gräßliche Flut zur Erde, daß die Königsburg zermalmt, und der Berg, auf dem ſie geſtanden, auseinander geriſſen wurde, ſo daß nur die beiden Pfeiler deſſelben, der Ilſenſtein und der Weſterberg, ſtehen blieben. Das Waſſer verlief nach und nach und es blieb davon nichts als ein Bergſtrom, der von der verſunkenen Prinzeſſin den Namen „Ilſe" empfing. Aus dem Ilſenſteine aber tritt ſeitdem zuweilen an ſchönen Morgen, kurz vor Aufgang der Sonne, die reizende Ilſe, und badet ſich in den kühlen, klaren Wellen, die von ihr den Namen führen. Wer ſo glücklich iſt, ſie zur rechten Stunde im Bade zu treffen, was, nach dem Volksglauben, beſonders Kaiſer Heinrich I. gelungen ſein ſoll, den ruft ſie mit freundlicher Stimme herbei und ſpricht:

Ich bin die Prinzeſſin Ilſe,
Und wohne im Ilſenſtein;
Komm mit nach meinem Schloſſe,
Wir wollen ſelig ſein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du ſollſt Deine Schmerzen vergeſſen,
Du ſorgenkranker Geſell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Bruſt,
Da ſollſt Du liegen und träumen
Von alter Mährchenluſt.

Ich will Dich küſſen und herzen
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiſer Heinrich,
Der nun geſtorben iſt,

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebend'ge lebt;
Und ich bin ſchön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein kryſtallenes Schloß,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauſchen die ſeidenen Schleppen,
Es klirren die Eiſenſporn,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fideln und blaſen das Horn.

Doch Dich ſoll mein Arm umſchlingen,
Wie er Kaiſer Heinrich umſchlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Und ſie faßt den Glücklichen bei der Hand, führt ihn vor den Felſen, der ſich auf ihren Wink gehorſam öffnet, und bringt ihn in ihr wunderſchönes Schloß, das im Innern des Berges verborgen liegt. Da iſt Alles gar herrlich und prächtig; Decken, Wände und Fußböden ſchimmern von Gold, Silber und Edelſteinen, die hochgeſprengten Bogen ruhen auf Säulen von ſchimmerndem Bergkryſtall, — und Karfunkelſtein erhellt die Räume und ſchafft in der Tiefe eine ſonnige Helle. Im ſchönſten Zimmer dieſes unterirdiſchen Schloſſes wird der glückliche Sterbliche auf das Köſtlichſte bewirthet und endlich reich beſchenkt entlaſſen; doch muß er rein ſein und frei von Schuld und einem ſittigen, ſchönen Jünglinge, der ſich zu gleicher Zeit mit ihr badet, iſt ihre Erlöſung aufbehalten. Wer aber unreines Herzens iſt und ſich ihr naht, den beſprengt ſie mit Waſſer und er wird augenblicklich zum Tannenbaum.

Es ſtehen der Tannen gar viele
In ihres Bades Näh' —
Es hat ſie alle verzaubert
Die keuſche Waſſerfee!

Obwohl es nur wenigen vergönnt iſt, ſie zu ſehen; ſo weiß das Volk doch mancherlei Beiſpiele von ſolchen zu erzählen, die ſich ihrer Freigebigkeit erfreuten.

Einſt fand ſie frühmorgens ein Kohlenbrenner, grüßte ſie freundlich und da ſie ihm winkte, nahte er ſich ihr furchtlos und folgte ihr nach bis vor den Fels. Hier nahm ſie ihm ſeinen Ranzen ab, ging hinein, brachte ihn gefüllt zurück und befahl dem Köhler, damit nach Hauſe zu gehen, aber nicht eher zu öffnen, als bis er in ſeiner Hütte angelangt ſei. Der Beſchenkte erſchöpfte ſich in Dankſagungen, beſonders da er fühlte, daß der Ranzen ſehr ſchwer war, und entfernte ſich. Die Neugierde trieb ihn aber doch bald, in das Innere des Sackes einen Blick zu thun. Eicheln und Tannzapfen

war Alles, was er ſah, und da er glaubte, Ilſe habe ihn bloß geäfft, warf er zornig den ganzen Inhalt des Ranzens von der Brücke, auf der er eben ſtand, in den Bach. Als aber die Tannzapfen die Steine berührten, klang es wie Metall und der Köhler ſah mit Schrecken, daß er Gold verſchüttet hatte. Der nun ſorgfältig aufbewahrte Ueberreſt in den Ecken des Sacks machte ihn aber noch reich genug. (cf. Grimm's deutſche Sagen. Otmar's Sagen 171—74. Quedlinb. Sammlg. 204—5.

Man möchte ganze Tage auf dem Felſen ſitzen, all' die Sagen anhören, welche das Volk von Ilſe zu erzählen weiß, und nebenbei hinabſchauen in das köſtliche Thal und die blitzende Ferne; aber die Zeit drängt und obwohl mit widerſtrebendem Herzen erheben wir uns und verlaſſen die romantiſche Höhe. An den Windungen des Stumpfrückens hin, wandern wir auf gut gebahntem Fußwege, der uns an einzelnen gelichteten Stellen ſo treffliche Blicke in das Thal geſtattet, daß uns die Stunde bis zu Schloß und Flecken Ilſenburg unvermerkt entſchwinden und wir, ehe wir's vermeinen, am Ziele ſtehen.

Da liegt es vor uns, das alte Schloß, in deſſen Mauern einſt Kaiſer gehauſt, in dem ſpäter Mönche umherwandelten, und Glockengeläut und Meßgeſang erſcholl, und das im Laufe der Alles verwandelnden Zeit abermals zu einem Schloſſe geworden iſt. — Es liegt am Ausgange des Thals, an dem einen Ende des Fleckens Ilſenburg über der vorbeirauſchenden Ilſe, und war vor Zeiten gut verwahrt, da es nur auf einer Seite den Zugang geſtattete. Außer einer herrlichen Umſicht und einem köſtlichen Blick in das Ilſethal hinaus, wo man links am Ende des Stumpfrückens den Ilſenſtein emporragen und dahinter in der Ferne den Brocken aufſteigen ſieht, hat das Schloß auch noch merkwürdige Ueberbleibſel aus alter Zeit, beſonders von der im 11. Jahrhundert entſtandenen Kloſterkirche, aufzuweiſen, die urſprünglich zwei Thürme hatte, von denen der nördliche gänzlich verſchwunden iſt und der ſüdliche nur noch theilweiſe in alter Form beſteht. Das nördliche Seitenſchiff iſt ebenfalls nicht mehr da, das mittlere und das ſüdliche Seitenſchiff aber ſind noch zu ſehen. Ein Querſchiff durchſchneidet die Kirche vor dem hohen Chor, zu dem einige Stufen hinanführen. Mit der Kirche läuft, in der Richtung von Weſt nach Oſt, ein ſüdlich gelegenes Gebäude parallel, deſſen Entſtehung in das 12. Jahrhundert fällt. Im untern Stock befand ſich das Refectorium und man ſieht darin noch einen Saal, deſſen Gewölbe auf Säulen im byzantiniſchem Geſchmack ruhet. Im zweiten Stock, noch heute „der Mönchenboden" genannt, war die Schlafſtätte der Mönche. Zwiſchen dieſem Gebäude und der Kirche hat der Friedhof gelegen, der jetzt zum Garten dient. Im öſtlich gelegenen Flügel iſt der Capitelſaal bemerkenswerth, größer und reicher verziert als das Refectorium. Nach ſonſtigen Denkmälern aus alter Zeit ſucht man vergeblich und ſind dieſelben alles Vermuthens nach im 16. Jahrhundert, (1579), wo die alte Kloſterkirche einen Umbau erlitt, verſchwunden.

Der Burg Erbauer iſt jedenfalls Heinrich der Finkler geweſen,*) der Ilſenburg, nach des Herrn von Rohr Bericht, in Urkunden bereits ein königliches praedium genannt und mit Mauern umgeben, auch nachher die Veſte erbauet hat. Der Flecken Ilſenburg ſoll auch älter als Wernigerode ſein und früher eine Stadt gebildet haben.**) Möglich iſt, daß Heinrich I. die Burg gegen die Hunnen erbaute und ſich der Jagd wegen zuweilen hier aufhielt.***) Sein Urenkel, Otto III., befand ſich im J. 995 ebenfalls hier und ſtellte hier auch eine Urkunde für das nahegelegene Nonnenkloſter Drübeck aus. Arnulf, Biſchof von Halberſtadt, der aus einem nicht genau zu ermittelnden und mit ihm und ſeinem Bruder Hermann ausſterbenden Harzgrafengeſchlecht ſtammt, — er war wahrſcheinlich ein Graf von Ilſenburg — begab ſich zu dem jungen Kaiſer, deſſen Hofcaplan er geweſen war, und bat ihn, einen Theil des kaiſerlichen Eigenthums in dem Burgorte Ilſenburg auf den Altar des heiligen Stephanus niederzulegen. Der feingebildete, Kunſt und Wiſſenſchaft liebende, tapfere und kluge Arnulf ward von Otto hochgeſchätzt, und dieſer gewährte daher gern die Bitte, ſeinen Theil an Ilſenburg der Kirche zu ſchenken, ja er fügte auch noch bedeutende Waldungen und Jagden hinzu,****) dem Arnulf ſein Stammeigenthum beigab und Ilſenburg im J. 998 in eine Benedictinerabtei umwandelte; die im J. 1018 bei einer feierlichen Meſſe zu Halberſtadt, zu Ehren St. Peters und Pauls, mit ſechzig Hufen Landes und mehreren Zehnten dotirt wurde. —

Als erſter Abt des Kloſters wird Ezilo genannt, deſſen Würdigkeit dadurch klar wird, daß er im J. 1018 als Biſchof nach Branden-

---

*) Spangenberg (in Chron. Mannsfeldens.) ſagt: Die Burg Ilſenburg ſei erbaut von Ilſung, König von Rom, der bei Tacitus „Ulyſſes," von den Meiſterſängern „Ilſung" genannt werde, und zur Zeit gelebt habe, als Gideon an der Spitze der Israeliten geſtanden u. ſ. w.

**) Paullinus (Chron. Badesleb. in Synt. R. G. p. 279.) ſchreibt: Ilseburgum olim parvum oppidum et vetustum, antequam Wernigeroda fuit ampliata, multis privilegiis dotatum. Habuit enim castellum ante portam in sylva, quod exstraxisse dicitur Henricus Auceps, cum magna Hunnorum irruptio quateret hanc terram.

***) Ueber das Kloſter Ilſenburg haben wir ſchätzbare Nachrichten von Peter Engelbrecht, der, als er zu Ilſenburg wohnte, aus den Kloſterpapieren alles zur Geſchichte deſſelben Dienliche zuſammentrug, ſo daß er mehr als 300 Schriften zu dieſem Zwecke durchleſen hatte. Sein Chronikon iſt in Leuckfelds Pölde'ſchen Alterthümern (p. 217 et sqq.) unter dem Titel abgedruckt: Petri Engelbrecht's Chronologia abbatum Ilsineburgensium. Ebenſo daſelbſt findet man auch die hierhergehörigen Fundations- und Confirmationsbriefe. Eine neuere Monographie iſt unter dem Titel: „Ilſenburg, von Chr. Niemeyer," bei Helm in Halberſtadt erſchienen.

****) Andere ganz Anders: „Adelheid, Lſ. Otto II. Tochter und Aebtiſſin von Quedlinburg (997 — 99), ſoll das Kloſter zu Ilſenburg eingerichtet haben. S. Kettners Hiſt. von Quedlinburg, p. 39.

burg berufen wird. Es folgte ihm daher ein anderer Abt, Ulrich, von dem jedoch nichts Beſonderes zu berichten iſt. — Das Kloſter befand ſich, ſo lange Arnulf auf dem biſchöflichen Stuhle zu Halberſtadt ſaß, ausnehmend wohl; als aber nach deſſen Tode (1023) Brantho Biſchof wurde und dieſem ſo viel Unglück widerfuhr, daß er eine Bußfahrt nach Jeruſalem unternahm, als der Kaiſer (Conrad), in Italien zu thun hatte, überall die größte Unordnung herrſchte und Gewaltthat geübt wurde, da befand ſich auch Ilſenburg ohne Schutz, und mußte von verwegenem Geſindel, das, von Burg Ilſenſtein aus, die Gegend unſicher machte, unendlich viel leiden. Wie es ſich die läſtigen Nachbarn vom Halſe geſchafft hat, darüber findet ſich keine Nachricht, ſo wie auch nicht beſtimmt werden kann, wo jene Burg Ilſenſtein gelegen. *)

Aus dem Nebel, welcher über der Geſchichte jener Zeit ruht, bricht wie ein funkelnder Stern der Name des Abtes Herrand leuchtend hervor. Er war ein Anverwandter des Biſchofs Buko oder Burchhard von Halberſtadt und galt zu ſeiner Zeit für ein Muſter von Bildung und Gelehrſamkeit. „Er hat das Kloſter Ilſenburg durch ſeine Lehre und Kunſt ſehr herrlich und berühmt gemacht, alſo daß viele ſeine Leute ihre Kinder, der Lehre und Zucht halber, dahin gethan haben und dieſem feinen gelehrten Manne unter die Ruthe gethan und befohlen. Denn er iſt da erſt geweſen Scholasticus oder ein Schulmeiſter, darnach aber zu einem Abt erkoren und geſetzet, und da er eine Schule von ſeinen Künſten recht angeſetzet, auch gelehrte Männer zu ſich genommen und erhalten. Er hat aus ſonderbarem Fleiß und Fürſichtigkeit eine herrliche Bibliothek und Liberei von allerlei Büchern daſelbſten mit großen Unkoſten zugerichtet, die daſelbſt mehrentheils bis zum Münzeriſchen Krieg geblieben; da ſind leider allda und anderswo mehr die beſten und alten Bücher zerſtreuet, zeriſſen und umkommen, und ſonderlich was von alten Hiſtorien war; denn er iſt in ſeinen Schreiben ſehr fleißig geweſen, die alten Geſchichten und Hiſtorien zu verfaſſen." **) Herrand, der gegen das J. 1074 Abt wurde, führte 1085 die Benedictinerregel von Clügny in ſein Kloſter ein, und Biſchof Buko bauete ihm eine neue große Kloſterkirche, fügte auch der Kloſterländerei noch achtzig Hufen bei, wie aus der Güterbeſtätigungsurkunde vom Papſt Innocenz II. hervorgebracht. Leider wurde dieſer mächtige Gönner dem Kloſter auf eine gewaltſame Weiſe geraubt, denn als im J. 1088 von mehreren ſächſiſchen Häuptlingen, unter denen ſich auch Buko, Heinrich IV. unverſönlicher Gegner, be-

---

*) Engelbrecht (l. l.) ſagt: Ilsineborch per habitantes castrum dictum Ilsenstein ac reliquos Violentatores ad nihilum paene redactum est. — Einige verſtehen unter „castrum Ilsenstein" den Ilſenſtein — dann könnte die Burg nur aus einem Thurme beſtanden haben; — Andere glauben, es habe jenes castrum näher bei Ilſenburg an einer Stelle des Stumpfrückens gelegen. — Wahrſcheinlich iſt, daß die Burg dicht neben dem Kloſter lag und daß das Kloſter Anfangs nur einen Theil der alten kaiſerlichen Burg bildete. (ſ. v. Rohr: 399.)

**) S. Winnigenſtedt in Chron. Halberstad.

fand, zu Goslar eine Berathung gehalten wurde, ob man ſich mit dem Kaiſer wieder ausſöhnen ſolle, oder nicht, brach durch Anhänger des Kaiſer, beſonders wohl durch Ekbert den Aeltern, Markgrafen von Thüringen und Grafen von Braunſchweig, ein Aufruhr aus, der dem alten Buko das Leben koſtete;*) denn ſeine Feinde ſtürmten ſeine Herberge und Einer ſtieß ihn „greulich mit einem Spieße bei dem Herzen in die Bruſt, und zog den Spieß wieder nach ſich, daß das Eiſen davon in der Wunde geblieben!" —

„Seine Freunde aber und Geſellen," — erzählt Winnigenſtedt — „gingen hin, legten ihn in ein Bett und trugen ihn die Nacht in's Kloſter Ilſenburg. Wie ſie nun mit demſelben nahe bei das Kloſter kamen, ſang der kranke Biſchof mit heller Stimme die Litanei der Sterbenden; und als er ins Kloſter gebracht war, ſeinen Glauben öffentlich bekannt und ſein Gebet mit Herzensandacht verrichtet, iſt er in ſeiner Kammer auf's Bette gelegt, worauf er den ganzen Tag, ohne einige Schmerzen ſeiner vielfältigen Wunden, mit ſeinen Freunden mit gottſeligen Gedanken und erbaulichen Discurſen hingebracht, aber Niemand was angezeugt von den Eiſen des Spießes, ſo noch in ſeiner Bruſt verborgen ſteckte. Er iſt aber gefragt von einer frommen, gottesfürchtigen Matrone, ob er nicht wüßte, wo das Eiſen von dem Spieß hingekommen wäre, damit er geſtochen worden? — „Gott" ſprach er, „weiß es, dem iſt nichts verborgen!" — Da nun der Tag beinah zum Ende war und die Sonne zu Gnaden ging, am Ende des guten Donnerstags, begunnten die Wehtage zum Herzen zu kommen. Und da nun der Herr begunnte alſo anzuklopfen, war der Biſchof bereit, ihm aufzuthun; und nachdem er kurz zuvor das heilige Sacrament empfangen, und nicht mehr ſchlucken konnte vor den Wunden des Halſes, kamen des Freitags zu ihm viele Mönche, Cleriker und Laien, die um ihn her ſtunden; denen befahl er ſich in ihr Gebet, that vor ihnen mit Weinen ſeine allgemeine Beichte und ſchied darauf im Glauben ſanft und ſelig aus dieſem Jammerthal in den ewigen Himmels- und Freudenſaal im April 1088. — Als nun ſein Leichnam nach Gewohnheit gewaſchen war, fand man noch in ſeiner Bruſt das Eiſen, welches herausgezogen Jedermann gewieſen und mit ihm nach Begehr mitten im Chor zu Ilſenburg; bei volkreicher Anweſenheit geiſtlichen Standes, mit vielem Weinen und Klagen begraben worden. Sein Grab war lange in Ehren gehalten: denn ſobald ein Thier nahe dabei kam, ſo ſtarb es; darum es bei Vielen große Furcht gebracht.

---

*) von Rohr erzählt: er ſei bei einem Aufruhre zu Halberſtadt alſo verwundet worden. — Engelbrecht wiederum ſchreibt: **Fuit orta lis inter suos famulos et quosdam cives in platea, episcopus hoc audiens, aperiens fenestram percontaturus, quid ageretur, mox civis quidam sagittam in eum jecit, eumque in gutture vulneravit, ex quo mortuus, et mortuus delatus est Ilsenburgum.**

Herrand, erſtlich Abt zu Ilſenburg, darnach Biſchof zu Halberſtadt, hat einen feinen Sermon von ihm lateiniſch gemacht und gepredigt *).“

Nachdem Buko beerdigt war, wählte man zum Biſchofe von Halberſtadt einen gewiſſen Diethmar, der aber ſchon ſechzehn Tage darauf verſtarb, Einige ſagen, an Gift, Andere meinen: er ſei, weil er kaiſerlich geſinnt geweſen, von ſeinen Feinden die Treppe hinabgeſtürzt worden, ſo daß er den Hals gebrochen. Von den beiden Partheien wählte nun jede einen Biſchof, und zwar die päpſtliche den Abt von Ilſenburg, Herrand, die andere, kaiſerliche, den Domherrn Friedrich. Nach Leuckfeld ſoll von der gemäßigten Parthei noch ein dritter Biſchof, Diethmar, gewählt worden ſein, es iſt aber jedenfalls der Vorgenannte damit gemeint. — Herrand eilte ſogleich nach Italien zu Papſt Urban II., der ihn im J. 1090 zum Biſchof von Halberſtadt weihete, ihm den Namen Stephanus beilegte und ihn ſeinem zukünftigen Sprengel durch eine Bulle nachdrücklich empfahl. Dennoch erhielt ſich Friedrich und Herrand mußte im Kloſter Reinhardsbrunn Schutz ſuchen, den er auch bei Landgraf Ludwig dem Springer, deſſen Wohlwollen er ſich durch wichtige Dienſte erworben hatte, fand. (S. den Art. Reinhardsbrunn B. I. p. 26.) Die Mönche zu Ilſenburg hingen aber trotz ſeiner Entfernung treu an ihm und verſagten dem Biſchofe Friedrich jeglichen Gehorſam. Um die Widerſpenſtigen zu zwingen, wurde in die neben dem Kloſter befindliche Burg eine ſtarke Mannſchaft gelegt, wodurch ſich die Mönche, die ſich durchaus dem verhaßten Friedrich nicht unterwerfen wollten, zur Auswanderung genöthigt ſahen. Die Meiſten gingen nach Reinhardsbrunn zu Herrand, der ſeinen Gegner Friedrich ſpäter, als der Kaiſer in Italien weilte, vertrieben zu haben ſcheint, da wir ihn 1095 zu Hillersleben bei Neuhaldensleben, im Beiſein der vornehmſten Halberſtädter Stiftsherren, eine Urkunde ausſtellen ſehen, wornach das Kloſter zu Hillersleben, ſtatt der bisherigen Chorherren, mit Benedictinern aus Ilſenburg beſetzt werden ſollte, — und da er ſich im J. 1096 in Ilſenburg ſelbſt einfindet, deſſen Mönche er unter ihrem Abte Otto reich beſchenkt in’s Kloſter zurückführt. Als Kaiſer Heinrich 1098 aus Italien zurückkehrte und Friedrich die Oberhand

---

*) Man vergleiche mit dieſer Erzählung Winnigenſtedt’s (cf. Abel’s Sammlung unterſchiedener, bisher noch nicht gedruckt geweſenen Chroniken p. 295). was Leuckfeld in Antiqq. Halberstadens. p. 530 sqq. ſagt.—

Buko’s Grabſtein war noch gegen das Ende des 16. Jahrh. im Chor der Ilſenburger Kirche zu ſehen und enthielt die Worte:

Claustri fundatur hujus Ilsineburg, et amator,
Hic jacet heu! stratus in Goslar et hic tumulatus,
Coelitus ut cantor incepit: Jam bene Pastor
Petre Clemens! Vota cecinit processio tota,
Hac sunt in fossa Burchardi praesulis ossa.
Quem, pie christeque, nos fac, tibi perpetuos.

Bei dem oben erwähnten Umbau der Kirche iſt er verſchwunden. Leuckf. libro 1. p. 232, zieht ſeine Aechtheit in Zweifel.

wieder erhielt, floh Herrand nach Magdeburg zum Erzbiſchof Hartwig, um den ſich alle Feinde des Kaiſers ſammelten.

Die kaiſerliche Beſatzung hatte ſich, ſo lange die päpſtliche Parthei die Oberhand hatte, in ihrer Burg neben dem Kloſter ganz ruhig verhalten, nun brach ſie los und trieb die Mönche ſo in die Enge, daß dieſelben im J. 1100 abermals auswandern mußten. Der Abt Otto beſchloß, die Kreuzfahrt nach Jeruſalem mitzumachen, auf der er in Calabrien ſtarb, die Mönche aber folgten einer Einladung des Markgrafen von Stade und beſetzten das Kloſter Roſſeveld, wo ſie ſich, unter dem von ihnen gewählten Abte Werner, fünf Jahr lang aufhielten. — Im J. 1105, als Heinrich IV. Macht durch ſeinen eigenen Sohn, Heinrich V., gebrochen worden war, und Friedrich in einer Verſammlung zu Nordhauſen ſeinen biſchöflichen Stab hatte niederlegen müſſen, kehrten die vertriebenen Mönche frohlockend nach Ilſenburg zurück, wählten den Martin zum Abte, einen klugen, thätigen Mann, der noch dazu mit Landgraf Ludwig verwandt war. *) Auf Befehl des Papſtes mußten alle dem Kloſter entzogenen Güter zurückgegeben und das Schloß Ilſenſtein zerſtört werden, welches Letztere mit ſolchem Eifer ausgeführt wurde, daß auch nicht ein Stein der gefährlichen Veſte auf dem andern blieb. Obwohl im J. 1120 eine Feuersbrunſt im Kloſter ausbrach und großen Schaden that, wurde doch durch Martin's Sorgfalt, der auch ſonſt für das Gedeihen des Kloſters emſig ſorgte und die Bibliothek fleißig vermehrte, Alles auf das Beſte wieder hergeſtellt, ſo daß er, als er im J. 1129 ſtarb, allgemein und aufrichtig betrauert wurde.

Sein Nachfolger, Abt Heinrich (1129 bis 37) baute neben die alte Kloſterkirche die Hospitalkirche zu St. Marien, brachte auch (1135) den Körper des heiligen Govehard, Biſchofs von Hildesheim, der „trefflich Wunder that,“ in's Kloſter, betrug ſich aber gegen ſeine Untergebenen ſo despotiſch, daß dieſe bei Kaiſer Lothardt ſeine Abſetzung auswirkten und darauf einen andern Abt, Lambert, wählten, der, in Geſchäften des Biſchofs Rudolph von Halberſtadt, nicht lange nachher nach Rom reiſte und auf dem Rückwege von Räubern angefallen und ermordet ward.

Sigebod († 1161), Lamberts Nachfolger, liebte Künſte und Wiſſenſchaften, ſorgte für Verſchönerung des Kloſters, vermehrte die Bibliothek, zierte die Kirche mit allerlei Schmuck und baute den ſüdlichen Theil des Kloſters neu.

Nach den Aebten Theter (†1176) und Dietrich (†1192) wurde Berthold Abt, er entſagte aber ſeiner Würde, da er nicht im Stande war, die im Laufe der Zeit ganz verwilderten Mönche zu zügeln; — ja, ſein Nachfolger Hermann (†1207) ward von den Mönchen, die über ſeine Strenge ganz erbittert waren, aus Rache nicht einmal in die Kirche, „ſondern an einen verborgenen, und vor unanſehnlich geachteten Ort,“ begraben.

---

*) Engelbrecht ſagt: **Monachi Martinum, ex familia Landgraviorum Hassiae oriundum, elegerunt. Leuckf. Antiqq. Poeld. p. 225.**

Von den Aebten Ludolf, Siegfried, Johannes, Elias (†1242) Gerhard, Bernhard und Hugold (†1280) iſt nichts weiter zu berichten, als das Hugold nicht im Kloſter, ſondern in der Stephanskirche zu Wanlofsrode begraben ward. *)

Unter den Aebten: Heinrich III. († 1316) und Albert, gerieth das Kloſter in Mißverhältniſſe zu den Grafen von Wernigerode, in Folge deren ſie ſich im J. 1309 zur Auswanderung gezwungen ſahen. Sie kehrten zwar 1313 zurück, zogen aber 1316 abermals fort und ſöhnten ſich erſt 1320 völlig wieder mit den Grafen aus. In dieſen Wirren ſcheint der Grund zu liegen, warum das ſo reich ausgeſtattete Kloſter, das allein 180 Hufen Länderei beſaß, zurückkam und warum einige folgende Äbte, Diethmar († 1358) und Hanno genöthigt ſind, Kloſtergüter zu verkaufen.

Abt Hermann II († 1518) ließ durch Hermann in Hildesheim die große, ſchöne Kloſterglocke gießen, und Abt Johann III. von demſelben Meiſter eine andere. Die Inſchriften beider Glocken ſ. in Leukf. Antiqq. Pold. p. 236).

Dieſer Johann III., Henne genannt, ſtand zu der Zeit, als der Bauernkrieg ausbrach, dem Kloſter noch vor. Ilſenburg entging zwar dem gänzlichen Untergange; aber obgleich Graf Bodo der Glückſelige, vermöge ſeines Verhältniſſes als Reichsrath Kaiſer Karl's V., als erſter Miniſter Cardinal Albrechts in deſſen Stiftern Magdeburg u. Halberſtadt, als geheimer Rath Herzog Georgs von Sachſen, und anderer Beziehungen wegen, die Reformation nicht ſofort einführen konnte und höchſt vorſichtig verfahren mußte; ſo hatte er doch nichts dagegen, wenn Jemand die neue Lehre annahm, oder wenn ein Geiſtlicher evangeliſch predigte; und er gab daher auch den nach Ilſenburg zurückkehrenden Mönchen den Befehl, weder neue Brüder aufzunehmen, noch etwas zum Kloſter Gehöriges zu verkaufen oder zu verpfänden. Als er 1538 ſtarb, erklärten ſich ſeine Söhne, Wolfgang und deſſen Brüder, zu der neuen Lehre und der acht und dreißigſte Abt von Ilſenburg, Theodorich, erklärte im J. 1547: „daß er zeither ſchon das Evangelium lauter und rein gepredigt, und daß er fürhabe, es auch ferner alſo zu predigen, und daß möglichſter Fleiß und Mühe nicht geſpart werden ſolle, die armen Leute des Ortes im Evangelio zu unterweiſen und zu ermahnen!" — Da das Kloſter ſich auch durch Anlegung einer Schule nützlich zu erweiſen ſuchte, ſicherte es noch eine Zeit lang ſeine Exiſtenz; als jedoch im J. 1560 Abt Theoderich ſtarb und die

*) Im Anfange des 11. Jahrh. hatte ſich ein Mönch, Namens Wanlef, in ein Gehölz unweit Ilſenburg begeben, hatte ein Stück Wald ausgerodet und ſich eine Zelle gebaut, wovon das Holz den Namen „Zellholz" erhielt. Da er viele Wunder that, war der Zulauf zu ihm ſehr ſtark, auch Kaiſer Heinrich II. machte ihm einen Beſuch und ließ, auf Wanlef's Bitte, im Bezirk der Zelle eine dem heiligen Stephanus geweihte Kirche erbauen, aus der ſpäter eine Propſtei, Wanlefsrode, wurde, über die der Abt zu Ilſenburg die Aufſicht führte; ſie ſcheint aber im 14. Jahrh. ſchon wieder eingegangen zu ſein.

Mönche ſchlau genug den Grafen Chriſtoph zum Abt wählen wollten; ſo verbot es ihnen deſſen älterer Bruder, Albert Georg, und nöthigte ſie zu einer andern Wahl, die nun auf Henning II. fiel, welches der neun und dreißigſte und letzte Abt iſt, der nur als Schlußſtein der langen Reihe mächtiger Prälaten hier Erwähnung verdient. Er ſtarb im J. 1572.

Es verſtummte nun der Geſang der Mönche, es ſchwiegen die Töne der Orgel, die Glocken riefen nicht mehr die Gläubigen hinauf auf die Höhe zum Hochamt und ein anderer Geiſt zog ein in die klöſterlichen Hallen. Es erſchien in Ilſenburg Graf Chriſtoph als Adminiſtrator, *) und nach ſeinem Tode (1581) fiel Ilſenburg, das nun nach und nach wieder den Namen „Schloß Ilſenburg" annahm, an ſeine Verwandten, von denen Graf Heinrich Ernſt, Stifter der jetzigen Stolberg-Wernigerod'ſchen Linie († 1672), ſeinen Sitz auf Schloß Ilſenburg nahm, was auch deſſen Sohn Ernſt that, der im J. 1650 geboren war und ſeinen Geburtsort ſo liebte, daß nur ausbrechende, peſtartige Seuchen ihn von hier nach Wernigerode vertreiben konnten. Er ſtarb 1710 ohne Nachkommen und Graf Chriſtian Ernſt, der Sohn ſeines Bruders Ludwig Chriſtian, erbte ſein Beſitzthum. Da auch er zu Wernigerode reſidirte, ſo wurde es immer einſamer auf Ilſenburg und dient es größtentheils nur noch zur Wohnung für gräfliche Beamte und zu ökonomiſchen Zwecken.

Von dem Schloſſe, wo die Bilder alter Kaiſer, ehrwürdiger Biſchöfe, der Aebte, Mönche, Grafen und Herren vor unſere Seele getreten, ſchreiten wir hinab in den Flecken Ilſenburg und fühlen uns plötzlich aus den Träumen der Vergangenheit in das friſche Leben der Gegenwart verſetzt, — in das rege Treiben der Eiſenhütten, Hammerwerke und Mühlen. Der Flecken Ilſenburg zählt ungefähr 300 Häuſer und gegen 1800 Einwohner, die ſich größentheils vom Holzfällen, Holzfahren, den Hüttenwerken, u. ſ. w. nähren. Aus der Geſchichte des Ortes iſt zu erwähnen, daß Ilſenburg einſt von den Harzſchützen überfallen und arg mitgenommen wurde und daß am 24. Mai 1576 die Ilſe durch ungeheure Regengüſſe ſo anſchwoll, daß ſie Felſenſtücke von unglaublicher Größe und Schwere fortriß, auch eine Strecke mit ſich hinwegführte, und in der Nacht ſo mächtig wurde, daß 36 Menſchen umkamen und 22 Häuſer gänzlich zerſtört wurden.

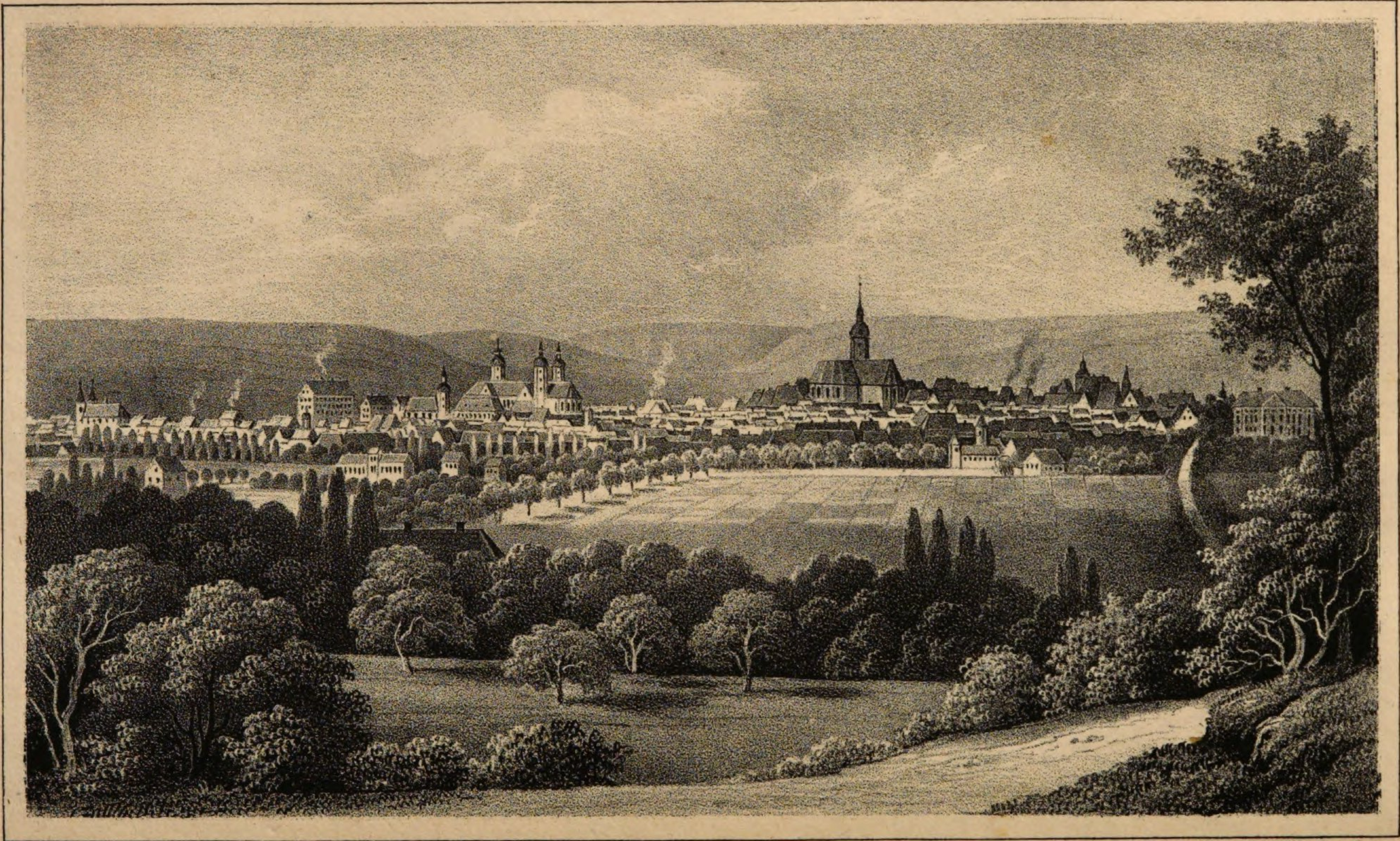
Die techniſchen Anlagen des Ortes ſind von hoher Wichtigkeit, und es treibt uns daher, dieſelben unverzüglich zu beſichtigen. Um das J. 1540 — 46, zur Zeit des Abtes Henning, legten die Grafen hier neue Schmelz- und Eiſenhütten an, — ältere, vom J. 1494, erwähnt Zeitfuchs in der Stolb. Chron. p. 133 — und ſtellten ſie unter Aufſicht Heinrich Meuſels, Chriſtoph Meuſels, (des Vorigen

*) Als dieſer im J. 1574 von ſeinem ältern Bruder, Ludwig, Grafen zu Königſtein, Wertheim und Rochefort, deſſen ſchöne Beſitzungen am Rhein erbte, verließ er Ilſenburg und ſetzte Beamte darauf, deren erſter, der Licentiat Peter Engelbrecht, der Vater des Ilſenburger Chroniſten iſt.

Sohn), Heinrich Ziegenhorn's, beſonders aber Peter Engelbrechts, der ſein Amt vierzig Jahr lang mit vielem Lobe verwaltet hat. Mit jedem Jahre entfalteten ſich dieſe Anlagen zu ſchönerer Blüthe und man ſieht jetzt hier Hoheöfen, Hammerhütten, Zainhämmer, Walzwerke, Drahthütten, Blankſchmieden, Kupferhämmer, Säge-, Oel-, Mahl-, Papier- und Pulvermühlen. — Die beiden Hohöfen werden, ſo wie der zu Schierke, mit dem Eiſenſteine des Buchenberges und einiger anderer, bei Elbingerode belegener Grubenzüge verſorgt. — Vorzüglich zu beachten ſind: das ſchöne Hohofenbetrieb, in dem wöchentlich gegen 350 — 360 Ctr. Roheiſen gewonnen wird, die Drahthütten, welche jährlich an 1000 Ctr. Draht von beſonderer Güte und Elaſticität fertigen, und ein aufwärts im Ilſethale belegenes Walzwerk. —

Ueberall finden wir humane Männer, die uns mit Freundlichkeit in dieſen Werkſtätten des Fleißes umherführen und uns mit allen, was unſere Wiſſbegierde auf beſondere Weiſe anregt, näher bekannt machen. — Befriedigt treten wir aus den, von den Raſſeln der Räder und dem Pochen der Hämmer, bebenden Gebäuden heraus und begeben uns nach dem freundlichen Gaſthauſe, „Zu den rothen Forellen," wo wir im behaglichen Zimmer ausruhen von den Mühen unſerer heutigen Wanderung.

C. Duval.



67. Lith. v. Ed. Pietzsch & C⁰. in Dresden.

Naumburg.

Naumburg.

Drei Kreuze leuchten golden — helle
Vom Dom in ein freundlich' Thal.
St. Wenzel fügt an hoher Stelle
Ein viertes Kreuz zur heil'gen Zahl.
Das Thal durchſtrömen Bruderflüſſe,
Die friedlich wallen Hand in Hand! —
Wer zählt all' die Freudenſchüſſe
Beim hochgeprieſ'nen Gaukelbrand,
Wenn reif und voll die Trauben locken,
Wie Faß an Faß zur Kelter rollt! —
Drei Burgen, hoch, uralte Wachen,
Verkünden, was man einſt gewollt,
Wie man das Recht durch Mauern ſtützte,
Wie nur das Schwert Geſetze ſchrieb. —
Wo Wall und Graben nicht mehr ſchützte,
Da halfen Kinder; Unſchuld blieb
Die ſtarke Wehr für Herd und Leben.

Du fragſt: Wo find ich jenes Thal?
Wo jene laubgeſchmückten Reben?
Wo jenes Domes heil'ge Zahl?
Wo find ich jene Burgeszinnen?
Wo jener Flüſſe Brüderpaar?
Wo hat das Kind durch ſein Beginnen
Beſiegt die ſtolze Racheſchaar?

Leih' von der Saale einen Nachen,
Und rudre friſch von Stadt zu Stadt;

Wo Naumburg Dir wird freundlich lachen,
Da ſteige aus und ſieh' dich ſatt.

Willſt du, lieber Wandersmann, das freundliche Naumburg mit dem noch freundlicheren Saalthale, in welchem es gelegen, als ein Rundgemälde ſchauen, ſo beſteige die unfern der Stadt ſüdlich gelegenen Anhöhen des Galgenberges und wähle deinen Standpunkt in der Nähe der Stätte, wo noch vor wenig Jahrzehnten die ſtrafende Gerechtigkeit ihr blutiges Amt verwaltete. Hier öffnet ſich dir, nicht mehr vom ſchwarzen Gefieder ſondern von der Pflugſchaar des Landmanns umkreiſt, das Saalthal, als die ſchönſte Gegend in ganz Thüringen, 1 Stunde breit, 2 St. lang. Als die dir gegenüberliegende, nördliche Gränzlinie des Thales erblickſt du die Hennenberge (ſo benannt von dem an ihrem Fuße liegenden Gaſthofe zur „nackten Henne.") Links auf dieſem Bergſtreife ragt der heute noch beſteigbare, ſtarke Thurm der Freiburg (in der Vorzeit: Neuburg genannt) empor, wo Ludwig der Eiſerne, Landgraf von Thüringen († 1172), der Gründer dieſer Burg, mit Vorliebe reſidirte, wenn er ſeine ihm noch werthere Wartburg verlaſſen hatte, und wo er ſeine adlich — übermüthigen Vaſallen im gerechten Zorne vor den Ackerpflug ſpannen ließ. Hier war es auch, wo derſelbe Ludwig kurz vor ſeinem Tode, um ſeinen kaiſerlichen Schwager, Friedrich den Rothbart, der eine ſteinerne Burgmauer vermißt hatte, zu überraſchen, aus ſeinen thüringſchen Grafen und Herren binnen einer Nacht eine Männermauer errichtete. Ein Theil der Stadt Freiburg iſt am Fuße des Burgberges ſichtbar. Die Unſtrut, welche die Häuſer des Städtchens berührt, dient letzterem zur nähern Bezeichnung (Freiburg an der Unſtrut, zum Unterſchiede von Freiburg im badniſchen Breisgau und von Freiburg im Kanton Freiburg), und vereinigt ſich nach einem ſtundenlangen Laufe mit der ſchweſterlichen Saale, unweit des Dorfes Großjena.

Rechts auf dem genannten Bergſtreife liegt das vormalige Kloſter Goſeck mit dem Dorfe gleiches Namens. Sonntag für Sonntag erſchallt jetzt die evangeliſche Predigt in der wohlerhaltenen Kloſterkirche. Hinter Goſeck erblickſt du auf der Hochebene den einſam liegenden Gaſthof zum „Luftſchiff," wo man die kleinere Hälfte des ſechsſtündigen Feldweges von Naumburg nach Merſeburg zurückgelegt hat.

Dem Kloſter Goſeck ſchief gegenüber liegt, auf einem abgetrennten Hügel der öſtlichen Grenzberge des Saalthales, die wegen ihrer bequemen Lage viel beſuchte Schönburg über dem Dorfe gleiches Namens. Zwiſchen Goſeck und Schönburg fließt die Saale in einem ſchmalen Thale, nach Weißenfels hinunter.

Wende dich nun zur linken Seite des Saalthales. Auch hier wird die Fernſicht von einer Bergkette begrenzt, die vom Unſtrutthale bei Freiburg beginnend, der Kloſterſchule Pforte (Himmelsforte) gegenüber fortlaufend, bis zu dem in neuern Zeiten vielbeſuchten

Badeorte Köſen ſich erſtreckt. Pforte ſo wie Köſen ſind durch den, jener Bergkette gegenüberliegenden, Pfortenberg deinem Blicke entzogen. Einen Haupttheil der genannten Bergkette bildet der ſogenannte Saalberg, über welchen die ſcheidende Abendſonne ihre letzten Strahlen nach dem freundlichen Naumburg ſendet. Bei Köſen und Schulpforte treten die Berge von beiden Seiten eben ſo nahe an die Saale heran, wie unterhalb Goſeck und Schönburg. Schon von Jena aus an dieſe Nähe der Berge gewöhnt, ſucht die Saale nur an ſehr wenig Stellen einen freien Lauf, nachdem ſie das breite naumburger Thal begrüßt hat. Wie ein Silberſtreifen ſchmiegt ſie ſich an die genannten Bergketten an und bleibt auf dieſe Weiſe in ihrem halbrunden Umlaufe um die Stadt durchgängig eine halbe Stunde von derſelben entfernt. (Jena, Weißenfels, Merſeburg, Halle werden von der Saale unmittelbar berührt oder durchſtrömt.) Naumburg liegt demnach nicht auf dem Boden des großen Keſſels, den die umliegenden Berge bilden, ſo daß es von dem vereinigten Fluthwaſſer der Saale und Unſtrut beſpült werden könnte; die Stadt iſt vielmehr auf einem breiten Hügelrücken erbaut der den Namen: der Spechsfort führt und dem Galgenberge zur Unterlage dient.

Die drei Bergreihen, welche vor dir liegen, unterſcheiden ſich von der vierten, auf welcher du ſteheſt, dadurch, daß erſtere bis an den hohen Waldſcheitel hinauf durchgängig mit Weinreben bepflanzt ſind, indeß die letztere auf ihren ebenfalls bebauten Flächen nur Körner, nicht Beeren ſpendet.

Die ſtattlichen Weinbergshäuſer, welche ſich oft nur wenig über den Waſſerſpiegel der Saale erheben, oft aber auch der Fernſicht halber an den ſteilſten Bergabhängen erbaut ſind, zeigen ſattſam, daß der Städter heitre Geſelligkeit nicht weniger liebt, als gefüllte Keller.

Ehe wir zur Stadt hinabſteigen ſo blicke noch einmal nach den erwähnten Berghöhen. Ueber jenen Saalberg rollte im J. 1806 der Schlachtdonner von Auerſtädt und Haſſenhauſen hernieder und verkündete den ungläubigen Naumburgern, daß die herrliche Erbkrone Friedrichs des Großen in den Staub getreten ſey. Ueber jenes Luftſchiff, über jene Hennenberge, über jenen Saalberg floh im J. 1813 der noch immer mächtige Kronenräuber, um auf vaterländiſchen Boden das eigne Scepter zerſplittern zu ſehen. In beiden Jahren war der Franzmann ein unwillkommner Gaſt bei den damaligen Weinleſen, nur mit dem Unterſchiede, daß ihm die Trauben beim zweiten Male weniger mundeten, als beim erſten Male.

Den Rückweg nach der Stadt nehmen wir durch den Bürgergarten, eine am Abhange des Galgenberges gelegene, gar anmuthige Parkanlage mit einer langen, ſchattenreichen Kaſtanienallee, an welcher eine wohlverſorgte Tabagie den Luſtwandelnden die gewünſchten Erfriſchungen darreicht.

Ueber die Stadt Naumburg ſelbſt vernimm nun Folgendes:

Wie ſich das Heidenthum unſrer Altväter, die von einer wiſſenſchaftlichen Geſchichtsüberlieferung an die Kindeskinder nichts wußten,

und römiſche wie griechiſche Geſchichtsforſchung mit aller Macht von ſich abwehrten, noch bis heute in fabelhaften Sagen einhüllt, ſo ruht auch auf den Uranfängen aller der Städte, deren Urſprung in die vorchriſtliche Zeit fällt, großes Dunkel. Naumburg macht hiervon keine Ausnahme. Daß heidniſche Wenden, nachdem ſie bis an die Saale ihr Schwerdt getragen hatten, die erſten Hütten erbaut haben, iſt ſehr wahrſcheinlich. Der Name eines Gäßchens in dem heutigen Naumburg: „der Wendenplan" ſpricht für dieſe Annahme. Ob Karl der Große zum Beſten ſeiner neubekehrten Sachſen die wendiſchen Hütten in Beſitz nahm; ob Heinrich I., der deutſche Stadterbauer, dieſe Hütten in eine Stadt verwandelte: beides iſt ungewiß. Jedenfalls mußte Naumburg in den zwei Jahrhunderten, die nach dem Tode Karls des Großen verfloſſen, zu einem bedeutend feſten Orte herangewachſen ſeyn, da ſchon 1029 der zeizer Biſchofsſitz (von Kaiſer Otto I. 965 gegründet) nach Naumburg verlegt wurde, um denſelben vor den räuberiſchen Anfällen der zurückgedrängten, heidniſchen Wenden zu ſichern.

Woher der Stadtname entſprungen, wird verſchieden angegeben. Einige ſind der Meinung, das der wendiſche Name durch die Erbauung einer „neuen Burg" verdrängt worden ſey, welche der thüringiſch — meißniſche Markgraf Eckart I. (982 — 1002) daſelbſt anlegte (Nuenburg, Numburg, Naumburg.) Andre nahmen „Niabor" als den urſprünglich heidniſchen Namen an, und denken dabei an Nia, eine ſlaviſche Gottheit, und an Bor, einen Fichtenwald. Das letzte Wort habe ſich dann, wie bei Brannibor (Brandenburg) in „burg" verwandelt. Die Jetztzeit nennt die Stadt gewöhnlich: Naumburg an der Saale, zum Unterſchiede von den beiden ſchleſiſchen Städten: Naumburg am Bober und Naumburg an der Queis. Naumburg liegt an einer der Hauptverbindungsſtraßen zwiſchen dem Süden und Norden Deutſchlands; daher ſah es ſchon ſeit Jahrhunderten die vaterländiſchen Friedensboten, wie die Kriegsfurien durch ſeine Mauern eilen und wurde von dem Wohl oder Wehe der großen Ereigniſſe unmittelbar berührt.

Die Geſchichte der Stadt bis in's 16. Jahrhundert knüpft ſich am beſten an die der Biſchöfe an, welche, wie ihr römiſcher Altmeiſter im Großen, ſo hier im Kleinen die weltliche Macht je länger deſto mehr in den Hintergrund zu drängen wußten. Von den 43 Biſchöfen, welche in den zeiz-naumburger Stifte den Krummſtab führten, reſidirten nur die 3 erſten zu Zeiz. Die beiden erſten H u g o I. und F r i e d r i c h mußten von den, mit den Böhmen verbundenen Wenden viele Drangſale erdulden. Unter dem dritten, H u g o II., der auf gleiche Weiſe ſein zeizer Gebiet von den wilden Horden alljährlich verheert ſehen mußte, fing E c k a r t I. Margraf von Meißen, im J. 999, nachdem er Eckardtsberge als ſeine zukünftige Reſidenz erbaut hatte, den kühnen Bau der naumburger Domkirche an, ein Bau, der freilich erſt 1249 vollendet wurde. Derſelbe Eckart gründete auch zu Naumburg das Georgenkloſter, welches ſeine Gebeine aufnahm, nachdem er durch Meuchelmord gefallen war und

eine Zeitlang zu Großjena bei Naumburg begraben gelegen hatte. Eckarts beide Söhne und ſeine Gemahlin, welche den Kloſterbau vollendeten, ſorgten für dieſe Ausgrabung und Beiſetzung des ſchmerzlich Beweinten.

Der vierte Biſchof Heleward verlegte 1029, wie ſchon erwähnt, mit Zuſtimmung des Papſtes Johann XX. ſeinen Sitz nach Naumburg, das feſter als Zeiz und den heidniſchen Barbaren nicht ſo leicht erreichbar war. Eckarts hinterlaſſene Söhne, die beiden meißner Markgrafen Hermann und Eckart der II., denen das naumburger Gebiet gehörte, willigten gern in dieſe Verlegung und behielten ſich aus reiner Frömmigkeit blos die Erb- und Schutzherrſchaft über Naumburg vor. Viele der zu Zeiz zurückgelaſſenen Canonici, welche dieſen Wechſel mißbilligten, bildeten von nun an ein Collegiat — oder Nebenſtift, das ſeine alten Rechte nicht geſchmälert wiſſen wollte und 2 Jahrhunderte hindurch gegen die naumburger Brüder einen ärgerlichen Federkrieg führte.

Von den nächſten Biſchöfen iſt vorzüglich Eppo oder Eberhard zu nennen, welcher den Krummſtab eben ſo kräftig zu führen wußte, wie das Schwert. Er war in allen Wechſelfällen, welche den unglücklichen Kaiſer Heinrich IV. trafen, deſſen treuer Bundesgenoſſe, gerieth 1061 in ungariſche Gefangenſchaft, aus der er jedoch bald erlöſt wurde, und ertrank auf einem Kriegszuge gegen den vom Papſte eingeſetzten Gegenkaiſer, Rudolph von Schwaben, in einem Bache bei Würzburg. Aus Dankbarkeit ſchenkte Heinrich IV. dem Stifte die Städte Grimma und Oſchatz und erweiterte deſſen Gebiet bis in die Gegend von Gera und Ronneburg Seine Nachfolger gehörten zu den wenigen Kirchenfürſten, welche nach ſeinem Vorgange dem geächteten Kaiſer unverbrüchliche Treue bewahrten und faſt nimmt es Wunder, daß in jenen Tagen der päpſtliche Bannſtrahl nicht auch gegen Naumburgs Mauern gezückt hat.

Nicht mit dem Schwerte, wohl aber durch Rede und Schrift vertheidigte der gelehrte Biſchof Wolfram (1089 — 1110) die gerechte Sache ſeines kaiſerlichen Freundes.

Einen noch größern Ruhm unter den Gelehrten ſeiner Zeit erwarb ſich deſſen Nachfolger, der fromme Theoderich I. (1110—1123). Unter ihm wurde Naumburg, nachdem es ſchon vorher 1069 von Dedo, Markgrafen von Meißen, wiewohl vergeblich, belagert geweſen war, wegen der Hülfe, die es dem Kaiſer Heinrich V. geſendet hatte, von den erbitterten Feinden deſſelben erſtürmt. Sechs Jahre lang wüthete damals die Kriegsflamme in der naumburger Gegend. Theodorich half mit väterlicher Milde und Weisheit, wo er helfen konnte. Im J. 1114 gründete er das in der Folgezeit ſo berühmt gewordene Kloſter Boſau bei Zeiz, nicht ahnend, daß er hier durch Meuchelmord fallen werde. Benno, ein Laienbruder dieſes Kloſters, einem wendiſchen Adelsſtamme entſproſſen, war wegen ſeiner zügelloſen Fleiſchesluſt von Theodorich gar oft ermahnt worden. Verſtockten Herzens ſann der unverbeſſerliche Sünder auf Rache. Als der ehrwürdige Biſchof eines Tages ſein Kloſter beſuchte und am Hochaltare betend auf den Knieen lag, ſo ſtach ihn der entartete

Kloſterbruder ſo tief in den Nacken, daß er nach drei Tagen ſtarb. Seine Gebeine ruhen an derſelben Stelle, wo er, zum Himmel gewendet den hölliſchen Todesſtoß empfing. Durch das ganze Stift verbreitete ſich Entſetzen und Grauen, als das Jammerende des vielgeliebten Hirten ruchbar wurde. — Ob Theoderich auch das Moritzkloſter in Naumburg gegründet habe, iſt unentſchieden. Viele halten ſeinen Nachfolger Richwin (1123 — 1125) für den Erbauer dieſes Auguſtinerkloſters. — Der nachfolgende Biſchof Udo I. (1125—1148) ſtammte aus fürſtlichem Geblüte. Er war ein Sohn des thüringiſchen Landgrafen Ludwig des Springers und ſtarb an den Folgen eines mit allzu großer Eile genommenen Jordanbades im gelobten Lande, wohin er den Kaiſer Konrad begleitet hatte. Sein Leichnam wurde nach Verlauf eines Jahres in das Vaterland zurückgebracht und im bamberger Dome beigeſetzt.

Sein Nachfolger Günther II. ſtarb ſchon 1150. Der Biſchof Wichmann (1150 — 1154) wird von ſeinen Zeitgenoſſen zu den erſten Gelehrten der damaligen Zeit gezählt. Er hatte 20 Jahre lang zu Paris gelebt und mit deutſchem Fleiße die herrlichen Blüthen der dort gepflegten Wiſſenſchaften geſammelt. Als Halberſtädter Probſt wurde er nach Naumburg berufen, von da wieder als Erzbiſchof nach Magdeburg. Sein Bruder Berthold I. (1154 — 1160), ein ſittlich ſtrenger Mann, übernahm den Krummſtab. Dieſer Berthold war es, der mit geſchickter Hand die klöſterliche Unzucht jener Tage entlarvte und einen Mönch des naumburger Moritzkloſters erſäufen ließ, weil derſelbe eine Bürgersfrau verführt hatte. Udo II. (1160 — 1185) nahm den Ruhm eines ſtill-frommen Seelenhirten mit in's Grab. — Berthold II. (1185 — 1206) bewährte ſich im dritten Kreuzzuge als einen tüchtigen Krieger und ließ in der ihm zugehörigen, nahe gelegenen Schönburg eigne Münzen ſchlagen. Doch vergaß er über dieſen weltlichen Dingen keineswegs die geiſtliche Pflege ſeines Stifts, dem er zwei Schulen ſchenkte. Damals gewiß ein ſehr verdienſtliches Werk! —

Von 1207 — 1243 leitete Engelhard, ein gewandter Politiker, die biſchöflichen Geſchäfte. Ihm gelang es, den 200jährigen Rangſtreit mit dem zeizer Stifte zu dem Ende zu bringen, daß die daſigen Canonici allem Einfluſſe auf die naumburger Biſchofswahl entſagten, daß aber ihrem Probſte, den ſie ganz ſelbſtſtändig wählen durften, die dritte Stimme nach dem naumburger Probſte zukommen ſollte. Zugleich beſtimmte eine päpſtliche Bulle, daß jeder, der hinfort den naumburger Biſchof ſchimpfweiſe einen Biſchof von Zeiz nennen würde, eine Strafe von 100 Pfund Goldes zahlen müſſe. — Engelhard wußte die ſchönburger Münze geſchickt zu erweitern und gegen die Eingriffe der weltlichen Macht ſicher zu ſtellen, ſo daß von nun an die naumburger Biſchöfe ungeſtört ihr eignes Geld ſchlugen. Das Recht, neue Burgen zu erbauen, konnte er, trotz aller Unterhandlungen, vom meißner Markgrafen nicht erlangen; doch geſtattete ihm dieſer, in der Markgraſſchaft die alten Burgen wieder herzuſtellen. Hier fragt man billig: hatte Engelhard ſo viele und mächtige Feinde, daß

er nur hinter Burgmauern ſicher zu ſein hoffen durfte, oder trieb ihn ſeine Ehr- und Herrſchbegierde, auf deutſchem Boden eine zweite Engelsburg zu erbauen? Letzteres iſt wohl das Wahrſcheinlichere. Vier Jahre vor ſeinem Tode erhielt er vom Papſte den ehrenvollen Auftrag, alle Klöſter des geſammten Erzbisthums Magdeburg zu inſpiciren. Seine Gebeine ruhen in der Domkirche zu Naumburg.

Den biſchöflichen Stuhl beſtieg nun Theoderich II. (1243—1272), der leibliche Bruder des Markgrafen Heinrichs des Erlauchten. Unter ihm wurde, wie wir ſchon oben erwähnten, 1249 der herrliche Bau der Domkirche vollendet. Er ſtarb ruhiger als ſein früherer Namensbruder, mit dem er im Wort und Wandel ſeelenverwandt war.

Der Biſchof Meinher (1272 1281) wußte durch weiſe Sparſamkeit die Stiftskaſſe wieder zu füllen, die durch die beträchtlichen Unkoſten des Dombaues leer geworden war. Er ſank als ein guter Hirt in die Gruft.

Ludolf und Batherius ſtarben binnen 5 Jahren kurz nach einander. — Ein kräftiges Oberhaupt erhielt das Stift in Bruno (1286 – 1304), der 1292 mit ſeinen Naumburgern gegen den Raubritter Konrad von Güldenberg zu Felde zog. Derſelbe hatte auf ſeiner nahen, hinter Köſen gelegenen Rudolphsburg (jetzt eine ſchöne, vielbeſuchte Ruine auf einem jähen Felſen über der Saale) den päpſtlichen Bannſtrahl verlacht, wurde aber endlich unter den Trümmern ſeiner Burg begraben. Zwei Jahre ſpäter kämpften die Naumburger ritterlich auf ihren eignen Mauern. Der Kaiſer Adolph von Naſſau nämlich, der die gegen ihn aufgetretenen Söhne des thüringer Landgrafen Albrecht des „Unartigen" ſtrafen wollte, rückte auf ſeinem Kriegszuge durch Thüringen auch vor Naumburg. Nur durch die Verrätherei zweier freiburger Bürger, welche nach dem Falle der vom Kaiſer eroberten Freiburg von den naumburger Bürgern mitleidig aufgenommen worden waren, fiel die Stadt nach der tapferſten Vertheidigung in die Hände des Kaiſers und mußte hart büßen. Der damalige Bürgermeiſter Friedrich Weberling bewies ſeine Meiſterſchaft auf eine herrliche Weiſe. Als nämlich der Kaiſer wider ſein gegebenes Wort den genannten Bürgermeiſter mit 19 Rathsvorſtehern enthaupten laſſen wollte, ſo wußte erſterer, wie früher das Schwert, ſo nun das Wort ſo kräftig zu führen, daß der Kaiſer, den die Rede des ſchlichten Bürgers tief ergriffen hatte, von aller weitern Gewaltthat gegen die Gefangenen und gegen die Stadt abſtand. *)

Nach dieſen Tagen der Angſt und Trübſal hatte Bruno keine größere Sorge, als daß er die Stadt für künftige Unglücksfälle noch

*) Weberlings Rede enthielt Folgendes. Er wolle es einem römiſchen Kaiſer aus dem gräflich- naſſauiſchen Hauſe, welches ſonſt wegen ſeiner Demuth und Sanftmuth im ganzen heiligen, römiſchen Reiche ſo hoch gerühmt worden wäre gar nicht zutrauen, daß er, wider verbrieften Accord, ihnen, die ſich keiner böſen That ſchuldig gemacht, ſondern blos als

mehr befeſtigte. Als der vielgeprüfte Pilger ſein Ende herannahen fühlte, ließ er im Hinblick auf die altteſtamentlichen Patriarchen den Fußboden mit Aſche beſtreuen, auf welche er ſich niederlegte und unter heißen Gebeten verſchied.

Ulrichs I. Biſchofsamt (1304 — 1316) blieb frei von Stürmen, wie ſie die letzten Jahre gebracht hatten. — Heinrich I. 1316 — wußte mit Glück die ohnehin ſchon loſen Bande abzuſtreifen, durch welche bis dahin die weltliche Macht den Krummſtab umſchlungen hielt. Er umgab 1332 die Domfreiheit mit Wallgraben und Mauer, zum Zeichen, daß er mit ſeiner Kleriſei dem Laienvolke Trotz bieten werde, falls das Schwert jemals den Ausſchlag geben ſollte. Sein bald darauf erfolgter Tod ließ es nicht zu ernſtlichen Reibungen kommen.

Bis Anfang des nächſten Jahrhunderts folgten 7 Biſchöfe, von denen wir nur Johann I. (1347 bis 1352) nennen. Er war einer der wenigen, die als hochgeſtellte Seelenhirten zum Aergerniß aller Frommen ihren Bauch zum Gott machten. Niedere Wolluſt war ſeines Lebens Stern, deſſen Licht ihm bis zum letzten Odemzuge leuchtete. Als ſich viele geladene Zechgenoſſen zur Feier ſeines Geburtstages eingefunden hatten, wollte der ſittenloſe Oberhirt mit einer Buhlſchweſter den erſten Reigen anführen, ſank aber, vom Wein und von der Liebe berauſcht, plötzlich todt zu Boden. Eine Ruheſtätte in der Biſchofsgruft wurde ihm mit Recht verweigert. Würden doch durch eine ſolche Zugabe die Gebeine ſo manches frommen Vorgängers entweiht worden ſeyn! — Gerhard II. (1409 — 1422) ſtand nach der Sage zu Koſtnitz neben dem Scheiterhaufen des böhmiſchen Huß, den er mit ſophiſtiſcher Unduldſamkeit („einem Ketzer braucht man nicht Wort zu halten") hatte verdammen helfen. Dieſelbe Sage läßt ſeinen Nachfolger Johann II. (1422 — 1434) mit ſeinen Naumburgern hart büßen für dieſe Gewaltthat. Im Jahre 1432 nämlich (wir folgen der heute noch nicht verſchollenen Volksſage) führte der gefürchtete Procopius 40,000 ſeiner fanatiſirten Huſſiten auf einem Streifzuge durch die deutſchen Lande auch vor Naumburg, um Rache zu nehmen an dem genannten Gerhardt II., als einem der Mörder des Huß, oder falls dieſer nicht mehr am Leben wäre, doch wenigſtens deſſen Capitelsbrüder zu züchtigen und die

---

ehrbare und unbeſchuldigte Leute bei ihren beiden Erb- und Schutzherrn ihren obliegenden Pflichten gemäß, bis auf's Aeußerſte treulich ausgehalten hätten, auf eine ſo ſchmähliche und ſchimpfliche Weiſe das Leben nehmen laſſen werde; ſollte es aber wider alles Verhoffen, wider alle Ehrbarkeit und Billigkeit doch geſchehen, daß er nebſt den Andern den Tod leiden ſolle, ſo wolle er für ſein Theil deswegen ganz unerſchrocken ſeyn; das aber ſolle der Kaiſer wiſſen, daß er ihn ſobald er verſchieden wäre, hinwiedrum vor den Richterſtuhl Gottes citirt und vorgeladen haben wolle, um daſelbſt dieſer und anderer Beeinträchtigungen wegen Rede und Antwort zu geben, daß dann gewiß ein ſchweres Urtheil über ihn ergehen würde und ſolle dieſes nicht lange anſtehen, daß er ſich ſtellen müſſe, weil er (Weberling) ſolches gewiß vor Gott im Himmel erlangen wolle. —

Stätte, wo er ſein verhaßtes Regiment geführt, mit Feuer und Schwert zu verwüſten.

Altenburg, Plauen, Hof und viele andere Städte hatten es ſchon erfahren, wie ſchnell die Huſſiten ihren Drohungen die That nachfolgen zu laſſen pflegten. Die furchtbaren Schaaren lagerten auf dem ſchon genannten Galgenberge. Auf alles Flehen und Bitten der geängſteten Bürger erſcholl das huſſitiſche Schreckenswort: die Stadt muß eine Ehrenfackel werden für unſern geopferten Huß! — Da rieth der Viertelsmeiſter Wolf, ſämmtliche Kinder, in weiße Sterbekleider gehüllt ins feindliche Lager zu führen, um durch ihren Anblick die rauhen Kriegerherzen zu erweichen. Nach langem Sträuben der Mütter, welche ihre Lieblinge nicht von ſich laſſen wollten, wurde dieſes letzte Mittel am 28. Juli verſucht. Procopius befahl nicht den Mord ſo vieler Unſchuldigen, ſondern ſchenkte ihnen und ihren Eltern Gnade. Seine Soldaten mußten den Kleinen Kirſchen und Wein reichen. Am Abende empfingen die Kinder grüne Reiſer und die Weiſung, nach der Stadt zurückzukehren und die harrenden Eltern mit dem Jubelrufe zu begrüßen: Huſſia Victoria! (Wir bringen euch den Sieg über die Huſſiten zurück!) In der nächſten Nacht hatte Procopius ſein Lager abgebrochen und war mit ſeinen Racheſchaaren verſchwunden. —

Glaubwürdige Urkunden über dieſes Ereigniß ſind nicht vorhanden. Nur die Sage hat der naumburger Kinderwelt dieſen herrlichen Ehrenſieg einer wehrloſen Unſchuld zugeeignet. Dieſe Sage aber wird nicht verklingen, ſo lange ihr die Mit- und Nachwelt 2 Säulen läßt, auf denen ſie bisher ruhte. Die eine iſt ein Bühnenſtück, welches den Namen der Stadt und die Kunde über ihre einſtige Bedrängniß weiter getragen hat, als es irgend eine Zunge oder Feder vermocht hätte. Nachdem ſchon Mehrere den anziehenden Stoff der alten Sage minder glücklich behandelt hatten, ſchrieb von Kotzebue am Anfange dieſes Jahrhunderts ſeine „Huſſiten vor Naumburg.“ An allen Orten, wo der Name Huß einen guten Klang hat, wurde dieſes Stück mit wohlverdientem Beifalle aufgenommen. — Die zweite, viel ältere Säule iſt ein hochgefeiertes Kinderfeſt (in neuern Zeiten ein wahres Volksfeſt): das ſogenannte naumburger Kirſchfeſt. In jedem Jahre ziehen nämlich am Montage nach Jacobi (die ungefähre Zeit jenes verhängnißvollen 28. Juli) Mittag 1 Uhr die Schulknaben der ganzen Stadt mit Fahnen und Muſikchören, geführt von ihren Lehrern, in die Stadtkirche, ſingen daſelbſt ein „Nun danket alle Gott,“ ſchließen dann auf dem Markte vor dem Rathhauſe einen großen Kreis, ſtimmen einige auf das Feſt bezügliche „Kirſchfeſtlieder“ an und eilen dann mit frohem Jubel, jedoch in der alten Feſtordnung, der unmittelbar vor der Stadt gelegenen Vogelwieſe zu. Die an die einzelnen Knaben ausgetheilten Kirſchen erinnern an die erſte Fruchtſpende aus der nur einmal unblutigen Huſſitenhand. Die größern Knaben ſchießen mit Armbrüſten nach hölzernen Vögeln, die kleinern jubeln mit grünen Reiſern hinter einzelnen Tambours her und rufen das alte: Heiſa Victoria! Gegen 100 Zelte, von denen jedes einzelne 20 — 30 Perſonen (gewöhnlich einige befreundete

Familien, die ſich vereinen) aufnimmt, umſchließen die Vogelwieſe und gewähren Schutz gegen die Unbilden des Wetters. Bis zum ſpäten Abende wogen Tauſende von Einheimiſchen und Fremden durch einander, die Freude der Kleinen fördernd und mit genießend. So manche ſtille Zähre in des Vaters, in der Mutter Auge giebt Zeugniß, daß hier das Herz warm iſt. Der Dienſtag iſt auf gleiche Weiſe der harmloſen Freude gewidmet. Am Donnerstage halten alle Schulmädchen, mit weißen Feierkleidern angethan, ganz auf dieſelbe Weiſe, wie die Knaben am Montage, ihren Auszug und beginnen dann auf der Wieſe die für die weibliche Jugend paſſenden Spiele. Kirſchen, grüne Reiſer und das Heiſa Victoria! fehlen auch hier nicht. Der Freitag giebt dem Feſte das Ende.

Das iſt die Feier des vielbeſuchten naumburger Kirſchfeſtes in der Gegenwart. Da die klaſſiſchen Geſchichtsbücher verneinen, daß die Huſſiten in der Sommerszeit (woran doch die Kirſchen und grünen Reiſer erinnern) vor Naumburg geſtanden haben und höchſtens nur einen Winterbeſuch der wilden Gäſte im December oder Januar als möglich, aber keineswegs als wahrſcheinlich zugeben, ſo haben Einige angenommen, daß das erwähnte Kirſchfeſt nichts weiter ſei als die Erweiterung eines frühern Brunnenfeſtes, Andere denken an eine wirkliche Belagerung Naumburg's, aber nicht durch die Huſſiten, ſondern durch ein böhmiſches Hülfscorps in dem bald zu erwähnenden ſächſiſchen Bruderkriege, inſofern nämlich in jener Zeit Huſſit und Böhme für einerlei gegolten habe. Wie dem auch ſei, nur ungern läßt man die ſchöne Sage in die leeren Schatten einer bloßen Erdichtung zerfließen, nur ungern ſieht man dem ſeltenen Kinderfeſte die, wenn auch nur ſagenhafte, Grundlage wegreißen, „nur ungern möchte man den frommen und fruchtbaren Glauben an eine Begebenheit wankend machen, die ſeit Jahrhunderten für die Bewohner Naumburg's die Quelle herzerhebender Gefühle war." —

Wir kehren nun zu unſern Biſchöfen zurück:

Haben (wie es die Sage will) Johann II. und die Stadt nicht gezittert vor den racheſchnaubenden Huſſiten, ſo ſandte doch bald Böhmen, das Vaterland dieſer zügelloſen Schaaren, andere Dränger.

Der Biſchof Peter (1434 — 1463), ein nicht minder friedfertiger, als auch für die Stunde der Gefahr kampfgerüſteter Kirchenfürſt, mußte es ſchmerzlich empfinden, wie unheilbringend es ſei, wenn Brüder nicht einträchtig ſind, ſondern in Zwietracht das Schwert gegen einander zücken. In dem blutigen, ſächſiſchen Bruderkriege (1447 — 1451), wo der Herzog Wilhelm ſeinem ältern Bruder, dem Kurfürſten Friedrich, „dem Sanftmüthigen," wegen einer unter ſich geſchehenen Ländertheilung, feindlich gegenüber ſtand, hielt es Peter mit dem Kurfürſten. Der Herzog, mit dem er früher verbündet geweſen, ließ ſolchen Abfall dem Biſchofe ſchwer entgelten. Nachdem letzterer im Vereine mit dem Erzbiſchofe von Magdeburg, dem Biſchofe von Merſeburg und mehreren weltlichen Fürſten in der Georgenkirche zu Naumburg und einige Wochen ſpäter auf einer zweiten, großen Verſammlung, die unter der großen Linde vor eben dieſer

Georgenkirche gehalten wurde, vergeblich verſucht hatte, die feindlichen Brüder zu vereinen, ſo fielen die 9000 Böhmen, welche der Herzog Wilhelm im Geheimen für ſchweres Geld als ſeine Hülfsgenoſſen herbeigerufen hatte, in Thüringen ein und plünderten und verheerten vorzüglich die Gebiete der Biſchöfe von Naumburg und Merſeburg. Vielleicht waren dieſe Böhmen Ueberbleibſel jenes Raubgeſindels, das den Fußtapfen der Huſſiten zu folgen pflegte, und dem es nicht um den reinen Glauben, ſondern nur um Sättigung viehiſcher Lüſte und um volle Säckel zu thun war. Geſchahen die damaligen Gräuelthaten nicht auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs, ſo war es im J. 1450 dieſer ſelbſt, der die wilden Böhmen mit ſeinen eignen Schaaren nach Naumburg, Zeiz und Altenburg führte, und daſelbſt ſchrecklich hauſte. Auf ſeinem Rückzuge nach Thüringen wurden allein um Eckartsberga, Buttſtedt und Wiehe herum 60 Dörfer in Aſche gelegt. Nachdem der Herzog in demſelben Jahre das Gebiet des Biſchof Peter noch einmal bedroht hatte, wurde endlich der langerſehnte Bruderfriede vermittelt. Friedrich der „Sanftmüthige" hatte nämlich einem Kriegsmanne, der ſeine „Donnerbüchſe" auf das Zelt des Herzogs richten und mit einem Schuſſe dem Kriege ein Ziel ſetzen wollte, geantwortet: „Schieße, wohin Du willſt, nur triff meinen Bruder nicht." — Dieſes eine, ächte Bruderwort, ſowie vielleicht auch die aus der Ferne drohende Reichsacht nahmen dem Herzog Wilhelm das Schwert aus der Hand. Im Januar 1451 kam zu Naumburg eine wahre und aufrichtige Verſöhnung zu Stande. — Peter war während dieſer Stürme unermüdlich in der treuen Pflege ſeiner Stiftsbefohlenen. Aber freilich reichte ſeine Hülfe nicht allenthalben aus, zumal da während ſeiner Amtsführung zwei große Brände die Stadt heimſuchten. Der eine legte 1446 beinahe die ganze Stadt in Aſche, der andere zerſtörte 1454 mehrere der neuaufgebauten Straßen und das Rathhaus. Theoderich III. (1463 — 1466) ſchätzte die Wiſſenſchaften ſehr hoch und war ein Vater der Armen. Heinrich II. (1466 — 1480) war ein großer Freund der Bürger, mit denen er faſt zu brüderlich verkehrte. Unter ihm verheerte 1473 abermals eine ungeheure Feuersbrunſt die arme Stadt.

Theoderich IV. (1480 — 1492) revidirte 1481, freilich erſt nachdrücklich vom Kurfürſten Ernſt dazu aufgefordert, die ſtiftiſchen Nonnenklöſter, in welchen von ſittlicher Zucht und Ordnung damals kaum die Rede war. Im J. 1486 führte Theoderich eine neue Kopfſteuer ein. Sowohl die Laien wie die Geiſtlichen mußten von einem Vermögen von 100 Gulden 1 Gulden, von 100 Groſchen 2 Groſchen abgeben. Dienſtleute, die jährlich weniger als 100 Groſchen verdienten, mußten gleichwohl die 2 Groſchen zahlen. Reiche, welche die Größe ihres Beſitzthums nicht öffentlich bekannt werden laſſen wollten, ſollten ein Regiſter ihrer Güter heimlich in den Kirchenkaſten der St. Wenzelskirche niederlegen. Wer dawider handle, falle in den Bann. Abſolution vom Banne finde dann nur derjenige, welcher für jeden verheimlichten Groſchen einen Gulden bezahle. Ein würdiges Seitenſtück zu den päpſtlichen „Jubeljahren," welche

aller 50 Jahre, dann aller 25 Jahre und endlich, ſo oft es dem römiſchen Kirchenfürſten beliebte durch die ausgedehnteſte Sündenvergebung ungeheure Geldſummen auf dem Stuhle Petri niederlegten. — Das Regiment dieſes Biſchofs iſt auch noch dadurch merkwürdig, daß 1486 durch den ſogenannten „naumburger Schied" Sachſen in zwei Theile, in das erneſtiniſche und albertiniſche Sachſen, getrennt wurde. Johann III. (1492 bis 1517) ſetzte aus freiem Antriebe die Reviſion der Klöſter fort und hielt vorzüglich in den Nonnenklöſtern eine gar ſtrenge Zucht. Nach dem Zeugniſſe Aller war dieſer Biſchof ein ſehr ſchöner Mann von herculiſcher Geſtalt. Die Bürger und Bauern, vorzüglich die ärmern, denen er öfters die Abgaben erließ, rühmten ſeine Huld und Freundlichkeit. Nicht ſo die Geiſtlichen, die für ſeinen Leichenſtein in der Domkirche keine andern Worte fanden, als: „Biſchof Johannes anno 1516." Johann hinterließ einen größern Stiftsſchatz, als alle ſeine Vorgänger, nämlich 8000 ſchwere Gulden.

In ſeinem Todesjahre 1517 (das die Mönche fälſchlich 1516 angeben) brannten abermals 770 Häuſer nieder. Den unglücklichen Bürgern wurden von allen Seiten Unterſtützungen zugeſandt. Auch Luther ſandte von Wittenberg aus eine ſeiner Schriften, durch deren Verkauf eine ſchöne Summe gewonnen wurde. Leider, leider wütheten ſchon 1518 kurz vor der Peter-Paulmeſſe von neuem die Flammen und zerſtörten auch Vieles an der Stadtkirche. Man konnte damals vom Markte aus durch die 5 Stadtthore hinausſehen.

Wir erwähnen hier ſogleich noch einen dritten großen Brand. Im J. 1532 brannte der andere Hauptheil der Stadt, die ſogenannte „Freiheit" nieder, gleichſam als ob die Naumburger an das Feuer hätten erinnert werden ſollen, deſſen weitreichende Flammen ſchon ſeit beinahe 2 Jahrzehnten ſo manchen morſchen Bau finſtern Aberglaubens und römiſchen Prieſterbetruges zerſtört hatten. Ein Vater und ſein Sohn, welche man damals der Brandſtiftung überführte, wurden nach dem Gerichtsbrauche jener Zeit mit glühenden Zangen zerfleiſcht, dann an den Armen und Füßen geradert und endlich auf einem Holzſtoße langſam zu Aſche verbrannt.

In Johann's Nachfolger finden wir ein gekröntes Haupt, Philipp nämlich (1517 — 1541), den Herzog von Baiern und Pfalzgraf am Rhein, der, weil er ſchon vorher auch das Biſchofsamt zu Freiſingen übernommen hatte, daſelbſt wohnen blieb und nur höchſt ſelten nach Naumburg kam. Seine Stellvertreter verwalteten unter ſeiner Aufſicht das Stift. Der Kurfürſt Johann Friedrich, Luthers treuer Schutzherr, mißbilligte mehr als einmal dieſes Auswärtsleben des Biſchof, der ihn ſeinen „Herrn Nachbar" nennt und die herkömmliche Uebergabe der Steuerregiſter verweigerte. Der Kurfürſt richtete wenig aus, bekam aber bald Gelegenheit, ſeine landesherrlichen Rechte geltend zu machen.

Der Lutherfunke war langſam, aber tief in die Herzen der Bürger gefallen. Die 1517 vom großen Reformator geſchenkte Schrift,

ſo wie manche andere ſeiner Beichtſchriften wurde viel gekauft und begierig geleſen. Der ſchlaue Ablaßprediger Tezel war zwar, nach einem vorausgeſandten apoſtoliſchen Schreiben, am 1. März 1517 unter dem Geläute aller Glocken von den Domherrn, von den Brüderſchaften der beiden Stadtklöſter, vom Stadtrathe und von der geſammten Bürgerſchaft feierlichſt in die Stadt eingeholt worden. Aber ſeine Geſchäfte mit den Ablaßzetteln waren nicht von Bedeutung, da nur dem niedern Volke ſeine heilloſe Sündenmäkelei behagte. Der wormſer Triumphzug führte unſern Luther durch Naumburgs Mauern und Viele begrüßten ſchon damals freudig das Morgenroth des neuen Kirchenhimmels. Die Afterfreiheit, welche Thomas Münzer in ſeinem Bauernaufruhre predigte, brachte auch 40 naumburger Bürger in den Kerker. Dr. Pfeffinger, der 1520 in der Stadtkirche die erſte evangeliſche Predigt gehalten hatte, mußte auf gleiche Weiſe in den Kerker wandern. Denn der Biſchof Philipp ſandte von Freiſingen aus treue Helfershelfer, welche ſein naumburger Stift von aller Ketzerei rein erhalten ſollten. Aber der Lichtſtrom der ſich durch die deutſchen Auen ergoß, war nach dem wormſer Tagen und nach der Ausſendung des verdeutſchten neuen Teſtamentes nicht mehr aufzuhalten. Schon 1525 mußte das naumburger Capitel den Magiſter **Lange** das erſte lutheriſche Predigtamt an der St. Wenzelskirche übernehmen ſehen. Philipps Drohungen, gekräftigt durch den Kaiſer Karl V. ſelbſt, der den Naumburgern die Meſſe entziehen wollte, zwangen freilich den Magiſtrat, 1529 den vielgehörten Lange († ſtarb 1548 als Superintendent zu Koburg) aus der Stadt zu weiſen. Als aber der Biſchof auch in den nächſten Jahren die Bemühungen der Bürgerſchaft, einen evangeliſchen Prediger zu erhalten, auf alle Weiſe zu vereiteln gewußt hatte, da wandte man ſich endlich 1537 an den Kurfürſten Johann Friedrich, der noch in demſelben Jahre auf Luther's Empfehlung folgende Prediger ſandte: den Dr. **Medler** als Oberpfarrer und den M. **Schumann** als Diaconus für die Stadtkirche und **Kaspar Hecht** für die Othmarskirche. Schon im J. 1536 hatte Luther auf Verlangen der Bürger ſeine wittenberger Freunde, Dr. **Juſtus Jonas** (den nachherigen Reformator des halliſchen Kirchenweſens) und Dr. **Hieronymus Weller** geſandt, welche vom grünen Donnerstage bis 8 Tage nach Oſtern wechſelsweiſe predigten, Beichte und Abendmahl hielten und die übrigen Pfarrgeſchäfte beſorgten. Auf dringendes Bitten des Stadtrathes kam Dr. Jonas kurz darauf noch einmal nach Naumburg und verwaltete das Pfarramt an der St. Wenzelskirche bis Mitte September. Kurz vor ſeinem Weggange weihete er am 8. September 1536 den aus der Nähe der Stadtkirche vor das Marienthor verlegten Gottesacker durch eine Predigt ein.

Der Biſchof Philipp verſuchte vergeblich, die kurfürſtlichen Anordnungen rückgängig zu machen. Sein Tod (1541) überhob ihn ohnehin bald alles Widerſtrebens.

Der Kurfürſt ging jetzt noch weiter. Er hielt dafür, daß jetzt die Zeit gekommen ſei, durch die Einſetzung eines **evangeliſchen**,

Biſchofs am Beſten für das Stift zu ſorgen. Er verbot allen Stifts-kirchen, zu Ehren des verſtorbenen Biſchofs Seelenmeſſen zu halten, verwarf die von den Kapitelbrüdern eiligſt unternommene Wahl eines neuen Biſchofs, des bisherigen Propſtes Julius von Pflug und berief Nicolaus von Amsdorf, welchen Luther 1524 als erſten evangeliſchen Prediger nach Magdeburg gebracht hatte, als den ſtif-tiſchen Oberhirten mit einem Gehalte von 600 Gulden. Früher war des Kurfürſten Augenmerk bei dieſer Wahl auf Luthern ſelbſt und auf den genannten Dr. Medler gerichtet geweſen. Beide verweigerten jedoch die Annahme der biſchöflichen Würde.*) Wohl aber erſchien Luther mit ſeinem getreuen Melanchthon in Naumburg und ordinirte in Gegenwart des Kurfürſten und anderer gekrönter Häupter Nico-laus von Amsdorf zum erſten (und letzten!) proteſtantiſchen Biſchof. Dieß geſchah am 20. Januar 1542 in der Domkirche, wo Luther auch ſelbſt predigte. Die Bürgerſchaft jubelte über dieſen errungenen Sieg. Der Adel dagegen hielt es mit dem, vom Kaiſer Karl V. begünſtigten, Julius von Pflug und verweigerte dem ordinirten Gegen-biſchof die verlangte Huldigung. Der Kurfürſt glaubte nicht auf halben Wege ſtehen bleiben zu dürfen. Viele Adliche, des Verrathes gegen den Kurfürſten und gegen das gereinigte Evangelium angeklagt, ſetzte er theils gefangen, theils vertrieb er ſie aus ihren Beſitzungen.

Wie zu erwarten ſtand, erregte dieſes Verfahren, wie der ganze Hergang der Sache in nahe und fern Staunen und Verwunderung. Auf das Nachdrücklichſte forderte 1544 der Kaiſer die Entfernung Amsdorfs, und Pflug's Annahme. Der Kurfürſt wußte auszuweichen. Da ſchlug die Unglücksſtunde des 25. April 1547. Der Kurfürſt verlor die mühlberger Schlacht (an der Elbe) und mit ihr Krone und Reich. Für Nicolaus von Amsdorf war nun kein Weilen mehr; er wich,**) und Julius von Pflug beſtieg den ſo lange verweigerten, katholiſchen Biſchofsſtuhl, um — als der letzte ſeines Glaubens den naumburger Krummſtab zu führen.

Am 21. Juni 1547 hielt der ſieggekrönte Kaiſer ſeinen Einzug in Naumburg, begleitet von dem, eben erſt zum Kurfürſten von Sachſen erhobenen, Herzog Moritz und von dem (durch den nieder-ländiſchen Freiheitskrieg) übelberüchtigten Herzog von Alba. In ſeinem Gefolge waren ferner die beiden gefangenen, proteſtantiſchen Fürſten, der entthronte Kurfürſt Johann Friedrich und der tapfere Landgraf Philipp von Heſſen.***)

---

*) Dem Dr. Medler hatte der Kurfürſt verſprochen: das zeizer Schloß als Reſidenz, freie fürſtliche Tafel, 5 Pferde und einen Reiſewagen nebſt der dazu gehörigen Bedienung und 600 Gulden baare Beſoldung.

**) Nicolaus von Amsdorf ſtarb 1565 Generalſuperintendent zu Eiſenach 82 Jahr alt.

***) Der kaiſerliche Beichtvater hatte ſich mit Pferden und Bedienung beim Oberpfarrer M. Deutſchmann (der ſein eigenes Haus in der Engelgaſſe ein Eckhaus dem Rothskeller gegenüber, bewohnte) einquartirt. Mehrere

Man kann den Biſchof Julius nicht geradezu beſchuldigen, ſein gegebenes Wort, das Lutherthum in ſeinem Stifte nicht unterdrücken zu wollen, gebrochen zu haben; ſein Mitwirken aber bei Abfaſſung des berüchtigten, für die Proteſtanten höchſt drückenden augsburger Interim*) zeugt keineswegs für ihn, zumal da er dieſes Interim in ſeinem Stifte ſo ſtreng zur Ausführung brachte. Er zwang 1550 den Stadtrath, den Oberpfarrer M. Deutſchmann und die beiden Diaconen an der St. Wenzelskirche, welche das Interim nicht unterſchreiben wollten, ihrer Aemter zu entſetzen, ſo daß die genannte Kirche 5 Jahre lang eigentlich gar keine Prediger hatte. Die Lehrer der lateiniſchen Stadtſchule beſorgten die Pfarramtsgeſchäfte und predigten auch bisweilen. Außerdem wurden noch viele ſtiftiſche Prediger auf Antrieb des Biſchofs Julius wegen jenem Interim vertrieben. Julius war ein tüchtiger Gelehrter, vielleicht der Gelehrteſte ſeiner Zeit, deſſen Rath, ſogar in weltlichen Dingen, dem Kaiſer ſtets willkommen war. Er ſtarb 1564. Im naumburger Dome iſt ſein Bildniß und ſeine aus Stein gehauene Statue zu finden. Naumburg war unter Julius zwei Mal (1555 und 1561) der Ort, wo die fürſtlichen Häupter der Proteſtanten Verſammlungen hielten, um die Angelegenheiten der lutheriſchen Kirche zu berathen. Auf der zweiten Verſammlung wurde der 1550 abgeſetzte Oberpfarrer M. Deutſchmann auf die dringenden Bitten der Bürgerſchaft wieder in ſein Amt eingeſetzt. Bei ſeiner erſten Predigt (am 26. März 1555) hatte derſelbe ſämmtliche Mit-

---

Feldprediger kamen täglich zu Sr. Hochwürden zum Beſuch und der arme Oberpfarrer und ſeine Gattin hatten vollauf zu thun, um dieſe Gäſte zu bewirthen. Bei dieſer Gelegenheit, wo Niemand auf die Kinder Acht haben konnte, fiel einmal das jüngſte Töchterchen des Oberpfarrers vor die Stubenthüre und fing an laut zu weinen. Da äußerte einer der fremden Herren auf eine bittre Weiſe ſeinen Unwillen und ſagte unter anderen, ſolche Muſik in einem geiſtlichen Hauſe zu hören, wäre ihnen allen, beſonders dem Herrn Beichtvater Sr. kaiſerlichen Majeſtät ſehr befremdend und zuwider. — Deutſchmann antwortete mit deutſcher Geradheit: „Sie hören freilich dergleichen in Ihren Wohnungen nicht, meine Herren; aber Ihre Kinder fallen und weinen doch auch, wie die unſrigen, nur in fremder Leute Häuſern." — Dieſe Antwort wurde ſo übel aufgenommen, daß Deutſchmann ſein Haus verlaſſen und außer demſelben ſich ſo lange verborgen halten mußte, bis das kaiſerliche Heer die Stadt im Rücken hatte.

*) Um dem ſaumſeligen Papſte Paul III. zu zeigen, daß man auch ohne ihn die argen Mißbräuche in der katholiſchen Kirche abſtellen könne, ernannte 1548 der Kaiſer Karl V. drei Männer (von katholiſcher Seite unſern Julius von Pflug und Michael Helding, Weihbiſchof von Mainz, von proteſtantiſcher Seite den brandenburger Hofprediger Johann Agricola), um einen Vergleich abſchließen zu laſſen, der einſtweilen (interim) beide Theile, die Katholiken und Proteſtanten, befriedigen könnte. Dieſes Interim enthielt nun freilich beinahe den ganzen Lehrbegriff der römiſchen Kirche und nahm den Proteſtanten, wenn nicht Alles, ſo doch ſehr Viel des bisher Errungenen. Die meiſte Schuld trug wohl der ehrſüchtige Agricola, der viel zu viel einräumte, um nur als Friedensſtifter glänzen zu können.

glieder der glänzenden Fürſtenverſammlung als Zuhörer in der St. Wenzelskirche.

Am Schluſſe der Geſchichte des biſchöflichen Regiments erwähnen wir noch die naumburgiſchen Burggrafen. Wenn ſolche hie und da bis ohngefähr 100 Jahre vor der Reformation auftreten, ſo hat man ſich darunter Grafen von ſehr untergeordneter Gewalt zu denken. Es waren urſprünglich nur kaiſerliche Schirmvögte, welche ihres Herrn, ohnehin ſchwache Rechte in der Stadt Naumburg und im übrigen Stifte wahren ſollten. Die nahen oſterfelder Grafen (das Städtchen Oſterfeld liegt zwei bis drei Stunden von Naumburg) wurden zuerſt von den Kaiſern zu dieſen Vögten auserſehen. Späterhin führen ſie den Titel: Burggrafen von Naumburg, ohne gerade in Naumburg ſelbſt gewohnt zu haben. Höherer Titel, ſchwächere Macht! Die biſchöfliche Glorie, die von der römiſchen Centralſonne ihr blendendes Licht empfing, überſtrahlte je länger deſto mehr die Burggrafen, die am Ende nur machtloſe Titulargrafen unſrer Tage wurden.

Nach Julius Tode traf der damalige Kurfürſt Auguſt ſo zweckmäßige Anſtalten, daß es weder die beiden Capitel zu Naumburg und Zeiz, noch der Kaiſer und Papſt verſuchten, abermals einen katholiſchen Biſchof einzuſetzen. Die ohnehin lutheriſch geſinnten Capitularen beſchloſſen in demſelben Jahre 1564 einmüthig, die Verwaltung des Stiftes einem weltlichen Fürſten zu übertragen, und erwählten als den erſten Adminiſtrator: Alexander, den älteſten Sohn des Kurfürſten. Da dieſer noch unmündig war, ſo übernahm ſein Vater als Vormund die Leitung der ſtiftiſchen, weltlichen Angelegenheiten. Einem Conſiſtorium, mit dem Stiftsſuperintendent (zu Zeiz wohnend) an der Spitze, wurden die geiſtlichen Angelegenheiten zugewieſen.

Alexander ſtarb ſchon 1565. Von nun an war der Kurfürſt Auguſt der ſelbſtſtändige Adminiſtrator des Stiftes (1565—1586), deſſen Bewohner, faſt lauter Lutheraner, zu ihm, als einem proteſtantiſchen Fürſten, ſich mehr hingezogen fühlten, als zu einem katholiſchen Oberhaupte. Da es dem Kurfürſten weder an Weisheit, noch an gutem Willen fehlte, ſo waren die Jahre ſeiner Regierung Segensjahre für das Stift.

Sein Sohn Chriſtian I. war der dritte Adminiſtrator (1587—1591). Im Jahre ſeines Regierungsantrittes erneuerten auf einer Fürſtenverſammlung zu Naumburg Brandenburg, Sachſen und Heſſen ihren gegenſeitigen Erbbund. Kurz darauf brachten die Crypto-Calviniſten,*) welche von Auguſt früher begünſtigt, dann aber unterdrückt worden waren, und die nun Chriſtian I. für ſich gewonnen hatten,

*) So nannte man alle diejenigen, welche in Betreff der Abendmahlslehre dem ſchweizeriſchen Reformator Calvin mehr anhingen als unſerm Luther. Da ſie bei Lebzeiten Luthers und auch ſpäterhin nur im Geheimen (crypto) ihre Lehrſätze zu verbreiten wagten, ſo erhielten ſie obigen Namen.

große Unruhe in das Stift. Alle Stiftsprediger wurden 1589 nach Zeiz geladen und bedeutet, daß fortan aller Religionshader, natürlich zum Vortheile der Cryptocalviniſten, aufhören ſolle. Letztere erhielten die einträglichſten Stellen. Sämmtliche Geiſtliche wurden 1591 abermals nach Zeiz beſchieden, um das Verſprechen zu geben, in Zukunft den Exorcismus (Beſchwörung des Teufels) bei der Taufhandlung wegzulaſſen. Das war für jene Zeit zu viel gefordert! — Die Bürger erregten einen Aufruhr, der die kurfürſtlichen Geſandten nöthigte, bei Nacht die Stadt zu verlaſſen. Trotz dieſer vergeblichen Verſuche wußte es die cryptocalviniſtiſche Parthei dahin zu bringen, daß viele Prediger aus ihren Aemtern und dem Stifte vertrieben wurden. Dieſe harte Maßregel wurde auch zu Naumburg ausgeführt, erregte aber daſelbſt einen ernſtlichen Tumult.

Mit dem Tode Chriſtian's war den Calviniſten der Untergang bereitet. Des verſtorbenen Kurfürſten jüngſter Sohn Auguſt wurde zum Adminiſtrator erwählt. Da derſelbe erſt zwei Jahre alt war, ſo übernahm deſſen naher Anverwandter, der Herzog von Weimar, Friedrich Wilhelm, ein entſchiedener Gegner der Calviniſten, die ſtiftiſche Verwaltung. Wurden auch für jetzt noch keine Gewaltmaßregeln ergriffen, ſo blieben dieſe doch nicht lange aus. Als nämlich 1601 Chriſtian II., der älteſte Sohn des verſtorbenen Kurfürſten, mündig geworden war und die Kurwürde angenommen hatte, warf ſich derſelbe zum Vormund ſeines Bruders Auguſt auf und erhielt ſomit die Adminiſtration des Stiftes. Seine erſten Schritte waren: gewaltſame *) Vertreibung aller calviniſtiſchen Prediger und Wiedereinführung des Exorcismus. Letztere war gewiß weiter nichts als eine leere Wortklauberei, die ſich aber dennoch Jahrhunderte lang auch nach dieſen Stürmen als Symbol der Rechtgläubigkeit erhielt. Die damalige, heilloſe Unduldſamkeit hörte nicht eher auf, als bis der Herzog Auguſt mündig geworden war, der von Dresden aus gar oft ſeine Stiftslande beſuchte und mit väterlicher Milde und Weisheit deren Angelegenheiten leitete von 1608 — 1615. Seine Räthe mußten ihm jedes Geſuch, jeden Antrag, jede Streitſache vorlegen. Letztere entſchied er ſtets ſelbſt und zwar gewöhnlich ſchnell.

Leider genoß das Stift nur kurze Zeit die treue Pflege dieſes ausgezeichneten Fürſten. Im Jahr 1614 erneuerten Brandenburg, Sachſen und Heſſen abermals auf einer großen Fürſtenverſammlung zu Naumburg ihren alten Erbbund. Auguſt war auch dabei, ſtarb aber ſchon im folgenden Jahre, noch nicht 27 Jahre alt.

Der Kurfürſt Johann Georg I. war von 1616 — 1653 der von den beiden Capiteln erwählte Adminiſtrator des Stiftes, ein langes Regiment, das durch die Drangſale des dreißigjährigen Krieges doppelt ſchwierig wurde. Freilich trug der Wankelmuth des zwiſchen den kriegführenden Partheien ſchwankenden Kurfürſten die meiſte

*) Chriſtian II. ließ 1601 den Kanzler Dr. Crell, den bisherigen Führer der calviniſtiſchen Parthei enthaupten.

Schuld, daß dieſe Drangſale für Naumburg und die andern Stifts-orte ſo unerträglich ſchwer wurden. Bis zum Jahre 1630 hielt es der Kurfürſt mit dem Kaiſer. Als aber letzterer die Herausgabe vieler ehemals katholiſchen Ländereien (darunter auch das zeiz-naumburger Stift) verlangte, ſo verband ſich Johann Georg mit dem großen Guſtav Adolph, ohne jemals deſſen wahrhaft treuer Bundesgenoſſe zu werden. Die große Heerſtraße, an welcher Naumburg liegt, wurde nicht leer von kaiſerlichen und ſchwediſchen Truppen, die ſich oft auf dem Fuße folgten. Am Reformationsfeſte 1531 hielt der Schwedenkönig ſeinen Einzug zu Naumburg. Vor dem „rettenden Engel" fielen die Bürger, wie die herzugeſtrömten Landleute auf die Kniee und „ſtritten ſich um die Gunſt, die Scheide ſeines Schwertes, den Saum ſeines Kleides zu berühren." — In der Vorahnung ſeines nahen Todes (in der lützner Schlacht am 6. November) rief der fromme Held: „Iſt es nicht, als ob mich dieſes Volk zum Gott mache! — Unſere Sachen ſtehen gut, aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieſes verwegene Gaukelſpiel ſtrafen und dieſem thörichten Haufen meine ſchwache, ſterbliche Menſchheit früh genug offenbaren." — Der König wohnte im Gaſthofe zum Scheffel (dem jetzigen preußiſchen Hofe) und nahm zu Naumburg Abſchied von ſeiner Gemahlin, die ihn nach wenig Tagen nur als Leiche wiederſah.

Im J. 1635 trat Johann Georg wieder zurück auf die Seite des Kaiſers. Die bis dahin von den kaiſerlichen Soldaten feindlich behandelte Stadt hatte davon wenig Gewinn. Denn nun übernahmen die ſeit dem Tode ihres Heldenkönigs gar arg verwilderten Schweden die Rolle der Blutſauger. Die Namen der ſchwediſchen Feldherren Banner, Roſen und Königsmark hatten für die bedrängten Bürger einen Schreckensklang, da ſie gleichbedeutend waren mit: Brandſchatzung, Plünderung und entſetzlicher Mißhandlung. Konnte die durch monatlange Einquartirungen, durch endloſe Durchmärſche verarmte Stadt die verlangten Geldſummen *) nicht zahlen, ſo wurden die Domherren und Rathsmitglieder gefangen geſetzt, oder als Geißeln in den Feldlagern mit herumgeſchleppt. Und wiederum kam es nicht ſelten vor, daß die wilden Kriegsſchaaren nach geſtilltem Gelddurſte dennoch die Stadt plünderten.

Die mit den Schweden verbundenen Heſſen und Franzoſen trieben daſſelbe grauſame Spiel mit dem, zum Bettler herabgeſunkenen Bürger, wie mit dem wehrloſen und darum verſpotteten Landmanne. Die kaiſerlichen Freunde brachten den geſchlagenen Wunden nicht lindernden Balſam, ſondern ſteigerten durch die, den Feinden abgelernte Habgier, die allgemeine Noth bis auf den höchſten Grad. Jene 30

---

*) Die von der Stadt erpreßten Gelder betrugen mindeſtens die Summe von 50,000 Thlr., — eine für jene geldarme Zeit gewiß große Summe. Und doch war dies nur der vierte Theil von dem, was die unerſättliche Soldateska erpreſſen wollte.

Kriegsjahre waren, wie für ganz Deutſchland, ſo beſonders auch für Naumburg eine lange, heiße Thränenzeit. — Aus dem großen Trauergemälde der damaligen Stadt heben wir vorzüglich drei Punkte hervor. —

Am 9. Februar 1637 brannte das Georgenkloſter ab, wahrſcheinlich angezündet von 1000 kaiſerlichen Reitern, welche theilweiſe in demſelben Quartier gehabt hatten. Vom 1. bis 6. September 1642 belagerte der ſchwediſche General Königsmark die Stadt, welche vom kaiſerlichen Oberſt Goldacker tapfer vertheidigt wurde. Nachdem der Schwede vergeblich ſeine Feuerkugeln geworfen hatte, um die Stadt anzuzünden, nachdem er vergeblich ſeine Kanonen hatte ſpielen laſſen, um in der Stadtmauer eine Breſche zu öffnen, zog er endlich mit ſeinem Kriegsvolke von dannen, um die bald darauf erfolgte Schlacht bei Breitenfeld mit gewinnen zu helfen. Dieſe vergebliche Belagerung mag wohl, wenn auch nicht die einzige Urſache, ſo doch einer der Hauptgründe geweſen ſein, weshalb 1644 der ſchwediſche Obergeneral Torſtenſohn die Stadtmauern und deren Thürme theilweiſe abtragen ließ. Noch heutigen Tages ſieht man an mehreren Stellen den Höhepunkt der frühern Mauern.

Der osnabrück-münſterſche (weſtphäliſche) Friede brachte 1648 den deutſchen Landen, brachte auch der gedrangſalten Stadt die langerſehnte Ruhe, eine Ruhe, die erſt nach 100 Jahren die Furie des ſiebenjährigen Krieges ſtören ſollte.

Der Kurfürſt Johann Georg I. verwaltete nach den beſchwichtigten Kriegsſtürmen das Stift noch fünf Jahre bis 1653, wo er letzteres drei Jahre vor ſeinem Tode ſeinem jüngſten Sohne Moritz (1653 — 1681) übergab, und zwar nicht blos als eine unſichere Adminiſtrativ-Beſitzung, ſondern als eine ſelbſtſtändige Herrſchaft. Moritz wurde ſouverainer Landesfürſt des Stiftes, mit der Zuſicherung einer feſten Erbfolge für ſeine Kinder. Er nannte ſich nach der ſtiftiſchen Urſtadt: Herzog von Sachſen-Zeiz und erhielt durch das väterliche Teſtament noch bedeutende Ländereien zu ſeinem Stifte. Dieſe völlige Säculariſirung des ſtiftiſchen Gebietes war wohl eine Folge der Länderzerſtückelung, durch welche der alte Kurfürſt nicht blos ſeinem Erſtgebornen, ſondern jedem ſeiner 4 Söhne Land und Leute hinterlaſſen wollte.

Moritz, deſſen angeborner Muth in den langen Kriegsjahren nicht gelähmt, ſondern nur geſtählt worden war, führte mit kräftiger Hand das neugeſchaffene Scepter und war und blieb ein Mann, der alten, deutſchen Treue. In ſeinem 34ſten Jahre trat er die Regierung an und nahm ſeinen Wohnſitz zu Naumburg in der von den Bürgern neuerbauten Reſidenz (dem jetzigen Packhofe am Markte). Nach zehn Jahren bezog er aber nach ſeiner zweiten Verheirathung mit einer weimariſchen Prinzeſſin das ebenfalls neuerbaute Schloß zu Zeiz. Daſelbſt gelang es ihm nach hartem Kampfe gegen das dortige Capitel, deſſen übergroße Einkünfte zu verringern und die gewonnenen Gelder auf Gründung von Schulen und Heilanſtalten zu verwenden.

Die naumburger Capitelsherren, mit denen er mehr befreundet war, ließ er bei ihren alten Rechten.

Nach der feſtgeſetzten Erbfolge wurde ſein älteſter Sohn *Moritz Wilhelm* Herzog von Sachſen-Zeiz (1681—1717). Dieſer hatte ſich in mehreren Fächern, vorzüglich auch in der Theologie, gründliche Kenntniſſe erworben und keineswegs fehlte es ihm an Geſchick, wie an gutem Willen, ſeine Unterthanen zu beglücken. Aber leider hielt er die Zügel der Regierung nicht ſo ſelbſtſtändig, wie ſein kräftiger Vater. Er war nämlich ſehr abhängig von dem ſächſiſchen Kurfürſten, Auguſt dem Starken, der ihm Gelder auf Gelder abzulocken wußte, um ein üppiges Hofleben führen und für die Behauptung der erworbenen Polenkrone gegen den verwegenen Schweden, Karl XII. kriegen zu können. Der Herzog gab, ſo lange er geben konnte; eine Menge bisher ganz unbekannter Steuern wurden eingeführt, welche der Stadt Naumburg wie allen andern Stiftsorten höchſt läſtig fielen. Da auch dieſe Steuereinnahme nicht zureichen wollte, ſo ging Moritz Wilhelm in ſeiner Hingebung für Auguſt den Starken ſo weit, daß er eine ungeheure Schuldenlaſt auf ſeine Schultern wälzte, eine Schuldenlaſt, die er endlich kaum mehr zu tragen vermochte. Da ſtand nun der Herzog auf der jähen Klippe, von welcher gerade jene Zeit ſo Viele in den Abgrund hinabdrängte. Damals ſtrebte nämlich die katholiſche Kirche mehr als irgend jemals, Bekenner des proteſtantiſchen Glaubens in ihren Schooß herüberzulocken. Solches Streben wurde leider nur zu oft mit unerhörtem Erfolge gekrönt. Jeſuitiſche Schlauheit umgarnte das auserſehene Schlachtopfer von allen Seiten; zerriß der Proteſtant nicht *bald* die gelegten Schlingen, ſo zerriß er ſie gemeiniglich nie. Gegen die wahren Freunde mißtrauiſch gemacht, gewöhnte er ſich, Ohr und Herz dem alten Glaubensfeinde zuzuwenden, deſſen dargebotene Hand er endlich ergiff, um aus ſelbſtverſchuldeten oder — was viel öfterer der Fall war — aus den, von papiſtiſcher Hinterliſt herbeigeführten, Drangſalen herauszukommen.

Herzog Moritz Wilhelm wurde umgarnt und — fiel. Wohl weigerte er ſich in ſeiner großen Finanznoth lange, römiſche Gelder anzunehmen; wohl wußte er als gelehrter Laie die ſophiſtiſchen Beweiſe für die Ewigkeit des Stuhles Petri, wie für den baldigen Untergang der mit ſich ſelbſt uneinigen Lutheraner lange Zeit von ſich abzuwehren. Endlich aber ſchlug doch ſeine Stunde! — An einem ſtillen Orte Böhmens ſchwur der Herzog im *Geheimen* 1715 ſeinen lutheriſchen Glauben ab, und wurde Katholik. Daſſelbe that er zwei Jahre ſpäter *öffentlich* zu Leipzig.

So ſah die proteſtantiſche Chriſtenheit in demſelben Jahre, wo vor 200 Jahren Sachſen die erſten Blüthen der Reformation ſchützend gepflegt hatte, einen Hauptzweig des herrlich gediehenen Lutherbaumes abſterben, — den *dritten* Hauptzweig ſeit 22 Jahren!*) —

---

*) Schon im Jahre 1695 war Chriſtian Auguſt, der jüngere Bruder unſres Herzogs, zur römiſchen Kirche übergetreten, und hatte die hohe Stufe

Die nächſte Folge dieſes unſeligen Schrittes war, daß das naumburger Domcapitel, geſtützt auf die ſeit der Reformation geltenden Statuten, welche nur einen evangeliſch-lutheriſchen Adminiſtrator zuließen, den Herzog ſeiner Würde für verluſtig erklärte, ein Beſchluß, der den irregeleiteten Moritz Wilhelm tief erſchütterte, deſſen Gültigkeit er aber endlich anerkennen mußte. *)

In den letzten Regierungsjahren des Herzogs wurde Naumburg von zwei großen Feuersbrünſten heimgeſucht. Die erſte entſtand 1714 am 29. Juni, als am erſten Meßtage, durch die Unvorſichtigkeit eines Pulverhändlers, der (nach damaliger Sitte!) mit 10 andern Pulverhändlern in der Fiſchgaſſe ſeine Waare feil hielt, von deren Güte er einen kaufenden Jäger überzeugen wollte. Es war Nachmittags zwei Uhr, als der entſetzliche Pulverſchlag, welchen man über vier Meilen weit hörte, die ganze Stadt erſchütterte. Die Schwammhaufen, welche neben den Pulverbuden gelegen, wurden vom Winde nicht über die Stadt, ſondern nach der Domfreiheit und nach den Vorſtädten geführt, und zündeten die dürren Stroh- und Schindeldächer an zehn Orten an. Gegen vierzig Menſchen wurden von der Gewalt des Pulvers zerſchmettert, und 431 Häuſer, die Scheunen und Hintergebäude nicht mitgerechnet, in Aſche gelegt. Von den beiden Vorſtädten blieben 88 Häuſer ſtehen, von der Domfreiheit nur 25.

Blieb dieſesmal die innere Stadt, bis auf die wenigen, vom Pulver niedergeſchmetterten Häuſer verſchont, ſo wurde ſchon 1716 ein Drittheil derſelben von dem zweiten Brande zerſtört. Jetzt war es der 30. April, als Nachts 1 Uhr die Sturmglocken ertönten. Der Morgen fand 225 Feuerſtätten, der ganze, ſüdlich gelegene Stadttheil. Die „göttliche Brand- und Bußpredigt," welche der damalige Diaconus an der St. Wenzelskirche, M. Gſchwend, am folgenden Jubilate-Sonntage hielt, liefert uns nicht das anziehendſte Sittengemälde der damaligen Zeit. Einzelne Stellen aus dieſer Predigt (über Amos 4, 11 — 12) ſind folgende: „Die vornehmſte Urſache (nämlich der Landplagen und der entſetzlichen Feuersbrünſte) iſt die Verachtung des göttlichen Wortes, der laulichte, gar ſehr verfallene Gottesdienſt; wenn Menſchen den Geiſt Gottes ſich nicht wollen ſtrafen laſſen, wenn die Predigten nur etwa aus Gewohnheit, die Betſtunden von

---

eines Cardinals und ungariſchen Erzbiſchofs erſtiegen. — 1697 war der genannte Kurfürſt von Sachſen, Auguſt der Starke, Katholik geworden, um die polniſche Krone auf ſein Haupt ſetzen zu können, eine Krone, die ihm ſchon nach 9 Jahren der Kriegsgott, gleichſam als Rächer der dem Lutherthume angethanen Schmach, wieder vom Haupte ſtieß.

*) Nur 1 Jahr lang triumphirten die katholiſchen Schleichhändler. Der Herzog trat ſchon 1718 zur lutheriſchen Kirche wieder zurück, mehrmals tief erſchüttert durch die Rede des halliſchen Waiſenhausſtifters Auguſt Hermann Franke, welchen die tiefbetrübte Herzogin ihrem Gemahle zuzuführen gewußt hatte. Der Herzog ſtarb wenige Wochen nach dieſer Heimkehr in das lutheriſche Vaterhaus, 55 Jahre alt.

Vielen gar nicht beſucht werden, da läßt Gott die Sturmglocke anziehen. Er läßt mit allen Glocken läuten: Verſammlet euch und kommt her, ihr feindſeliges Volk . . . . Alle Brandpredigten, deren binnen 4 Jahren von dieſer Kanzel mehr gehalten worden ſind, als ſonſt in 200 Jahren, ſind dahin gerichtet geweſen, daß ſich die Sünder zum Herrn bekehren möchten. Hat es wohl viel gefruchtet? Seyd ihr frömmer geworden? Der Prophet redet frei heraus, er nimmt kein Blatt vor das Maul, wenn er ſpricht: Noch bekehret ihr euch nicht zu dem Herrn . . . . Am Sonntage verachten Viele Gottes Wort, ſonderlich die Katechismuspredigten, laufen auf die Dörfer, ſetzen ſich in die Schenken, ſie ſetzen ſich zu ſaufen und ſtehen auf zu tanzen und ſpringen, gleich als ob der Himmel voller Geigen hinge. Dieſer Mißbrauch iſt vielmal, ſonderlich letzthin am andern Oſterfeiertage, nachdrücklich geſtraft worden. Allein was hat's geholfen? Helfen doch bei Vielen die äußerſten Strafgerichte nicht, was ſollte der armen Prediger Ermahnung fruchten? Manche haben ſich im Dorfbiere (wiewohl ihr bezahlt auch Waſſer mit baarem Gelde, nur daß ihr eure Luſt büßet) einen ungeſunden Leib, zerſtümmelte Glieder, ein brandgemarktes Gewiſſen geſoffen und hilft doch Alles nicht. Viele ſind darüber in Armuth gerathen und hilft doch Alles nicht. Es ſind Mordthaten auf ſolchen Wegen geſchehen und hilft doch Alles nicht . . . . . Was ſoll man denn dem thun, der arme Abgebrannte beraubt? Weh! weh! weh! den Branddieben; das geraubte Gut wird Adlersfedern bekommen, und all' ihr Vermögen verzehren. Wird das Entwendete nicht wieder gebracht und bereuet, ſo wird es auf der Diebe ihren Seelen verbrennen, es bleibt keiner ungeſtraft. Der Herr wird's ſehen und richten . . . . . Heute ſo ihr die Stimme eures Gottes höret, ſo verſtockt eure Seelen nicht. Mehr kann ich nicht reden. Ich habe mich müde gerufen, mein Hals iſt heiſch. Zu Dir wende ich mich, großer Gott . . . .

Kehren wir nun zu dem Brande zurück, welchen Moritz Wilhelm durch ſeinen Religionswechſel in die Herzen ſeiner Unterthanen geworfen hatte. Da der Herzog bei ſeiner Abſetzung ohne männliche Nachkommen war, ſo griff **August** der Starke, Kurfürſt von Sachſen nach dem Stifte, als nach einem ihm zuſtehenden Erbe und verſchmolz es mit ſeinem Kurlande (1717 — 1733). Freilich war auch er Katholik und das naumburger Capitel weigerte ſich lange, ihn als den rechtmäßigen Oberherrn anzuerkennen. Endlich aber verglich man ſich mit dem Kurfürſten, ſtellte jedoch die ſtiftiſchen Kirchenſachen unter die Obhut einer evangeliſchen Kircheninſpection.

Unter der Regierung ſeines Sohnes, des Kurfürſten **Friedrich August II.** (1733 — 1763) führte die große Heerſtraße abermals ſchlimme Kriegsgäſte nach Naumburg. Die Stürme des 7jährigen Krieges trafen die Stadt ſehr hart. Schon im erſten Jahre (1756) ſandte Friedrich II., Preußens großer Heldenkönig, nachdem er bei Pirna 16,000 ausgehungerte Sachſen ohne Schwertſtreich gefangen genommen, nach Naumburg eine ſtrenge Ordre, nach welcher Getreidemagazine errichtet und ſofort eine große Menge Lebensmittel nach

ſeinem Standquartiere abgeliefert werden ſollten. Da der Stadtrath, durch unzeitige Einflüſterungen bewogen, dieſem Befehle nicht Folge leiſtete, ſo rückten alsbald ziethen'ſche Huſaren ein, welche das Geforderte bald herbeiſchafften und noch obendrein 12,000 Thlr. executirten. Da dieſe Summe nicht ſchnell genug gezahlt wurde, ſo führten die Soldaten nach Schwedenmanier mehrere der vornehmſten Bürger als Geißeln mit ſich fort. Noch in demſelben Jahre traf Friedrich der Große ſelbſt in Naumburg ein, wo er zwei Tage verweilte. Da die Naumburger neuverlangte Mundvorräthe nicht ſchaffen konnten, ſo ließ er im nahen Köſen 700 Klaftern Holz verkaufen. Nach der gewonnenen Schlacht bei Leuthen (1757) mußte Naumburg abermals an Friedrich 30,000 Thlr. zahlen und im folgenden Jahre 18,000 Thlr. Die Durchmärſche, Einquartirungen und Plakereien des dreißigjährigen Krieges wiederholten ſich jetzt zum Verderben der Bürgerſchaft. Als 1759 der Magiſtrat unter dem Schutze der Reichsarmee, die vor den Thoren der Stadt lagerte, die von Friedrich verlangten 15,000 Thlr. verweigert hatte, ſo mußten ſpäterhin nach Ankunft der Preußen 100,000 Thlr. gezahlt werden. Eine noch größere Summe wurde 1761 von der unglücklichen Stadt erpreßt, welche dieſe ungeheuren Summen in ſo kurzer Zeit nicht anders, als durch Anleihen zu ſchaffen wußte. Für das Jahr 1762 verlangte Friedrich 200,000 Thlr. — Nur der hubertsburger Friede befreite 1763 die verzweifelnde Stadt von dieſer letzten und größten Brandſchatzung.

Noch zwei Mal ſollte das Kriegstheater an Naumburgs Mauern herangerückt werden, 1806 und 1813.

Der Kurfürſt **Friedrich Auguſt** III., den unſer jetziges Jahrhundert unter dem Namen Auguſt der Gerechte (geſtorb. 1827) kennt, hatte 1763 die Zügel der Regierung ergriffen. Sein unſeliges Feſthalten an dem vergötterten Helden Frankreichs raubte ihm die ſchönſte Perle aus der alten Sachſenkrone. Was Naumburg davon zu erzählen weiß, iſt Folgendes:

Nachdem Sachſen 1806 mit ſeinem preußiſchen Nachbar, um nicht von dieſem wie 1756 überrumpelt zu werden, ein Bündniß **gegen** Napoleon geſchloſſen hatte, ſo befahl Friedrich Wilhelm der III., der Preußen König, wie ſein großer Ahne vor einem halben Jahrhundert, daß in Naumburg ein großes Kriegsmagazin errichtet wurde. Den ganzen September und die erſte Octoberwoche hindurch wurden aus Preußen, Sachſen und Thüringen ungeheure Vorräthe von Getraide, Heu, Stroh, Brod, Holz ꝛc. in der Stadt und vor ihren Thoren aufgehäuft. Die bisher leere Dompropſtei (das jetzige Oberlandesgericht) wurde zuerſt angefüllt, dann die Domkirche, die Marienkirche und faſt alle großen Gebäude. Am 16. September wurden die erſten preußiſchen Soldaten einquartirt, denen in den nächſten Tagen die ganze preußiſche Armee nachfolgte. Am 23. Septemb. hielt der preußiſche Monarch mit ſeiner Gemahlin den Einzug und bezog am Markte die Reſidenz, die 1653 dem Herzog Moriz erbaut worden war. Er wohnte daſelbſt 12 Tage, um die letzte Antwort aus Paris abzuwarten, nicht ahnend, daß ſchon nach

12 Tagen der ſieggekrönte Franzoſenkaiſer aus denſelben Gemächern auf die Parade ſeiner alten Garde herabblicken werde.

Eine Menge Fürſten und Generäle verſammelten ſich nach und nach um das preußiſche Herrſcherpaar; Naumburg hatte das Anſehen der lebendigſten Reſidenzſtadt. Jeden Tag war große Parade auf dem Markte. Am 29. Sept. beſuchte Friedrich Wilhelm III. das 3 Stunden entfernte Schlachtfeld bei Roßbach (hinter dem, im Eingange genannten Gaſthofe zum Luftſchiff gelegen), wo vor 50 Jahren daſſelbe Volk, mit dem er es jetzt zu thun hatte, ſchmachvoll gedemüthigt worden war. Tags zuvor hatte ſeine Heldenmüthige Gemahlin Louiſe denſelben Weg, aber nur bis zur „Henne" eingeſchlagen um von den dortigen Felſen die Ausſicht in das herrliche Saalthal zu genießen. Noch heute trägt auf jenen Höhen ein Denkſtein, umgeben von Pappeln, die Worte: Louiſens Ruhe.

Am 4. October folgte der König ſeinem nach Weimar aufgebrochenen Heere nach. Sonnabend den 11. October kammen flüchtige Preußen und Sachſen und brachten die erſte Trauerbotſchaft über die ſaalfelder Niederlage; Tags darauf erſchienen Nachmittags 3 Uhr die erſten Franzoſen, 8 berittene Jäger, vor dem Salzthore. Die in der Stadt befindlichen Flüchtlinge ſchoſſen, nach Schließung des Thores, einen derſelben nieder, eine übel angebrachte Tapferkeit, welche der Stadt beinahe großes Verderben gebracht hätte, da man franzöſicher Seits glaubte, daß einer der Bürger den tödtlichen Schuß gethan habe. *) Das Hauptcorps jener 8 Chaſſeurs rückte ſchon nach einer Stunde in die Stadt ein. So mußten denn endlich die Bürger an das glauben, was ſie ſo gern für eine Unwahrheit gehalten hätten, daß ſie nämlich in die Hand des deutſchen Erfeindes gegeben ſeyen. Die nächſte Nacht brachte, den berüchtigten Davouſt mit ſeinen 40,000 Mann Avantgarde nach Naumburg, das nun mit ſeiner Umgegend am 13 October *ein* großes Bivouac wurde. Die verſprochene Schonung der Stadt war nichts weiter, als ein leeres Gaukelſpiel: es wurde geraubt und geplündert, wo irgend etwas zu finden war. Dabei fehlte es nicht an entſetzlichen Mißhandlungen der Bürger und noch mehr der ganz wehrloſen Landleute. Zum Glück gab es keinen Mangel an Fourage, da die ſeit Wochen aufgeſpeicherten Magazinvorräthe den wilden, davouſt'ſchen Horden zu Gute kamen. In der Schreckensnacht vom 13. — 14. October haben wohl nicht 2 Augen geſchlafen. Dovouſt führte ſeine Schaaren nach dem Schlacht-

---

*) Das nahe Dorf Priesnitz mußte in einem ähnlichen Falle ſchrecklich büßen Die daſigen Bauern hatten nämlich, wie das Gerücht ging, einige Franzoſen erſchlagen. Das Strafurthel lautete: Einäſcherung des Dorfes und Erſchießung der männlichen Gemeindeglieder. Nur durch die flehendlichen Bitten und die umſichtige Weisheit des Ortspfarrers wurde der blutige Befehl nicht vollzogen. Der mit der Execution beauftragte Officier ließ nur einige Hütten anzünden und die gebundenen Bauern vor dem Dorfe in einer langen Reihe zwar niederknieen, aber die Kugeln nicht nach ihren Herzen ſondern in die Luft ſenden.

felde. Schon früh 6 Uhr brüllten die Kanonen von Auerſtedt und Haſſenhauſen über den Saalberg. Das Kleingewehrfeuer glich dem ununterbrochenen Klappern vieler fernen Mühlen. Um 3 Uhr Nachmittags war das blutige Werk vollbracht. Der Preußen König welche hier ſelbſt mit dem braunſchweiger Herzog den Feldherrnſtaab geführt hatte, war ein ohnmächtiger Flüchtling geworden und Napoleon blieb für Europa der angebetete, der gefürchtete Kriegsheld. Bis zum Abend deſſelben 14. October wurden gegen 8000 Verwundete (Preußen wie Franzoſen) nach Naumburg geſchafft; die St. Wenzelskirche, die Domkirche, die Othmarskirche und viele andre öffentliche, ſo wie Privatgebäude waren ſchnell in Lazarethe umgeſchaffen. Der ſchlimme Davouſt brachte ſeine ſiegestrunkenen Soldaten wieder mit zurück. Der Jammer der Verwundeten, die Habgier der übermüthigen Krieger, die Feuersgefahr in den Straßen, wo hohe Wachfeuer brannten, waren groß und brachten die Bürger auf's Aeußerſte. Daß bei Jena an ſelbigem Tage eine gleiche Niederlage ſtatt gefunden, wurde bald ruchbar. Am 15. October kamen die beiden franzöſiſchen Heere von Jena und Auerſtedt an, um nach Halle und Leipzig weiter zu marſchieren. Manches Bürgerhaus mußte 70 bis 80 Mann in's Quartier nehmen. In der Nacht auf den 16. October traf die franzöſiſche Garde ein, um auf gleiche Weiſe die Häuſer und Straßen anzufüllen. Nach einigen Stunden, als es Tag geworden war, hielt Napoleon ſelbſt ſeinen Einzug und ſtieg im Reſidenzhauſe ab. Den abgeſandten Magiſtratsperſonen gab er den Troſt, daß Alles ſchnell wie ein Gewitter vorüberziehen werde. Am 17. October Vormittags hielt die franzöſiſche Garde auf dem Markte eine glänzende Parade. Nach dem Mittagseſſen zog der Kaiſer mit dieſen in 2 Welttheilen erprobten Getreuen über eine Schiffbrücke an der Henne nach Halle. Bis Ende October dauerten die erſchöpfenden Einquartirungen, die beſchwerliche lebensgefährliche Pflege der Fieberkranken und Verwundeten. Die erſten Tage des Decembers brachten wieder einige Ordnung in die Geſchäfte und öffneten die Pforten der Tempel. So war Naumburg beinahe 2 Monate lang der Tummelplatz für Hunderttauſende von Kriegern, von denen die zweite Hälfte gleich einem wilden Strome die ſauer erworbene Habe verſchlang und Leben und Geſundheit grauſenhaft bedrohten. Wenige Tage nach der unglücklichen Doppelſchlacht erfuhren die Bürger, daß ſie nach den Willen ihres Kurfürſten, der nun bald zum König erhoben wurde, Verbündete der Franzoſen geworden ſeyn. Das Schutzbündniß mit dem übermächtigen Sieger war geſchloſſen, aber die tiefen Wunden bluteten noch jahrelang, weil neuaufgebürdete Laſten, ungeheure Truppenmärſche und endloſe Einquartirungen die erſehnte Heilung nicht zuließen.

Ehe wir dem letzten Drama des J. 1813 näher treten, gedenken wir noch eines Vorfalles, der dem Helden dieſes Drama beinahe vier Jahre früher den Untergang bereitet hätte. Am 13. October 1809 hielt Napoleon im Schloßhofe zu Schönbrunn (bei Wien) eine Muſterung ſeiner Soldaten. Bei ſolcher Gelegenheit kam es oft

vor, daß ihm Einzelne aus dem Volke ihr Bittſchreiben eigenhändig überreichen durften. Auch dieſes Mal naht ſich ein Jüngling feſten Schrittes. Der Marſchall Berthier giebt demſelben die Weiſung, ſeine etwaige Bittſchrift an den General Rapp abzugeben. Der Jüngling weicht nicht, ſondern drängt ſich mit kühnem Muthe näher an den Kaiſer heran. Auf einen Wink Rapp's iſt der auffallende Bittſteller ein machtloſer Gefangener. Das bei ihm vorgefundene, große, ſcharfgeſchliffene Küchenmeſſer erregte dringenden Verdacht. Dem General Rapp, welcher nach der Muſterung den Gefangenen verhörte, erklärte letzterer frei und offen, daß er den Kaiſer, Deutſchlands Tyrannen, habe umbringen wollen. Napoleon, der während der Muſterung die ihm drohende Gefahr gar nicht bemerkt hatte, ließ ſich den Jüngling vorführen und erhielt in der Mitte ſeiner Generäle dieſelbe grauenvolle Antwort. Er wollte dem Unglücklichen das Leben ſchenken unter der Bedingung, daß derſelbe ſein begonnenes Werk verdamme und um Verzeihung flehe. — Der Jüngling wies ruhig *) das Geſchenk zurück und wurde am 4ten Tage nach ſeiner Gefangennehmung im Garten zu Schönbrunn erſchoſſen.

Dieſer Jüngling war der 18jährige Sohn des Pfarrers Staps**) an der Othmarskirche zu Naumburg; er hatte ſich zu Erfurt dem Kaufmannsſtande gewidmet und in dieſer Stadt den Kaiſer zum erſten Male geſehen, auf der großen Fürſtenverſammlung im Jahre 1808.

Dem Meuchelmorde war Napoleon gülcklich entronnen, nicht ſo den harten Schlägen eines unbarmherzigen Winters und dem allgemeinen Völkerſturme.

In den erſten Frühlingstagen des J. 1812 ſah Naumburg die zahlloſen Kriegsſchaaren Frankreichs und ſeiner Verbündeten gegen den nordiſchen Rieſen ziehen Rußland ſollte fallen, aber ſeine ungemeſſenen Eisfelder wurden für die europäiſchen Länderräuber ein ungeheures Grab. Mit welchen Gefühlen mochte der gedemüthigte Kaiſer in der Nacht des 15. December die Stadt Naumburg und die auerſtedter Schlachtebene wiederſehen! Der nichts weniger als kaiſerlich geſchmückte, kaiſerlich geſchützte Schlitten wäre damals eine ſchwache Wehre gegen einen zweiten Mordſtahl geweſen! — Die traurigen Ueberreſte einer vom Hunger, von der Kälte und vom Feindesſchwerte aufgeriebenen Armee folgten der Spur des Kaiſers auch durch Naumburg und verbreiteten daſelbſt den Krankheitsſtoff

*) Noch auf Sct. Helena erklärte der Kaiſer, daß die ſchlimmſten Attentate, welche man auf ſein Leben gemacht habe, die des italieniſchen Bildhauers Gerachi (am 10. October 1800 zu Paris) und des „Fanatikers von Schönbrunn" geweſen ſeyen.

**) Der alte Vater Staps lebt jetzt noch (1841) zu Naumburg als ein kinderloſer, 84jähriger Greis, dem Augenlicht und Gehör geſchwunden ſind. Sein jüngſter Sohn, auch ein Handlungsdiener, wurde 1821 zu Florenz ein Opfer des Nervenfiebers.

des furchtbaren Nervenfiebers, das ſo manchen Vater, ſo manche Mutter in der ſchönſten Lebensmitte dahinraffte.

Der April 1813 machte Naumburg zur Grenzſcheide, bis wohin die nordiſchen Racheſchaaren vordrangen, um den wiedererſtandenen Franzmann auf deutſchem Boden zu begrüßen. Am 26. April zogen die Ruſſen ihre, bis an die Saale vorgeſchobenen, Poſten nach Zeiz zurück; die franzöſiſche Avantgarde von 10,000 Mann rückte in die Stadt ein. Bis zum erſten Mai wälzte ſich der ungeheure Menſchenſtrom, welcher ſich abermals von Frankreich aus ergoſſen hatte, durch das Saalthal nach Weißenfels hinunter. Die Noth ſtieg wiederum auf das Höchſte. Woher Brod nehmen für die Hunderttauſende?

Am 29. April Morgens 10 Uhr kam der Kaiſer ſelbſt in der Mitte ſeiner Garde, die freilich ihre meiſten Helden in das nordiſche Wintergrab gelegt hatte. Nachdem Napoleon an der Poſt abgeſtiegen war, unternahm er vor Allem einen Ritt nach den Höhen der Stadt, vorzüglich nach dem Galgenberge, um das Thal für den Fall eines Rückzuges zu recognosciren. Eine Schanzenreihe von der Stadt bis zur Saale erhob ſich in den nächſten Tagen.

Am 2. Mai hörte man den fernen Schlachtendonner von Lützen her. Die Glücksſonne des Kaiſers ihrem Untergange nahe, leuchtete nicht mehr ſo hell: der Kampf war blutig, aber nicht entſcheidend. Naumburg wurde wieder ein großes Lazareth für 25,000 — 30,000 Verwundete. Das Nervenfieber ſchwang mit neuem Grimme ſeine Grabesgeißel; der Preis für die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe ſtieg zu einer bis dahin noch nicht dageweſenen Höhe. Die 5 Monate bis zur leipziger Völkerſchlacht waren für die Stadt eine drangvolle Zeit. Frankreich ſendete ſeinem Kaiſer viele Tauſende friſcher Hülfsvölker, die faſt ſämmtlich die große Heerſtraße durch Naumburg wählten; Krankheit, Hunger und die beſtändige Furcht vor feindlichen Ueberfällen quälten auch den muthigſten Bürger bis zur völligen Entkräftung. Bis zum 12. September war die Stadt in den Händen der Franzoſen. In der folgenden Nacht aber wußte der ruſſiſche General Thielemann (der kurz nach der lützner Schlacht von den Sachſen zu den Ruſſen übergetreten war) mit ſeinem Streifcorps die Uebergabe der Stadt zu erzwingen. Am Morgen des 13. September wurden die 300 Franzoſen, welche die ſchwache Beſatzung gebildet hatten, vor das Jakobsthor geführt, wo ihnen die Ruſſen die Gewehre zerbrachen. Die von Napoleon anbefohlenen Schanzarbeiten wurden wieder zerſtört. In den nächſten vier Wochen fielen bei Naumburg, auch einmal (am 13. October) in der Stadt, mehr oder minder blutige Gefechte vor, durch welche der General Thielemann die nach Leipzig eilenden, franzöſiſchen Hülfstruppen aufzuhalten und zu ſchwächen wußte.

Endlich hatte Europa ſeine Völker auf eine Wahlſtatt beſchieden. Die bekannten drei Octobertage ſahen den Siegeshelden des neunzehnten Jahrhunderts von einer Höhe ſtürzen, welche ſeit der Wiegenzeit des Menſchengeſchlechts nur wenige Sterbliche erreicht hatten. Napoleon würde ohne Zweifel die bequeme Heerſtraße (über

Naumburg) zu ſeinem Fluchtwege nach Frankreich erwählt haben, wenn ihn nicht ſeine ſonſt gut unterrichteten Spione in Weißenfels, bis wohin er der Heerſtraße ſchon gefolgt war, fälſchlich berichtet hätten, daß 30,000 Mann Oeſtreicher bei Naumburg lagerten, um ihm den Engpaß bei Köſen zu verſperren und ſeinen Uebergang über die Saale zu hindern.

Dieſe Nachricht war falſch, denn in Naumburg lagen damals nur einige hundert Mann Oeſtreicher. Der fliehende Kaiſer wandte ſich nun zur Rechten und ſetzte mit ſeinen 100,000 Streitern, die er aus dem Schiffbruche gerettet, ſchon bei Weißenfels über die Saale. Sein Weg führte ihn nun über das oben erwähnte „Luftſchiff" und über die Hennenberge nach Freiburg. Beim Uebergange über die Unſtrut (hinter Freiburg) am 21 — 22. October erreichten ihn die Heere der Verbündeten, deren Geſchütz die Reihen der Franzoſen abermals lichteten. Erſt bei Erfurt erreichte der Kaiſer die alte Heerſtraße wieder.

So blieb Naumburg verſchont vor dem ſchrecklichen Wehe einer ſo furchtbaren Retirade; die Rauchſäulen von 6 Dörfern, welche die Franzoſen angezündet hatten, verkündeten den Bürgern, welchem Schickſale ſie ſelbſt entronnen waren. Nichts deſto weniger mußte es die Stadt empfinden, daß der ſchlimmſte Erbfeind aus den deutſchen Gauen verjagt werde. Gegen 300,000 Ruſſen und Oeſtreicher lagerten in und um Naumburg bis Köſen hinaus. Ihr Weiterrücken wurde beinahe zwei Tage lang aufgehalten durch die franzöſiſchen Batterieen, welche vom Saalberge und köſner Berge ein furchtbares Feuer nach dem Saalthale eröffneten. — Die Kriegswetter ſchwanden mit den letzten Tagen des Octobers, aber die Spuren der Verwüſtung blieben noch lange ſichtbar auf den Feldern, in den Familien, in den Tempeln. Nachdem der ſächſiſche König Friedrich Auguſt als Gefangener nach Berlin abgeführt war, kam die Stadt mit dem übrigen Sachſen zuerſt unter ein ruſſiſches, dann unter ein preußiſches Gouvernement. Aus dem wiener Congreßſaale erhob ſich 1815 der preußiſche Adler und ſchwebt noch heute über der größern Hälfte der alten Sachſenlande, als über ſein Eigenthum. Auch Naumburg gehört ſeitdem zu dieſem Eigenthume. Der 15. Octobr. 1841 gab in Naumburg's Mauern lautes Zeugniß, daß ein weiſes, mild gerechtes Regiment die Bürgerherzen auch einem fremden Landesvater zu gewinnen vermöge.

Obgleich Naumburg im weiten Umkreiſe zu den älteſten Städten gehört, ſo iſt ſeine Bauart doch nicht ſo verworren, als in andern gleichalten Städten z. B. in Merſeburg und Halle. Die umfaſſenden Neubauten nach den vielen großen Bränden mögen wohl hiezu das Meiſte beigetragen haben. Die Stadt zerfällt in drei Haupttheile: die innere Stadt, die Domfreiheit (Herrenfreiheit) und die Vorſtädte. Zu Anfange dieſes Jahrhunders betrug die Einwohnerzahl nicht über 7000, im J. 1841 beträgt ſie 12,650 *). Darunter

*) Die Wenzelsgemeinde zählt 6950 Seelen, die Domgemeinde 500, die ſogenannte „Freiheit" 1300, die Othmarsgemeinde 2020, die Moritzgemeinde 1800. Dazu kommen noch 80 Mann Artillerie.

ſind höchſtens 100 Katholiken, die andern ſind lauter Lutheraner. Die innere Stadt hat vier Thore, von denen das neuerbaute Salzthor jeder Reſidenzſtadt zur willkommnen Zierde gereichen würde. Ein fünftes Thor, das Herrenthor, iſt verſchwunden, ſeitdem man vor zwanzig Jahren anfing, den Theil des Stadtgrabens, welcher die innere Stadt von der Domfreiheit und von den Vorſtädten trennte, auszufüllen und in die jetzige, ſchöne „Lindenſtraße" zu verwandeln. Kommt es jetzt doch nicht mehr vor, daß ſich der Stadtrath und das Domcapitel förmlich bekriegen und deshalb der ſteinernen Bruſtwehr bedürfen. **) Gelingt es in kommenden Jahrzehnten, die übrigen Stadtgräben auszufüllen, ſo hat Naumburg, gleichwie Leipzig, eine breite, kreisförmige Lindenallee (um die innere Stadt) mit ſchönen Gartenanlagen. Der Marktplatz, groß, viereckig und durchaus gepflaſtert (in den früheſten Zeiten ein Teich) iſt umgeben von ſtattlichen Gebäuden, von denen zu nennen ſind, das mehrfach erwähnte Reſidenzhaus und das Rathhaus. Das allererſte Rathhaus wurde 1253 neben der St. Wenzelskirche auf dem „Topfmarkte" erbaut; das zweite, 1357 am Markte erbaut, brannte zwei Mal ab: 1454 und 1517. Naumburgs vornehmſte Zierde iſt ohnſtreitig die im neugothiſchen Style erbaute Domkirche, 159 Ellen lang, im Morgenchore 17, im Mittelſchiffe 38, im Abendchore 19½ Elle breit. Das Ganze hat, wie faſt bei allen alten Kirchen, die Kreuzesform. Drei ſchlanke Thürme mit goldenen Kreuzen, von denen der eine bis an die Kuppel mit freiſtehenden Säulen geziert iſt, geben Zeugniß von der Großartigkeit des Baues. Ein vierter Thurm iſt nur bis an das Kirchendach vollendet. Der Grundſtein wurde 999, alſo ſchon 31 Jahre vor der Verlegung des Biſchofsſitzes von Zeiz nach Naumburg, gelegt, der völlige Ausbau aber erſt 1249 vollendet. Die 12 Gründer, unter denen vorzüglich die meißner Markgrafen Eckart I. und deſſen Söhne Hermann und Eckart II. zu nennen ſind, ſtehen als wohlgelungene ſteinerne Bildſäulen im Abendchore (in der ſogenannten Taufkirche).

**) Im Jahr 1386 machte der Rath (durch das genannte Herrenthor) mit einem bewaffneten Bürgerhaufen einen Ausfall nach der Domfreiheit und verdarb einem Domherrn, Johann von Eckartsberga, der ſich nicht ſtreng nach des Rathes Brauordnung gerichtet hatte, ein ganzes Gebräude Bier ſammt den Bottichen. Das Domcapitel ſchlug den Schaden auf 100 Mark Silber an. — Auf ähnliche Weiſe erſtürmte 1392 der Rath auf der Freiheit das Haus eines Einwohners, Namens Schönkeſſel, der etwas verbrochen haben mochte und ſchleppte denſelben in eines ſeiner Gefängniſſe. — Gar ſchlimm ging es 1510 her. Das Domcapitel hatte auf ſeinem Grund und Boden vor dem Herrenthore ein Gefängniß erbaut. Der Rath wollte ſolches nicht leiden und klagte beim Churfürſten, der durch ſeine Räthe den Bau beſichtigen ließ. Der Stadtrath wurde zur Ruhe gewieſen. Daſſelbe geſchah auch durch eine kaiſerliche Commiſſion, welche nun der Rath herbeigerufen hatte. Da bot der Rath ſeine Bürgerſchaft auf. Man zog in kriegeriſcher Ordnung vor die Teminz (ſo nannte man ein ſolches Gefängniß) und demolirte das Haus von Grund aus. Als das Gebäude zuſammenſtürzte, ſchlug es zehn Bürger todt, vielen andern wurden Arme und Beine zerſchmettert. — —

Im Mittelſchiffe wird jetzt der evangeliſche Gottesdienſt gehalten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man gerade dieſen geräumigſten Theil der Kirche abſcheulich entſtellt. Die auf beiden Seiten hinlaufenden Säulengänge wurden durch hölzerne Emporkirchen verdeckt, ja ſogar an einigen Stellen vermauert. Eine herrliche Gruppe halb erhabener Figuren aus der Leidensgeſchichte, in weißem Stein gearbeitet, wurde durch die Kanzel und einem hölzernen Gang dem Auge beinahe ganz entzogen. Ein hoher Domherrnſtuhl, der die werthloſe Orgel trägt, wurde bis an das Deckengewölbe quer durch die Kirche erbaut. So iſt nun die herrliche Tempelhalle durch eine Bretterwand in zwei Theile zerſchnitten! Der magdeburger Dom, deſſen Inneres noch vor 15 Jahren auf ähnliche Weiſe verbaut war, erhielt ſeine urſprüngliche Reinheit durch die Munificenz eines Friedrich Wilhelm III. Möge dem naumburger Dome ein gleiches Heil recht bald bevorſtehen! — Die Mit- und Nachwelt wird dann nicht mehr geſtört werden beim erhebenden Anblicke eines ſo edlen Bauwerkes; die wackern Baumeiſter werden dann ruhiger ſchlummern in ihren Grabeskammern. —

Im Morgenchore findet man einen Hochaltar, an welchem die Biſchöfe und Domherren die Weihe empfingen, und einige werthvolle Bilder von Lucas Kranach. Neun große, zum Theil ſehr gelungene Bilder, von deutſchen Malern in den letzten Jahrzehnten zu Rom gefertigt, wurden der Kirche von dem, vor zehn Jahren verſtorbenen Domherrn von Ambach (der auch den Plan, das Innere der Kirche in ſeiner antiken Reinheit wieder herzuſtellen, mit in's Grab nahm) geſchenkt und ſind hier aufgehangen. Ueberreſte der alten Glasmalerei ſchmücken theilweiſe die Fenſter. Ein altes Grabmal mit den Namen des Kaiſers Konrad und des Papſtes Johann XX. erinnert an die unter ihrem Regimente erfolgte, mehrfach erwähnte Verlegung des Stiftes von Zeiz nach Naumburg. Auf den zwei breiten Pulten, hinter welchen ſich ſechs Horaſänger verbergen können, liegen vier koſtbare Miſſalbücher in Groß-Folio. Starke Pergamentblätter mit Mönchsſchrift, ſauber gemalten Bildern und acht vergoldeten Anfangsbuchſtaben zeugen für die frühere Pracht auch in dieſen Nebendingen. Auf beiden Seiten der Pulte ſtehen die großen, aus Eichenholz meiſterhaft geſchnitzten Domherrnſtühle, auf denen die Domherren Platz nehmen, wenn die „Horen“ geſungen werden. Seit 1807 ſind die meiſten Horen abgeſchafft. Was ſollen auch der Gemeinde die monotonen, lateiniſchen Geſänge! Sämmtliche Domherrn (welche ſeit 1789 ein Ordenskreuz tragen dürfen und wenigſtens ſechszehn Adelsahnen von Vater und Mutterſeite zählen müſſen) und Capitularen verſammeln ſich jetzt nur noch zwei Mal jährlich zu einer ſogenannten großen Hora und zwar unmittelbar vor dem Zuſammentreten des Oſter- und Michaelcapitels. Außerdem werden einige kleine Horen vom Domcantor mit ſechs Oberſten des ſtädtiſchen Singechores an beſtimmten Tagen abgeſungen. Wer kommt, kommt nur aus Neugierde. Werden die Horen früh ſechs Uhr gehalten, ſo iſt außer den ſieben Sängern nicht einmal ein neugieriger Horcher in

der weiten Kirche. Welch' ein Unterſchied iſt zwiſchen den Kraftliedern unſrer evangeliſchen Kirche, die Jedermann verſtehen und zu ſeiner Erbauung mitſingen kann, und dieſen, oft in barbariſchem Latein abgefaßten Horaliedern, welche kaum von denjenigen verſtanden werden, die ſie von Amtswegen ſingen müſſen. Jeder der ſechs Chorſchüler erhält als Horaliſt ein Stipendium von etlichen dreißig Thalern. Aehnliche Wohlthaten fließen auch den untern Capitularen zu, welche aus der Zahl der Dombeamten und der Lehrer des Domgymnaſiums genommen ſind.

Noch iſt zu erwähnen die unterirdiſche Kirche (Krypta), ein langes, kellerartiges, auf Säulen ruhendes Bogengewölbe (unter dem Morgenchore), wo früher die ewige Lampe hing und wo am Altare der zwölf Apoſtel bei Tag und Nacht zwölf Prieſter die beſtellten Todtenmeſſen laſen. Jetzt findet man hier weiter nichts, als eine Menge Leichengrüfte, ein Pönitenzkreuz und einen großen tezelſchen Ablaßkaſten. Die Domkirche hatte früher nur einen Prediger, erſt ſeit dem großen Pulverſchlage (1714) hat ſie zwei Prediger. Der damalige Brand zerſtörte nämlich die unmittelbar neben dem Dome gelegenen, umfaſſenden Gebäude der Kirche zu unſrer lieben Frau beatae Mariae virginis). Dieſe Kirche, 160 Jahre ſpäter als der Dom, wahrſcheinlich vom Biſchofe Udo I. gegründet, brannte 1532 ab, wurde wieder auferbaut, aber 1636—1642 von den Schweden verwüſtet und endlich 1714 wiederum durch Brand gänzlich zerſtört. Ihr Prediger wurde Nachmittagsprediger an der Domkirche, in welche auch die damalige Mariengemeinde gewieſen wurde. Jetzt iſt nur noch ein kleiner Theil als eine hohle Ruine zu ſehen.

Hinter beiden Kirchen und mit ihnen zuſammenhängend liegt das Domgymnaſium mit einer herrlichen Ausſicht in das köſner Saalthal. Dieſe Gelehrtenſchule, wahrſcheinlich die älteſte im ganzen Stifte, wird ſchon 1377 in einer Urkunde erwähnt. Im Jahr 1808 wurde mit ihr die lateiniſche Stadtſchule vereinigt, ſo daß der innern Stadt nur noch eine Bürgerknabenſchule verblieb. Beide Schulen haben anſehnliche Bibliotheken. Das Domgymnaſium, in der letzten Zeit ſehr blühend geworden, hat fünf Klaſſen mit ſieben Lehrern und zählt gewöhnlich 110—120 Schüler. Das Singechor, welches in der Dom- und Stadtkirche die liturgiſchen Geſänge und Muſikaufführungen beſorgt, hat ſich, wie immer, ſo vorzüglich in den letzten Jahren, einen guten Ruf erworben.

Nicht weit von der Domkirche liegt das ſtattliche Gebäude des Oberlandesgerichts (nach Abend hin eine nicht geringe Zierde der Stadt) mit einer noch freiern Ausſicht in das Saalthal. Es iſt dieſes Gebäude die frühere, erſt 1751 ganz neu, aber unbequem erbauete und darum von den Pröbſten ſelten bewohnte Dompropſtei, welche der König von Preußen 1816 für das erwähnte Gericht ankaufte.

Wir wenden uns zu dem nahen Georgenberge, wo jetzt als in einer Art Vorſtadt (mehr einem Dorfe ähnlich) Winzer und Gärtner

wohnen. Hier ſtand das 1013 gegründete und mit reichen Pfründen verſehene Georgenkloſter mit ſeinen Benedictinermönchen.

Der letzte Abt Thomas, ein Freund Luthers, verjagte 1543 die daſigen Mönche und machte aus ſeinem Kloſter eine evangeliſche Freiſchule, die jedoch 1547 von den Spaniern wieder aufgehoben wurde. —

Im Jahr 1637 geriethen die alten Kloſtergebäude in Brand, wahrſcheinlich durch den Frevel kaiſerlicher Soldaten. Jetzt ſteht nur noch ein kleiner Thurm; die übrigen Steine ſind zur Ausbeſſerung der Stadtmauern verbraucht worden.

Auf der Abendſeite der (Vor=)Stadt ſteht noch die Moritzkirche mit zwei ſpitzen Thürmen, von denen der eine ſo baufällig iſt, daß die auf ihm hängende Glocke ſchon ſeit Jahren nicht mehr geläutet wird. Dieſe Kirche iſt der Ueberreſt des einſt nicht unbedeutenden Auguſtinerkloſters zu St. Moritz, deſſen Bau von dem oftgenannten Eckart I. angefangen und von ſeinen beiden Söhnen Hermann und Eckart II. vollendet wurde. Es war eigentlich ein Nonnenkloſter. Als aber die jungen Nonnen ihrer Pflichten als reine Himmelsbräute nicht eingedenk werden wollten, ſo verjagte ſie der Biſchof ſchon 1050, ließ nur die wenigen Matronen darinnen wohnen, und zog Auguſtinermönche herbei. Während des Kriegszuges des Kaiſers Adolph gegen die meißner Markgrafen Friedrich und Diezmann brannte 1306 das Kloſter nieder. Die jetzige Kirche wurde 1510 vom eckartsberger Propſt Langenberg erbaut, der auch 1521 in ihr begraben wurde. Als der erſte lutheriſche Kloſterabt Dreßler 1543 geſtorben war, verkaufte der nachher ſo unglückliche Kurfürſt Johann Friedrich die liegenden Kloſtergüter an den Stadtrath. Dieſer ließ in dem Kloſtergarten und auf dem, durch Niederreißen der weitläufigen Kloſtergebäude gewonnen Platze neue Häuſer erbauen, wodurch die jetzigen „neuen Güter" als ein Theil der Vorſtadt entſtanden. Die Kirche wurde das Eigenthum der jetzigen Moritzgemeinde, die einen Prediger als Seelſorger hat.

Beinahe auf der Grenzſcheide zwiſchen der innern Stadt und den Vorſtädten (nicht weit von der genannten Lindenſtraße) liegt die Othmarskirche, der vorſtädtiſchen Othmarsgemeinde zugehörig. Sie hat ihren Namen von dem, zur Zeit Karl's des Großen lebenden, wunderthätigen Abt Othmar von St. Gallen (in der Schweiz). Von der alten Kirche iſt keine Spur mehr vorhanden, die jetzige wurde von 1691 — 1699 erbaut. Seit alten Zeiten war in dieſes Kirchſpiel das nahe, an der Saale gelegene Dorf Grochlitz (bekannt wegen ſeiner guten Gurken) eingepfarrt. Die Grochlitzer mußten durch die innere Stadt wandern, um in die Othmarskirche zu kommen. Als nun 1642 auf dem Kirchwege zwei Männer und eine ſchwangere Frau von räuberiſchen Soldaten getödtet worden waren, ſo wurde die Gemeinde Grochlitz in die St. Wenzelskirche eingepfarrt, die Othmarskirche aber durch eine entſprechende Anzahl nahe liegender Bürgerhäuſer der innern Stadt entſchädigt. Von den Othmarspredigern iſt zu erwähnen M. Johann Georg Albinus (Weiße) 1657—1679.

Er war am 6. Mai 1624 in Unterneſſa bei Weißenfels geboren und ſtarb den 25. Mai 1679. Die von ihm gedichteten Lieder: „Alle Menſchen müſſen ſterben" und: „Straf' mich nicht in deinem Zorn" werden ſeinen Namen der ſpäteſten Enkelwelt bewahren. Bei Erwähnung dieſes Liederdichters werde zugleich noch zweier anderer wahrhaft frommer Dichter deſſelben Jahrhunderts gedacht. Der Dr. Gottfried Wilhelm Sacer wurde 1635 zu Naumburg geboren (ſein Vater war der daſige Bürgermeiſter) und ſtarb 1699 als Kammerconſulent zu Wolfenbüttel. — Ernſt Chriſtoph Homburg, in Mühla bei Eiſenach 1605 geboren, als Advokat zu Naumburg den 21. Juni geſtorben, war der Verfaſſer von 148 geiſtlichen Liedern.

Die eigentliche oder innere Stadt hat zwei Kirchen: die St. Wenzelskirche (Stadtkirche) und die Marienkirche (Marien-Magdalenenkirche, zum Unterſchiede von jener 1714 niedergebrannten Marienkirche am Domplatze). Die erſtere war ſchon 1426 ſo baufällig, daß der Biſchof Peter einen völligen Neubau beſchloß. Da der Erzbiſchof Konrad von Maihz für dieſen Zweck eine Collecte durch ganz Thüringen bewilligte, ſo übertraf die neue Kirche im Umfange bei weitem die alte. Doch iſt ihr Bauſtyl weder rein gothiſch noch byzantiniſch, ſo daß fremde Baumeiſter, vom gewaltigen Mauerwerke angezogen, durch das Innere der Kirche ſich getäuſcht finden, zumal da die 1729 neu ausgeführte Gypswölbung dem modernen Geſchmacke gar zu ſehr angepaßt iſt. Der große Brand von 1517 zerſtörte Dach und Glocken; man deckte nachher nicht wieder mit Schiefer, ſondern mit Ziegeln und bekleidete den Thurm mit Kupfer. — 1706 wurde die obere Hälfte des Thurmes neu erbaut Die Kirche iſt ſehr hell und freundlich, hat einen ſchönen Altar und eine ſehr gute Orgel. Erſterer wurde 1680 erbaut; letztere wurde 1746 für 2455 Thaler von Zacharias Hildebrand aus Leipzig gefertigt und von dem ebendaher beſchiedenen Kapellmeiſter Bach nach genauer Unterſuchung für ein Meiſterwerk erklärt; das alte Gehäuſe und Schnitzwerk der vorigen, erſt 1704 für 1000 Thaler reparirten Orgel blieb unverändert. — Unter den Gemälden zeichnet ſich bei weitem vor allen aus: ein von Lukas Kranach gefertigtes Bild, 21 Zoll hoch, 30 Zoll breit. Es wurde vor ohngefähr zwölf Jahren von einem leipziger Künſtler mit großem Glücke reſtaurirt und ſtellt die Scene dar, wie der Heiland die Kinder ſegnet („Laſſet die Kindlein zu mir kommen" ꝛc.). Die murrenden Jünger, die anſtrebenden Mütter, die unſchuldigen Kleinen, der himmliſch-erhabene Erlöſer: Alle ſind meiſterhaft gelungen. Jede einzelne Figur bietet Stoff für ein eigenes Studium. Keiner wandre durch Naumburg, ohne dieſes Bild geſehen zu haben, das auch ſchon vielfach bewundert worden iſt.

Luther nannte die Stadtkirche eine Prediger-Mörderin, weil allerdings eine ſtarke Bruſtſtimme dazu gehört, um die keineswegs akuſtiſch geſchloſſenen weiten Räume auszufüllen und an allen Orten verſtanden zu werden. — Unter den vorhandenen Grabſteinen iſt vorzüglich auf einen hinzuweiſen, der 1806 nach der Lazarethnoth als ein großer Pflaſterſtein aufgefunden wurde, als man nämlich das

alte Pflaſter aufriß, um daſſelbe durchaus zu erneuern. Zum Glück hatte der Stein auf der bearbeiteten Seite gelegen und gab daher folgende Kunde. In der Schlacht bei Lützen (den 6. Nov. 1632) erhielt Guſtav Adolph's 18jähriger Leibpage Auguſt von Leubelfing an der Seite ſeines ſinkenden Königs zwei Schüſſe und drei Stiche, wurde nach Naumburg geſchafft und ſtarb daſelbſt am 15. November Abends zehn Uhr. Seine Gebeine wurden am 23. November in der Stadtkirche beigeſetzt. Die Steinmetzarbeit hat ſich ſehr gut erhalten, die Schriftzüge ſind ganz deutlich. Wahrſcheinlich hat dieſer Todesfall, ſowie der Tod vieler ſchwediſchen Officiere, welche damals zu Naumburg an ihren Wunden ſtarben, einigen franzöſiſchen Schriftſtellern Veranlaſſung gegeben, Guſtav Adolph ſelbſt nicht auf der Lützner Wahlſtatt, ſondern erſt in Naumburgs Mauern verſcheiden zu laſſen. Auch der Fürſt Ernſt von Anhalt, ein Oberſter der Sachſen, der während der Schlacht „mit einer vergifteten Kugel in einen Schenkel geſchoſſen war," wurde als Leiche nach Naumburg geſchafft.

Iſt die Domkirche im Innern verbaut, ſo hat man der Stadtkirche von außen eine ähnliche Unbilde angethan. Sie ſteht nämlich nicht frei und offen an dem ſchönen Marktplatze, ſondern iſt von demſelben durch das ſogenannte „Schlößchen," ein langes einſtößiges, mit vielen Kaufläden verſehenes Haus getrennt. Daſſelbe wurde 1570 vom Stadtrathe ſelbſt erbaut für einen Junker Anton von Bredell, deſſen, auf dem Galgenberge gelegenen Beſitzungen die Stadt an ſich gekauft hatte. Möge es auch hier der Jetztzeit gelingen, eine Schuld der Väter zu tilgen! Möge die Hauptfronte der Stadtkirche dem verlangenden Auge bald frei gegeben werden! — Die jetzige Beſitzerin des Schlößchens fordert freilich eine enorme Summe für ihr Haus.

Der jedesmalige Dompropſt war bis zur Reformation der eigentliche Oberpfarrer an dieſer Kirche. Seine ganze Arbeit beſtand in einigen Meſſen, die er höchſt ſelten und nur an hohen Feſttagen daſelbſt las. Die vom Stadtrathe vorgeſchlagenen Vicarien, Altariſten und Seelenwärter erwählte der Dompropſt (gewöhnlich nur auf ein Jahr) und ließ ſich noch obendrein von demſelben eine Art willkürlicher Pachtſumme zahlen! — Ein Seitenſtück zur römiſchen Simonie! (Verkaufung der Kirchenämter an die Meiſtbietenden). Die Reformation brachte auch hier das langerſehnte Heil. Es wurden ein Oberpfarrer und zwei Diaconen mit ſelbſtſtändigen Rechten nicht als Meſſeleſer, ſondern als evangeliſche Prediger angeſtellt. Im Jahr 1580 kam noch ein drittes Diaconat hinzu, weil die in die Marien-Magdalenenkirche eingepfarrte Gemeinde (nach Schließung dieſer Kirche 1544) in die St. Wenzelskirche aufgenommen worden war und deshalb die damaligen Amtsgeſchäfte ſich bedeutend vermehrt hatten. Dieſes dritte Diaconat wurde aber 1801 des „geſchwächten Aerarii" halber erſt auf ſechs Jahre, dann endlich für immer wieder aufgehoben. Seine Einkünfte fielen den beiden erſten Diaconen zu. Bei dieſer Aufhebung wurden auch die Privatbeichten mit voller Zuſtimmung der Gemeinde in eine allgemeine Beichte verwandelt.

Den meiſten literariſchen Ruhm unter den Predigern an dieſer Kirche hat ſich ohnſtreitig M. Johann Martin *Schamelius* erworben, geboren zu Meuſelwitz im Altenburgiſchen den 5. Juni 1668, der einzige Sohn des daſigen Paſtors. Nachdem er ſich um mehrere Predigerſtellen vergeblich beworben hatte, erhielt er 1703 das zweite Diaconat an unſrer St. Wenzelskirche. Schon 1708 wurde er Oberpfarrer, als welcher er am dritten Oſterfeiertage (27. März) 1742 ſtarb. Er verwaltete mit ausgezeichneter Treue ſein Amt und hatte unter den Vornehmen der Stadt viele Feinde, weil er ſo manche Untugenden und Laſter jener Zeit ſchärfer, als man gern ſah und hörte, durch Wort und Schrift bekämpfte. Einer ſeiner ärgſten Feinde, der Hofrath und Oberbürgermeiſter Dr. Frauendorf wußte es 1712 dahin zu bringen, daß den Geiſtlichen der Stadt vom zeizer Stifts-Conſiſtorium anbefohlen ward, ſich dem Wunſche Einzelner in der Gemeinde zu bequemen und (die noch jetzt gebräuchlichen) Freitagscommunionen zu halten. Schamelius wurde von ſeinen Gegnern, die auf ſeine Abſetzung hinarbeiteten, mehrmals verklagt, erhielt aber von allen niedergeſetzten Unterſuchungscommiſſionen die Genugthuung, für unſchuldig erklärt und andern Predigern als ein Muſter der Hirtentreue vorgeſtellt zu werden.

Der ſo arg Angefochtene pflegte ſehr früh aufzuſtehen und ſeine Predigten, von denen ſehr viele gedruckt ſind, unter beſtändigem Gebetsflehen zu verfaſſen. Obgleich von Pegau und Halle aus ehrenvolle Rufe an ihn ergingen, ſo trachtete er doch nicht nach hohen Würden weil er meinte, „daß von hohen Aemtern der Weg allemal ſchwer in den Himmel ſei." — Um die Geſchichte des Kirchenliedes hat er ſich ſehr verdient gemacht durch ſeinen „evangeliſchen Lieder-Commentarius." (Das Lied: „Ich danke Gott in Ewigkeit" iſt von ihm.) Als Hiſtoriograph iſt er bekannt durch ſein „Numburgum literatum" und noch weit mehr durch ſeine vielen Chroniken der Klöſter in und um Naumburg. Die Schmähungen ſeiner Feinde ſchmerzten ihn nicht ſo ſehr als der Verluſt ſeiner werthvollen Bibliothek bei dem großen Brande im Jahre 1716.

Noch iſt zu gedenken des 1821 als Archidiaconus verſtorbenen M. Johann Karl Gottlieb *Mann*, der ein Heft geiſtlicher Lieder herausgab, unter denen das kräftige „Gott iſt unſre Zuverſicht" das gelungenſte iſt.

Seit 1830 iſt der Oberpfarrer zugleich Superintendent der neuerrichteten Diöceſe Naumburg.

Die zweite, der innern Stadt zugehörige Kirche iſt die ſchon erwähnte *Marienkirche*. Sie hat gar mannigfache Schickſale gehabt und iſt jetzt im engſten Sinne nur ein Bethaus, da eine beſondere Gemeinde in dieſelbe nicht eingepfarrt iſt. Die Taufen, Trauungen ꝛc. der Umwohnenden geſchehen ſtets in der St. Wenzelskirche. —

In den älteſten Zeiten war die Marienkirche nur eine Kapelle mit einem Altare, und wird als ſolche in einer Urkunde von 1347 erwähnt. Dieſe Kapelle war das Eigenthum einer zu religiöſen

Zwecken zuſammengetretenen Brüderſchaft corporis Christi und hatte rings herum einen Gottesacker, der in der Folge bis in die Mitte der jetzigen Mariengaſſe und bis an die ſogenannte Thaienburg (das jetzige Waiſenhaus ſtand damals noch nicht) erweitert, ein Hauptbegräbnißplatz der Stadt wurde.

Zu dem Ende des 14. Jahrhunderts wurde die Kapelle dem Georgenkloſter einverleibt und zu einer wirklichen Kirche erhoben, in welche ſich gegen vierzig Bürger einpfarrten. Das Kloſter ſorgte für einen Pfarrer und für einen Cuſtos. Schon damals wurden vorzügsweiſe die Leichenpredigten in ihr gehalten und ſie ſelbſt oft die Gottesackerkirche genannt. Als zur Zeit der Reformation die Kirche zu arm war, um einen eigenen Prediger beſolden zu können, ſo wurden ihre Dienſtſachen von den Predigern an der St. Wenzelskirche mit verſehen. Der Oberpfarrer Medler predigte und katechiſirte z. B. wöchentlich in der Marienkirche. Vorzüglich war es jetzt der Katechismusunterricht, der daſelbſt fleißig ertheilt wurde, ſo daß die Kirche die „Kinderkirche" hieß.

Mit Genehmigung des (erſten und letzten lutheriſchen) Biſchofs Nicolaus von Amsdorf wurde ſie 1544 wegen ihrer Baufälligkeit gänzlich geſchloſſen, ihr Vermögen zu dem der St. Wenzelskirche geſchlagen, ihre Gemeinde in die genannte Kirche gewieſen und der Marienkirchhof mit ſeinem Todtenhauſe abgetragen und geebnet. Der Biſchof überließ das ganz alte Kirchengebäude als Geſchenk dem Stadtrathe, der nun in demſelben die Feuerſpritzen aufſtellte und zur Meßzeit die Waaren aufſpeicherte. So blieb es bis 1709, wo die Kirche trotz aller baulichen Nachhülfe einer Ruine völlig glich. Da erwachte in vielen Bürgern eine laute Sehnſucht nach „der lieben Maria." Man beſchloß einen völligen Neubau, veranſtaltete Collecten, machte Legate, forderte von der St. Wenzelskirche das früher abgetretene Marienkirchenvermögen wieder zurück und legte 1712 wirklich den Grundſtein. Nach vielen Streitigkeiten,*) welche ſelbſt der, den Bau ſehr fördernde Herzog Moritz Wilhelm († 1718) nicht ſchlichten konnte, wurde erſt im Frühlinge 1730 der Bau vollendet mit einem Aufwande von 2905 Thalern. Dieſe geringe Summe wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß Bruchſteine, Bauholz, Ziegel und ſonſtige Baumaterialien beinahe ſämmtlich geſchenkt und die Spannfuhren umſonſt gethan wurden. Dazu kommt, daß der genannte Oberbürgermeiſter Dr. Frauendorf viele Summen aufbrachte die gar nicht verrechnet ſind. Er war es auch, welcher den Maler Wilhelm Röſſel aus Nürnberg herbeirief, um das große Deckengemälde fertigen zu laſſen. Der Maler wohnte Jahr und Tag umſonſt in ſeinem

*) So mußte der Stadtrath im Jahr 1719 einen Prozeß führen gegen das (in der Stadt befindliche) Amt St. Georgen, welches das Patronatrecht an der neuen Kirche beanſpruchte. Die Sache wurde bis vor die halliſche Juriſten-Facultät gebracht, welche dem Stadtrathe das Patronatrecht zuerkannte.

Hauſe und wurde von ihm faſt ganz allein bezahlt. Der nahe Pulverſchlag von 1714 erſchütterte wohl den begonnenen Bau, ſchadete aber weiter nicht. Der Oberpfarrer Schamelius hielt 1730 am Tage der Jubelfeier der augsburgiſchen Confeſſion (die Stadtkirche war an dieſem Tage geſchloſſen) vor einer ungeheuren Menſchenmenge die Einweihungspredigt. Im Klingelbeutel und in den Becken vor den Thüren fand man an dieſem Tage 125 Thaler. — Die Kirche ſtand nun vollendet da, aber — ohne eigne Prediger. Die kaum geöffneten Pforten wurden daher bis 1752 gänzlich wieder geſchloſſen. Nur am Marientage und bei feierlichen Begräbniſſen wurde in ihr Gottesdienſt gehalten. Endlich wurde es durch die edle Freigebigkeit des ſtädtiſchen Raths-Aſſeſſors Chriſtian Kehrbach *) möglich, zwei Prediger anzuſtellen, den Frühprediger 1752, den Nachmittagsprediger 1768. Die Kirche ſollte fortan die Waiſenhauskirche zu St. Marien-Magdalenen heißen und vorzüglich für die Handwerksleute und Dienſtboten beſtimmt ſein. Zugleich wurde wieder der Katechismusunterricht fleißig in ihr betrieben. Nach dem ſiebenjährigen Kriege wurde ſie noch zur Garniſonkirche beſtimmt. Im Jahr 1785 erhielt ſie eine ganz neue Orgel.

Die letzten Kriegsjahre hatten dieſe Kirche dergeſtalt verwüſtet, daß ſie jahrelang verſchloſſen blieb, daß ihre beiden Prediger fünf Jahre lang das Paſtorat an der Domkirche verwalteten und daß 1817 der Plan ſtark zur Sprache kam, die beſchädigte Kirche in ein Schulhaus zu verwandeln. Da aber die Mehrzahl der Bürger dieſen Plan ſtandhaft zurückwies, ſo wurden 1821 von den 9000 Thalern, welche die Stadt als Entſchädigungsſumme für die franzöſiſchen Kriegslazarethlaſten erhalten hatte, 1200 Thaler zur Herſtellung der Marienkirche genommen, ſo daß ſie ſeit dieſer Zeit bis heute ihre Pforten öffnen konnte. Sie iſt ein helles und ſehr freundliches Gotteshaus. Möge der goldne Stern, welchen ſie auf ihrer Spitze trägt, noch lange, lange als ein ſchützender Glücksſtern über ihren Mauern ſchweben! Das oben erwähnte große Deckengemälde hat vielleicht ſeinen künſtleriſchen Werth; daß aber der Himmel wie die Hölle ihre Reichsgenoſſen in ſo nacktem Zuſtande dem Auge des Betenden vorführen, das kann nur dem Geſchmacke einer längſt zu Grabe getragenen Zeit zu Gute gehalten werden.

---

*) Der Name dieſes Gerechten († 1761 am 18. Mai) wird bei Naumburgs ſpäteſter Nachkommenſchaft in Segen bleiben. Er legirte: 8500 Thaler für die Beſoldung der beiden Marienprediger, 1000 Thaler zur Erbauung einer Amtswohnung, 7000 Thaler, um die Prediger der St. Wenzelskirche und die Lehrer der Stadtſchule beſſer zu beſolden, endlich 9000 Thaler dem Stadtwaiſenhauſe. Letzteres war 1741 durch den gleich hochverdienten ſtädtiſchen Oberkämmerer Johann Frenzel (unverheirathet geſtorben am 10. December 1740) gegründet worden. Derſelbe beſtimmte ſein Wohnhaus zum künftigen Waiſenhauſe, dem er ſein ganzes Vermögen, 24,000 Thaler baares Geld und außerdem noch 25 Acker Feld, Wieſe und Holz vermachte.

Noch heute wird dem edlen Kehrbach am Chriſtianstage, als an ſeinem Geburtstage, eine Gedächtnißpredigt gehalten. Der Nachmittagsprediger iſt zugleich Director der ſtädtiſchen Mädchenſchule, in welcher er wöchentlich ſechszehn Lehrſtunden hält.

Naumburg hat eine Kaufmannsſchule, eine Gewerbeſchule (letztere zählt gewöhnlich zwanzig bis dreißig Schüler) und ſechs Hospitäler, von denen vorzüglich das „reiche Salzhospital" zu nennen iſt. Daſſelbe hat ſeit einigen Jahren ein ganz neues, ſchönes, ſehr umfaſſendes Gebäude erhalten, in welchem Bürger, welche ohne ihre Schuld verarmen, nach Anzahlung von 100 Thalern auf Lebenszeit eine ſichre Zuflucht finden. Sie haben Wohnung, Heizung und Licht frei und jeder erhält außerdem noch zwei Gr. täglich. — Die beiden Waiſenhäuſer der Stadt ſind nicht mehr geſchloſſene Anſtalten, ſondern die Waiſen werden nach der, in unſern Tagen anerkannt beſſern Methode in ehrbaren Familien für ein billiges Honorar einzeln untergebracht. Das ſtädtiſche Waiſenhaus konnte als geſchloſſene Anſtalt nur ſechszehn Waiſen aufnehmen, jetzt werden mit denſelben Mitteln gegen ſiebenzig Kinder in den einzelnen Bürgerhäuſern verſorgt.

Die Peter-Paulmeſſe hat Naumburg, wie den Biſchofsſitz ſelbſt, von Zeiz erhalten, nachdem daſelbſt die Huſſiten alles verwüſtet hatten. Der Kaiſer Maximilian I. gab unterm 19. April 1514 ein neues Privilegium; das neueſte Privilegium dieſer Meſſe gab der Kaiſer Leopold I. unterm 16. Januar 1665. Die jetzigen Meſſen, zumal ſeit dem allgemeinen Zollverbande, der Leipzig zum Brennpunkte des deutſchen Handels gemacht hat, ſind nichts weiter als langgedehnte Jahrmärkte und nur Schatten jener weitberühmten Meſſen, welche oft ſelbſt dem Scharfrichter das Haus mit Fremden füllten. Eine 1818 vom preußiſchen König bewilligte zweite (Winter)-Meſſe wurde nach einigen Jahren als nutzlos wieder aufgehoben.

Die nächtliche Straßenbeleuchtung iſt gut, beſſer als in manchen größern Städten. Die Domfreiheit erhielt die erſten Laternen im Jahr 1832, nachdem der ſchon genannte Domherr von Ambach 1000 Thaler für dieſen Zweck teſtamentariſch bewilligt hatte. — Naumburg hat die Spielkartenfabrik für die ganze Provinz Sachſen. — Der Handelsſtand hat mit den geſunkenen Meſſen gleiches Schickſal gehabt. — Die Bierbrauereien liefern einen guten Trank, werden aber ſchwerlich den Ruhm der alten Brauereien erringen. Das naumburger Bier (thüringer Malvaſier genannt) war allgemein geprieſen und geſucht, und wurde ſogar außer Deutſchland verfahren. Noch in den Jahren 1710 — 1720 brauete man 1247 halbe Gebräude, aber in den Jahren 1780 — 1790 nur noch 320 halbe Gebräude. — Die bedeutende Frequenz der ſich in der Stadt kreuzenden Landſtraßen verſchafft einige Lebendigkeit. — Der Oeconomen giebt es mehrere, aber nicht bedeutende. — Das zahlreiche Perſonal des Oberlandesgerichtes läßt dem Hausbeſitzer, wie dem Handwerker und Handelsmanne den meiſten Verdienſt zufließen. — Die Domherren leben außer dem Dechant, der zu Naumburg reſidiren muß, mehrentheils auswärts auf ihren Gütern oder auf Reiſen. — Seit 1841 liegen

auch einige 80 Mann Artillerie zu Naumburg in Garniſon. — Die Schifffahrt auf der Saale hat wenig Einfluß auf den ſtädtiſchen Verkehr. Von 1790 — 1797 erhielt die Unſtrut zwölf Schleußen mit einem Aufwande von 520,400 Thalern, die Saale dagegen nur zwei Schleußen bis Weißenfels hinunter. Erſt ſeit 1810 wurden die andern Saalſchleußen gebaut, ſo daß die Schiffsgüter bis Halle und Magdeburg gelangen können. — Eine ſegensreiche Nahrungsquelle iſt der Weinbau, der ſchon in Urkunden von 1121 erwähnt wird. Die naumburger Weinberge bildeten früher eins der vier Hauptreviere des ſächſiſchen Weinbaues, nämlich das zweite. Rechnet man, wie es gewöhnlich geſchieht, zu dem „naumburger Weine" auch den Traubenertrag, der auf den weißenfelſer, freiburger, köſner und lauchaer (Stadt Laucha, 1 — 2 Stunden hinter Freiburg) Bergen gewonnen wird, ſo werden jährlich im Durchſchnitte 25,000 — 30,000 Eimer gewonnen. Da Naumburg und die nächſte Umgegend dieſe Menge natürlich nicht ſelbſt verbrauchen können, ſo wird viel Wein ausgeführt und von auswärtigen Speculanten nur gar zu oft unter einem fremden Namen verkauft.

August Conſtantin Ende,
Pfarrer zu Rothenberga.

S u h l.

Unter den Bergſtädten des Thüringerwaldgebirges nimmt Suhl eine bedeutende Stelle ein, und iſt gleich anziehend durch ſeine ſchöne Lage, wie durch ſeine mannichfachen Fabriken. Weithingeſtreckt und hingebreitet im Thalſchooſe der muntern Lauter ruht die Stadt dicht am Fuße der ſüdlichen Gebirgsabdachung, rings von maleriſchen Waldbergen umgeben, von denen der Domberg am höchſten und ſteilſten ſich aufgipfelt, und in der Gegend des Marktes eine faſt ſenkrecht aufſteigende umbuſchte Felswand bildet, die ein mächtiger Porphyrblock, der Ottilienſtein, krönt. Von dieſem ſtolzen und hohen Standpunkt iſt dem Wandrer ein anmuthiges, wunderſchönes Panorama dargeboten, zumal dann, wenn ein heitrer Tag über den Gebirgsfluren lächelt. Der über Nähe und Ferne hinſchweifende Blick erreicht noch nicht das Stadtende zur Linken, das ſich weit in die Thalenge hinaufzieht, und ſich zuletzt in maleriſch gelegenen Mühl- und Hammerwerken vereinzelt, während an ihnen vorbei die Straße von Oberhof und Zella her ſich zur Tiefe ſenkt. Wo dieſe erreicht wird, mündet das Lauterthal, ebenfalls reich an Eiſenhämmer, Rohrſchmieden, Bohrmühlen und ähnlichen Fabrikwerken aus, in deſſen Anfang das Dorf Goldlauter ſich birgt. Nun beginnen lange geregelte Häuſerzeilen, doch ſind ſie immer noch Vorſtadt, und tragen den Namen Klein- oder Wenigen-Suhl. Breiter werdend, in Terraſſen gleichſam übereinander tretend, zeigt ſich dann die Stadt zu beiden Seiten des Thales, während ihr oberer Theil noch eine Anzahl ſchöner Wieſenmatten umfängt.

Endlich conzentriren ſich die Häuſermaſſen und der regelmäßige viereckige Marktplatz gewährt ein reinliches hübſches Bild. Ihn zieren das Königliche Amthaus, das Rathhaus, der grüne Baum und andre zum Theil recht ſtattliche Privatgebäude. Nahe beim

70.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Suhl.

Markt ſteht am Berge die Hauptkirche, und weiter abwärts die Kreuzkirche, in deren Nähe ſich auch die Gottesackerkirche befindet. Auch abwärts reicht Suhl weit mit mehrern Straßenarmen faſt bis zum Weiler Seufen und dem neuen ſtattlichen Schützenhof mit ſeinen dem geſelligen Vergnügen geweihten Anlagen. Dort breitet ſich der Thalgrund ziemlich aus und zieht nach dem Städtchen Heinrichs, eine Stunde von Suhl, anmuthig mit den ſchönſten Wieſenflächen und mit Teichen geſchmückt, hinab.

Wenn vom Ottilienſtein, den in frühern Zeiten eine der heiligen Ottilie geweihte Kapelle, ſpäter aber ein Pavillon ſchmückte, der bei einem Freudenfeſte ein Opfer der Flammen wurde, die Blicke ſich nun noch weiter ergehen wollen, als in die nächſte Nähe, ſo bieten die hohen Berge des nicht allzufernen Gebirgskammes und die der Stadt noch näher gelegenen Höhen ſich in ſchönen harmoniſchen Formen der Betrachtung dar. Die Steinburg, eine Baſaltkuppe von Sagen umklungen, der Döllberg, der Spitzeberg, der Ringberg umſtehen mit dem Domberg das Thal wie rieſige Hochwarten; nördlich und nordöſtlich gipfeln ſich die Bergwände der Suhler Leube, des Beerberg, des Schneekopf, der Räder mit gezackten Straßenzügen, zu Tage ſtehenden Felsmaſſen und grünen Wäldern empor, ſüdlich überfliegt der Blick niedrige Sandhügel und weilt auf den blau verdämmernden Gefilden des Frankenlandes. Auf gut gebahnten Pfaden iſt vergönnt vom Domberg abwärts durch mehrere wohlgepflegte Berg- und Ziergärten zu wandeln, welche Privateigenthum ſind, um zu der häuſer- und einwohnerreichen Stadt zurückzukehren.

Suhl zählt gegen neunthalbhundert Wohnhäuſer und über ſiebentauſend zweihundert Bewohner; es iſt Sitz eines Juſtiz-, Poſt- und Unterbergamtes, einer Superintendur, einer Oberförſterei und hat zur Leitung der ſtädtiſchen Angelegenheiten einen Magiſtrat.

Die Stadt beſitzt eine anſehnliche Feldflur, davon jedoch die leicht zu bewäſſernden Wieſen ertragreicher ſind, als die mehrentheils ſandigen, ſteinigen, magern und abhängigen Aecker. Dagegen iſt die Gartenkultur im beſten Flor, und von der Vorliebe für Blumiſtik, die den Thüringerwaldbewohnern ſo eigen iſt, empfing auch Suhl ſeinen reichlichen Antheil. Viehzucht, durch die herrlichen Wieſen und Waldweiden begünſtigt, bildet einen weſentlichen Erwebszweig mancher Einwohner; die meiſten techniſchen Gewerbe werden ſchwunghaft betrieben, unter dieſen hauptſächlich Webereien baumwollener und leinener Zeuge, ebenſowenig fehlt es bei der reichlichen Waſſermenge, die Stadt und Thal durchrollt, an Mühlenwerken der verſchiedenen Arten.

Ungleich wichtiger und einträglicher aber, als die in ſpätern Zeiten herabgekommenen Webereifabrikate, ſind die Eiſenwerke und Gewehrfabriken Suhls und ſeiner nahen Umgegend, die alljährlich circa zehntauſend Centner Roheiſen verarbeiten, davon ſieben bis achttauſend Centner auf ſechs Blauöfen in der Nähe der Stadt beſchickt werden. Die Eiſenhämmer pochen ſchier unaufhörlich und „die Werke klappern Nacht und Tag.“ Das Roheiſen wird theils zu Stabeiſen verarbeitet, davon das meiſte der Gewehrfabrikation

dient, theils zu Blech, das, aus etwa ſechstauſend Centnern Roheiſen gewonnen, auf 7 Blechhämmern ausgeſchmiedet wird, während die neuere Zeit auch Blechwalzwerke eingeführt hat.

Die Waffen- und Harniſchfabrikation Suhls war ſchon im Mittelalter, vornehmlich im ſechzehnten Jahrhundert berühmt und bedeutend. Den Grund zu dieſer Bedeutſamkeit legte ergiebig reicher Bergbau, der bereits im vierzehnten Jahrhundert äußerſt erfolgreich betrieben wurde, ſo daß ſogar Ottokars Reimchronik deſſen gedenkt. Die Bleche, die jetzt zu Pfannen für Maſchienen- und Siedewerke, zu Schloſſerblechen und Küraſſen verwendet werden, waren früher dem Gewerk der Plattner und Harniſchmacher äußerſt willkommen.

Ungemein groß iſt die Anzahl der in Suhl alljährlich fabricirt werdenden Gewehre, Schwert- und Säbelklingen, wie Bajonette. Die Rohre werden in beſtimmter Länge aus ſtarken Blechplatinen geſchmiedet, theils auf Hand- theils auf Reckhämmern, und über einen runden Eiſendorn zuſammengeſchweißt. Auf Rohrbohrmühlen werden dieſelben ausgebohrt und ausgekolbt, dann auf beſondern Schleifmühlen geſchliffen, hernach mit Zündloch, Schwanz- und Bodenſchraube verſehen, dann geprobt und die gut befundenen geſtempelt, wo immer noch das alte Landeswappen, die Henne, als Signet im Gebrauch iſt. Auch alle übrigen Gewehrtheile, Schloß, Ladeſtock, Schaft und Garnitur werden in Suhl verfertigt, ſie mögen der einfachen Militairflinte oder dem koſtbaren Jagd- und Galanteriegewehr zugehören. Es arbeiten nahe an 180 Büchſenmacher, 90 Schäfter, 70 Rohr- und Bajonetſchmiede, Rohrbohrer, Schleifer ꝛc. und vier Engros-Handlungen betreiben das Gewerbe fabrikmäßig. Neben dem theilweiſen Bedarf des preußiſchen Staates liefern die Suhlaer Gewehrfabriken auch viel in das Ausland namentlich nach Holland.

Werfen wir nun den Blick auf die Geſchichte dieſer Stadt, ſo erſcheint uns letztere als ein Oertchen geringen Anfanges, und in das Dunkel gehüllt, das den Urſprung der meiſten deutſchen Städte verſchleiert. Wahrſcheinlich haben jetzt faſt verſchwundene früher reiche Salzquellen den Namen Suhl von Sule Sole entſtehen laſſen, den ſpätere Forſcher aus hundert andern heterogenen Dingen herleiten wollten, wobei ſie zum Theil ſelbſt in das Abgeſchmackte ſich verwirrten. Auch die ſpäter in das Stadtwappen aufgenommene Schuhſohle beweißt nur den ähnlichen Namensklang, und ſollte wohl nicht darauf hindeuten, daß Suhl an der Sohle (am Fuße) des Gebirges liegt. Iſt vollends, wie behauptet wird, das Wort Sole wendiſch, und erſtreckten ſich Wendenwohnſitze bis über den ſüdlichen Gebirgsrücken, wie die Ortsbezeichnung „Windiſchen Suhle, in einer Urkunde von 1330 ſo gebraucht, zu documentiren ſcheint, dann bedarf es keiner Fabel von einem Wendengötzen Eburich udgl. um ſich bei dieſer ſach- wie ſprachrichtigen und hinlänglich bezeichnenden Erklärung zu beruhigen.

Entſchiedener tritt 1330 und 1349 Suhl urkundlich in die Geſchichte, doch nur als Dorf, welches zuerſt Graf Berthold VII. von Henneberg von den Dynaſten von Frankenſtein käuflich erwarb

und welches dann Johann I. Graf von Henneberg ſeiner Gemahlin Eliſabeth zum Leibgedinge ausſetzte. Im Jahr 1359 ward es von mehrern fränkiſchen Rittern feindlich heimgeſucht; ſie übten Mord und Brand, und richteten einen Schaden von 2000 Mark Silber an, daraus erhellt, daß es dem Ort nicht an Wohlhabenheit fehlte. Erſt im Jahr 1444 wurde Suhl ein Stadtflecken mit einem Schultheißen- und Schöppengericht. Land und Gegend gehörte früher in den ehemaligen umfangreichen Grabfeldgau und zinſte dem Gaugrafen dieſes Ländergebietes. Da nun die Grafen von Henneberg dieſen Gaugrafen, wie die Dynaſten von Frankenſtein den Hennebergern entſtammten und reiche Länderſtrecken erwarben, in deren Bezirk Suhl lag, ſo ſind dieſe als die älteſten Herren des Ortes anzuſehen. Aus den frühen Jahrhunderte künden die thüringiſchen Chroniken manches Wunderbare! ſo ſoll es auf der bloßen Leube bei Suhl und in der Stadtnähe im Jahr 1241 **Fleiſch** geregnet haben, davon noch eine Wieſe den Namen Fleiſcherwieſe führt. Wir wiſſen nicht welches Phänomen Anlaß zu dieſer Sage gegeben haben mag.

Lange Zeit hindurch hatte Suhl kein anderes Gotteshaus als eine Kapelle da, wo jetzt die Gottesackerkirche ſteht und die Kapelle auf dem Ottilienſtein. Eingepfarrt war es nach **Ebartshauſen**, ein Dorf im Thal der Lichtenau, mehrere Stunden von Suhl entfernt, deſſen Kirche als die älteſte der Gegend bezeichnet wird. Als aber der Flor der Bergwerke ſtieg, die Anſiedler ſich mehrten, der Ort wuchs, wurde die Pfarrkirche erbaut, 1487 begonnen und 1495 eingeweiht. Mittlerweile hatte Suhl als Flecken bereits Statuten und Marktrecht erlangt, nicht minder 1462 eine Bergordnung, und das Gewerk der Panzerer und Plattner hatte ſich zahlreich anſäſſig gemacht. Stadtrecht und ihm analoge Statuten wurden Suhl 1527 zu Theil, die Lehre Luthers fand, wie im ganzen Henneberger Land, erſt 1544 Eingang. Das Jahr 1548 ließ eine neue ergiebige Solquelle unterm Domberg auffinden, das Barchenthandwerk blühte empor, die Superintendur wurde begründet, die Büchſenmacher und Schloſſer traten in eine Innung zuſammen.

Als mit dem Tode des letzten Fürſtgrafen von Henneberg Georg Ernſt (am 27. December 1583) dieſes Regentenhaus erloſchen war, gelangte Stadt und Provinz mittelſt des genugſam bekannten Erbvertrags an Sachſen und that im folgenden Jahre Erbhuldigung.

Ein ſchrecklicher Brand legte 1590 den halben Ort ſammt den Kirchen in Aſche, doch gedieh raſcher Aufbau, ſo daß binnen zwei Jahren die Hauptkirche bereits wieder vollendet war. Zum eignen Amt wurde Suhl mit ſeinem Stadtgebiet und mehrern nähern Ortſchaften 1619 erhoben.

Der dreißigjährige Krieg ſchüttete eine ganze Pandorabüchſe voll verderblicher Geſchicke über die Stadt aus. 1631 führten kaiſerliche Kriegsvölker faſt alle Gewehrvorräthe gewaltſam hinweg, und das Jahr 1634 ſah eine Fülle von Gräuel und Verwüſtung. Ein altes Lied ſchildert kläglich und beweglich die Drangſale, welche unter Iſolani's Croaten erlitten wurden. Es war am 15. Oktober des

genannten Jahres, als während des Gottesdienſtes das Geſchrei entſtand: Der Feind! Der Feind! Feindjo! Der in Suhl gerade anweſende Herzog Wilhelm zu Sachſen, General-Lieutenant und Wachtmeiſter der ſchwediſchen Armee, ließ ſogleich, nachdem ein Trompeter von Themar aus ihm den Anzug der Croaten gemeldet, Allarm blaſen, und ſprengte mit ſeinen Reitern den Anrückenden bis zur Rückenbreche, einem Berge zwiſchen Suhler-Neundorf und Themar gelegen, entgegen. Es kam zu einem Scharmützel, mehrere Croaten wurden niedergehauen, aber bald mußten die Angreifenden der nachdrängenden Uebermacht weichen und das Weite ſuchen. Der Herzog wandte ſich zur Flucht und eilte mit ſeinen Reiſigen die Röder, (ein Berg gegen Morgen) die Straße nach Frauenwald entlang, von dannen, während paniſcher Schrecken in der Stadt ſich aller Herzen bemächtigte und ein unbeſchreibliches Fluchtgedränge veranlaßte. Da die Stadt dem gefürchteten grimmigen Feind keine Mauern als Abwehr entgegenſtellen konnte, aber bereits überfüllt war von Flüchtlingen aus der Umgegend, ſo entſtand ein entſetzliches Wirrſal, und Gedränge von Menſchen, Thieren, Kutſchen und Wagen; was fliehen konnte, floh in Haſt, Amtleute und Geiſtlichkeit ſuchten ihr Leben zu ſalviren, und es wimmelten die Wege und die nahen Höhen von Enteilenden, wobei im Gedränge Eltern und Kinder häufig getrennt wurden, die einander mit Jammergeſchrei ſuchten. In der Stadt blieben faſt nur Kranke, Schwache und Greiſe zurück, und ſo fand ſie der wüthende Feind, der nun mord- und beuteſüchtig einfiel. Der Rathsälteſte Görg Breyn ward in Stücken gehauen, ein Forſtknecht erſchoſſen, ein Bäcker erſchlagen, ein Büchſenſchäfter geröſtet, ein Riemer, der eine Hellebarde zur Wehr ergriffen hatte, mit einem Fauſthammer niedergeſtreckt ꝛc. So fanden dreiundachtzig Perſonen auf mancherlei Art ſchmählichen Tod, der zahlreichen Verwundeten nicht zu gedenken.

Den fliehenden Einwohnern wurde nachgeſetzt, viele holten die Croaten ein, beraubten, mißhandelten, tödteten ſie, oder ſchleppten ſie in die Stadt zurück, preßten nach Geld, klemmten ſie in Schraubſtöcke, goſſen ihnen Schwedentränke ein, und plünderten den Reſt des Tages und die ganze folgende Nacht nach Herzensluſt.

Am andern Morgen baten einige Rathsperſonen den Feldoberſten Iſolani auf den Knieen, die Stadt mit Brand zu verſchonen, allein vergebens, er marſchirte aus, und ließ Suhl in Brand ſtecken und bis Nachmittag drei Uhr war der beſte Theil der vorher blühenden Stadt ein Aſchenhaufen, in ſieben Stunden hatte die Gluth 769 Bürgerhäuſer, zwei herrſchaftliche Gebäude, zwei Rathhäuſer, drei Mühlen, ein Malzhaus, Brauhaus, Hoſpital, vier Eiſenhämmer und Rohrſchmieden, Schulen und Lehrerwohnungen, Pfarr- und Caplaneien und zwei Kirchen mit 9 Glocken verzehrt. Es ſtanden etwa nur noch funfzig der Stadt entlegene armſelige Hütten. Mehrere Bewohner kamen in den Flammen um, andere wurden als Gefangene fortgeſchleppt und die Folgen dieſes Unglücks waren fürchterlich. Mangel und üble Dünſte erzeugten Seuchen, höchſte Theuerung trat ein, und es war, ſelbſt für ſchweres Geld nicht, beinahe kein Getreide

herbeizuſchaffen, da der ganze Wald und die ganze Gegend von Soldaten und Marodeurs wimmelte. So ſtarben noch eine Menge Menſchen aus Hunger und Kummer und binnen vier Jahren überwog die Zahl der Geſtorbenen die der Geburten um 1110.

Dennoch erſtieg die Stadt aus Ruin und Aſchenhaufen, die alte Kreuzkirche wurde wieder aufgebaut, und 1642 konnte auch die neue Schule eingeweiht, 1644 das Reformationsjubiläum feſtlich begangen werden. Ein Jahr darauf ward der Glockenthurm der Pfarrkirche erbaut, nnd 1647 zur vergrößerten Kirche ſelbſt der Grundſtein gelegt, die im November des nächſten Jahres bereits vollendet wurde, doch erſt 1654 geweiht werden konnte.

Bei der abermaligen Landestheilung der Grafſchaft Henneberg 1160, kam Suhl an die Partion des Herzogs Moritz von Sachſen Naumburg, welcher der Stadt neue Statuten, auf den Grund der frühern verbrannten, beſtätigte. In jener Zeit wüthete auch in Suhl der Unſinn des Hexenbrennens, und es wurden mehrere der Hexerei beſchuldigte Frauen hingerichtet, ſo am 28. Februar 1622 neun auf ein Mal. Eine Schützenordnung von 1704 giebt Zeugniß, daß Suhl damals bereits eine Schützengilde hatte, wie denn auf alle Weiſe die Stadt ſich wieder erhob. Aber neue Heimſuchungen blieben nicht fern, und manche derſelben traf hart und ſchwer. Das Jahr 1706 brachte feindliche Schwedeneinfälle mit Mord und Brand; ein nicht unerheblicher Felſeneinſturz von Ottilienſtein, 1718, ſchreckte und ſchädigte, noch mehr eine überſchwemmende Waſſerfluth 1745, und 1750 zuckte ſogar das Erdbeben, welches Liſſabon zerſtörte, durch die Adern des thüringiſchen Gebirgs, und erſchütterte in Suhl den Boden, wie es zu Salzungen den See in ungewöhnlichen Wirkungen kreiſeln ließ.

Im Jahr 1718 gingen Stadt und Amt Suhl an das Haus Kurſachſen über.

Schlimmeres als Krieg, Waſſersnoth und Erdbeben ward Suhl durch eine abermalige Feuersbrunſt zugefügt, die am 1. Mai des Jahres 1753 faſt die ganze Stadt verzehrte, ſo daß ſie abermals zum glimmenden Schutthaufen wurde. Und abermals hob ſich der Phönix mit verjüngten Flügeln aus der Aſche, und 1761 konnte die neuerbaute Haupt-Kirche vollendet und geweiht werden.

Wir übergehen die neuern Ereigniſſe der Stadtgeſchichte Suhls, nur des wichtigſten derſelben ſei noch gedacht. Das Jahr 1815 entriß auch Suhl in Folge politiſcher Schickſale, deren Wechſelfällen das Loos der Völker, wie der Provinzen anheim geſtellt iſt, dem königlich ſächſiſchem Regentenhauſe, und fügte es zu Preußens weitausgedehnten Länderſtrecken. Ein Hennebergiſcher Denkpfennig, in Silber und Kupfer ausgeprägt, der ſchon ſelten zu werden beginnt, verewigt den Tag der neuen Huldigung. Sein Avers zeigt den gekrönten, feſt und ruhig ſtehenden Adler Preußens, nach rechts blickend, und den erhobenen, rechten Fittig über die vertrauend ſchreitende Henne breitend. Es iſt eben ſo ſinnvoll, daß auf dieſer kleinen Medaille die Henne unter den rechten Flug des Adlers tritt, als

es in der Wirklichkeit erfreuend iſt, daß der Adler zur Rechten, zum Rechten ſieht. Der Revers nennt den in jeder Hinſicht denkwürdigen Huldigungstag: DEN 3. AUGUST 1815. Seitdem iſt nun Suhl die größte, die volkreichſte Stadt des preußiſchen Antheils von Henneberg, gewerbthätig, freundlich, lebhaft, handelsbetriebſam, durchkreuzt von frequenten Straßen, die von Gotha, Ohrdruff und Zella her nach Schleuſingen, wie von Meiningen nach Ilmenau führen. Wird einſt (hoffentlich kein allzuſpätes Einſt!) eine Eiſenbahn durch das Werrathal ziehen, ſo bedarf es nur einer mit geringen Koſten im Haſelthale, fortzuführenden Verbindungsſtraße, (da die Chauſſee über Zella, Mehlis und Benshauſen ſtundenweit umführt) um die Suhlaer Fabrikate dem Bahnhof in Meiningen binnen drei kleinen Stunden zuzuführen.

Eine ſo mannigfachpittoreske, romantiſche Gegend wie die um Suhl, iſt nicht ohne den eigenthümlichen Zauber der Sage. Dieſe im Volksmund ewig fortlebend, weiß viel zu berichten von wandelnden Jungfrauen und irren Lichtern am Ottilienſtein, vom Weiſſagen alter Sibillen, vom Rothenſtein, einem Porphyrfels nahe dem Wege nach Oberhof, der eine verzauberte Jungfrau einſchließt, und an dem jeder mit Sang und Klang vorüberziehende Hochzeitzug ſchweigt, weil einmal daraus eine Geiſterſtimme gerufen: „Heute roth, über's Jahr todt!" und ein Jahr darauf die junge Frau todt war. Ein Steinhügel auf der baſaltiſchen Kuppe des Dellberges heißt das Heidengrab, und eine dunkle Sage will, daß unter Karl des Großen Bekehrungskämpfen gegen die heidniſchen Sachſen auch hier eine Vertilgungsſchlacht gegen die letztern geſchlagen worden. Auch ſpukt dort eine Walderſcheinung in weiblicher Geſtalt, Trauerkleider tragend.

Reich an Bergmannsſagen iſt die Gegend um Goldlauter, um den Schneekopf; aufwärts hat ſich um Geſtein und Gekluft das Sagenepheu mannigfach angerankt, und in den geheimnißvollen Thalgründen waldaufwärts wie auf den menſchenleeren Höhen deuten ſchon Namen, wie Mordfleck, Teufelskreiſe, goldne Brücke, Silberbrunnen auf das Walten der Sage hin, die ihre Schleier über das Gebirge wehen läßt, und mit magiſchen Strahlen die Gefilde verklärt.

Dem Naturfreund, dem Naturforſcher und Sammler begegnet in Suhl's Umgegend eine reiche Mannichfaltigkeit von Pflanzen und Mineralien. Die Flora Germaniens hat ſegnend dieſe Gefilde bedacht, und was irgend im thüringiſchen Gebirge dem Botaniker als ſelten gilt, hier wird es gefunden; ganz beſonders mannigfach iſt die Cryptogamenflora. Auch einige Privatgärten ſind in botaniſcher Hinſicht ausgezeichnet.

Das Hauptgeſtein um Suhl iſt Syrnik und Porphyr, verſchiedenartig mit Glimmer, Feldſpath, Feldſtein, Quarz, Trapp ꝛc. gemiſcht. Baſalt ſteht in Einzelkuppen zu Tage, Sandſtein beginnt ohnweit der Stadt in weiter Ausdehnung. Granit findet ſich höher im Ge-

birge, nicht minder kommen Kohlenſchiefer, Kieſelſchiefer, Schieferthon ꝛc. vor. Der Metallreichthum beſteht vorzugsweiſe aus Eiſenerzen, und viele alte Pingen und verfallene Halden zeugen noch von dem früher ſchwunghaft betriebenen Bau auf dieſes nützlichſte der Metalle. In den Bergwerken bei Goldlauter iſt auch der Bau auf Silber wieder aufgenommen.

Faſt jede Reiſeroute von Suhl aus gewährt dem, deſſen Sinn für die Reize der Natur nicht verſchloſſen iſt, Genuß und Anregung. Nach Zelle und Oberhof zu ſteigt die Straße an zahlreichen Hammerwerken, deren Waſſerleitungen die Gegend maleriſch beleben helfen, vorüber zu der Struth. Ein chauſſirter Weg führt von da ab zum fröhlichen Mann, einem Wirthshaus und Vergnügungsort. Vom Hochgipfel der Kunſtſtraße iſt eine herrliche Ausſicht gewährt auf eine weite Fläche von Waldwieſen, welche der Kranz der Berge amphitheatraliſch einſchließt. Setzt der Reiſende dieſe Tour fort, ſo blickt er bald in den nicht minder maleriſchen Thalkeſſel hinab, darin die betriebſamen Orte Zella und Mehlis liegen, und die der zuckerhutförmige Rupperg überragt. In Zella trifft die Straße von Suhl auf jene, welche vom Rücken des Gebirges nach Süden zieht, und den die letztere Richtung einſchlagenden Reiſenden nimmt ein enges Waldthal ächt thüringiſchen Charakters auf, das die Lichtenau munter durchrollt, und deſſen Eingang unterhalb Mehlis der grün umbuſchte Reiſſigen oder reißende Stein mit Felswänden und Blöcken faſt bedrohend überragt.

Will Jemand der alten Straße von Suhl zum Oberhof entlang ziehen, ſo führt ihn dieſe über den fröhlichen Mann, und dann ſteil zum Gebirgsrücken empor bis zur Ausſpanne, wo mehr als eine pittoreske Felspartie zu Tage ſteht, und der Rennſteig erreicht wird. Der Rückblick in die zurückgelegten Thalgründe iſt ſchaurig ſchön, und in der Ferne liegt Suhl hingeſchmiegt am Fuß ſeines mächtigen Domberges, der hier als Bergzwerg erſcheint gegen den ungleich höher gewonnenen Standpunkt.

Oder man verfolgt das anmuthige, thätigkeitsbelebte Lauterthal, das voll Hämmer, Mühlen und Schmieden iſt, und erreicht Dorf Goldlauter, von dem aus ein Weg zur Schmücke durch Fichtenwaldung hoch und ſteil emporzieht.

Wieder eine andere Hochſtraße geht an der ſchon erwähnten Röder waldaufwärts und zieht durch ſchöne Hochwälder über den Gebirgsrücken hin nach Schmiedefeld, nach der wichtigen und ſchönen Eiſenhütte Neuwerk, und weiter nach Ilmenau. — Nach Schleuſingen und Hildburghauſen führt die Chauſſee beim Weiler Seuſen vorbei und läßt den Ort Suhler-Neundorf zur Rechten liegen, während ſie zu beträchtlicher Höhe emporſteigt, und dann in das Erlauchthal hinabfällt.

Des Weges nach Heinrichs und in das Inſelthal wurde ſchon gedacht, er iſt fahrbar doch nicht chauſſirt. Außer dieſen Straßen führen noch eine Menge Fußwege zu den Nachbarorten, ſo daß Suhl als Kern eines Straßen- und Wegeſterns nach allen Enden hin ſeinen Verkehr mit Wald- und Flachland unterhält.

Suhl's Einwohner ſind gebildet, geſellig, gaſtlich, der ſchönen Künſte, beſonders der Muſik hold und zugethan. Für Stempel- und Steinſchneidekunſt iſt Suhl eine Pflanzſchule, die manchen wackern Künſtler bildete.

Ludwig Bechſtein.

---

72. Lith. v. Ed. Pietzsch & C.o in Dresden.

Schloss Tenneberg mit Waltershausen.

Schloß Tenneberg und Waltershauſen.

— — — Wir hatten auf dem ſchönen Wege von Gotha nach Reinhardsbrunn kurz vorher, eh' wir in das herrliche Gebirgsthal hinter Schnepfenthal eintraten, das Schloß Tenneberg auf dem nördlichen Rande ſeines belaubten Berges leuchten und ſich auf dem dunkeln Hintergrunde des höhern Hauptgebirges abzeichnen geſehen, und drunter dicht an den Berg angeſchmiegt und aus üppigem Baumgrün hervorlugend das ſchmucke Städtchen Waltershauſen mit ſeinem ſtattlichen Thurme. Jetzt kamen wir von Reinhardsbrunn durch Fichtenwald, über kleine Waldwieſen und mäßige Berge des nicht umfangreichen Vorgebirges und gingen auf einem langen Bergrücken den wir unvermerkt erklimmt hatten. Wir genoſſen von hier einer labenden Ausſicht in das reiche gothaiſche Land nach Oſten und Norden. Rechts hinter uns ſahen wir Schnepfenthal wieder, dicht unter dem nicht hohen und mit Gärten und kleinen Gartenhäuſern geſchmückten Berge das Dörfchen Ibenhain. Ein bequemer Promenadenweg führte uns bald an das Ende des Bergrückens, der hier eine kleine Hochebene bildet. Aus dem Eichen- und Buchenwalde heraustretend kamen wir an einem ſtattlichen Hauſe mit Hintergebäuden, der Wohnung des Rentbeamten vorüber und ſahen nun, wenige Schritte vor uns, das Schloß liegen. Zu dem uns zugekehrten Eingang führte eine ſteinerne Brücke über einen mäßig tiefen in einen Küchengarten umgewandelten Graben, und wir gelangten durch das Frontegebäude in den ziemlich kleinen Schloßhof. Die Burg iſt auf den nördlichen Rand des Bergrückens in Hufeiſenform gebaut, der Bogen nach Nordweſten gekehrt, das Frontegebäude mit Thor unmittelbar daran gefügt, nach Süden. Der Hof bildet ein Viereck. Das ſteinerne Gebäude hat zwei Stockwerke. Auf dem Frontegebäude ſteht ein kleiner geſchmackloſer Thurm mit einer Schlaguhr,

der 1729 gebaut worden iſt und die ganze Burg verunſtaltet. Ueberhaupt iſt ihr alterthümliches Anſehen faſt ganz verwiſcht; der troſtloſe verzwickte Rococoſtyl iſt ihr überall angeflickt. Am alterthümlichſten nimmt ſie ſich von der Weſtſeite aus. Die öſtliche iſt durch Manſardenfenſter am Dache entſtellt. Die lange Reihe der Zimmer im obern Stock iſt entweder ganz modern tapezirt oder im Rococogeſchmack, jenem ſchlaffen Kinde der Schlummerzeit Europa's, decorirt. Manche dieſer Zimmer ſind mit Portraits fürſtlicher Perſonen jener Zeit in Harniſch und Perücken, Toupé's und Reifröcken, auch andern werthloſen Bildern behangen. Auch einige gut erhaltene Mobilien aus jener Zeit ſtehen hier. Man gewinnt in ſolchen Zimmern, zumal wenn einem hiſtoriſche Erinnerungen durch den Kopf fahren, die Ueberzeugung, daß die Menſchen vor hundert Jahren, wenn ſie auch franzöſiſch und deutſch ſprachen, doch — Chineſen waren. Man gäbe jetzt viel darum, wenn man uns in jenes behagliche, langweilige, gedankenloſe Rococoglück zurückbannen könnte. Wie bequem ließ ſich doch damals die Welt regieren! Die ſchönſte Räumlichkeit iſt ein großer ſtattlicher Saal mit einem grellen, unbedeutenden Deckengemälde und rings an der Wand mit garſtigen Büſten, lauter Allegorien. In Wandſchränken ſtehen noch Gläſer aus jener Glanzperiode, des deutſchen Fürſten- und Adelthums. Eine einfache Gallerie zeigt abſcheuliche Bilder von Jagden, welche Herzog Johann Caſimir von Coburg, welchem Tenneberg und Waltershauſen gehörte, in den nächſten Forſten gehalten. Jede Fürſtenjagd war da ein welthiſtoriſches Ereigniß und mußte vom Hofmaler abkonterfeit werden. Auch eine ſehr kleine und ſehr einfache Kirche iſt im Schloß; ſie wird aber nicht mehr zum Gottesdienſt benutzt; die Sakriſtei dient zum Hühnerſtall des Caſtellans. Im untern Stockwerk ſind die Localitäten des Juſtizamts und des Rentamts Tenneberg, Gefängniſſe u. dgl. Im Frontegebäude wohnt der Caſtellan.

Weit reizender als die verblichene unheimliche Pracht dieſer Räume iſt die Ausſicht aus ihren Fenſtern. Auf jeder Seite des Gebäudes bietet ſich ein anderes characteriſtiſches Landſchaftsbild. Man kann vom hohen Gebirge im Süden bis ins flache Land nach Oſten alle Uebergänge und Abſtufungen landſchaftlicher Schönheit mit dem Auge verfolgen. Eine Stunde an dieſen Fenſtern an einem heitern Sommerabend wird den Beſuchern Tennebergs großen Genuß gewähren. Wir wenigſtens waren ganz entzückt davon.

Eine von unſern Damen, die das romantiſche und die Romantiker liebt, bewies uns, daß ſie Ludwig Bechſteins „Grumbach" mit Aufmerkſamkeit geleſen habe. Sie ſprach nämlich viel von einer unglücklichen Frau, die ſich für eine Königin von England ausgegeben und wegen dieſer kleinen weiblichen Schwäche auf Tenneberg in ſtrenger Haft gehalten worden ſei. Dadurch wurden die übrigen Damen veranlaßt, unſern geſchichtskundigen Freund zu bitten, daß er ihnen etwas vom Schickſale des Schloſſes und beſonders jener Dame mittheilen möchte. Er führte uns aus dem Schloſſe und wieder eine kleine Strecke des Wegs, den wir gekommen zurück, und in den

umzäunten Garten hinter dem vom Rentamtmann bewohnten Hauſe auf einen Hügel, der durch einen kleinen Graben vom übrigen Berge nach Südoſten abgeſchnitten war. Wir lagerten uns ins Gras, umlispelt von grünem Geſträuch und von der herrlichſten Abendröthe auf Stirn und Lippen geküßt. Und hier begann unſer Freund mit feierlicher Stimme:

„Auf der Stelle, welche wir jetzt einnahmen ſtand einſt die alte Burg Tenneberg, und wenn wir es nicht aus ſchriftlichen Angaben wüßten, die Geſtalt dieſes Hügels würde darauf leiten. Wahrſcheinlich war ſie ſchon vor der Ankunft jenes fränkiſchſaliſchen Grafen Ludwig mit dem Barte in dieſer Gegend vorhanden, der der Ahn der ſpätern Fürſten Thüringens wurde; denn wenn er oder ſein Sohn ſie erbaut hätte, würde es gewiß von den Geſchichtsſchreibern angemerkt worden ſein. Ein alter Chroniſt ſtellt ſogar die kühne Vermuthung auf, Tenneberg möchte eine Burg der Alten thüringiſchen Könige geweſen ſein, ein poetiſcher Wink für künftige Dichter, welche den tragiſchen Untergang des Königsreichs Thüringen behandeln wollen. In der für die frühere Geſchichte dieſer Gegend ſo äußerſt wichtigen und deshalb oft genannten Schenkungsurkunde des deutſchen Königs Konrad der II., ſeinem Vetter, dem Grafen Ludwig mit dem Barte verliehen (1039), wird der Name Tenneberg zuerſt genannt, doch ohne weitere nähere Bezeichnung. Erſt Landgraf Ludwig II. nennt es „ſein Schloß" (1176) und bewohnte es zuweilen. Es blieb nun bis auf eine kurze Unterbrechung Eigenthum der Landgrafen. Albrecht der Unartige gab es nämlich ſeinem mit der Kunigunde von Eiſenberg gezeugten Sohn Albrecht, in der Geſchichte corrumpirt Apitz genannt, und dieſer führte ſich eben ſo unartig auf, wie ſein Vater, ſo daß er billigerweiſe denſelben Zunamen verdient hätte. Während der Fehde ſeiner Brüder mit dem Vater neckte er die Mönche des nahen Kloſters Reinhardsbrunn fort und fort, raubte ihre Heerden und fügte ihnen manchen Schaden zu. Aber die Bauern und Mönche rotteten ſich zuſammen und faſt wäre er auf einer ſolchen Fahrt von einem Bauer mit der Heugabel erſtochen worden. Friedrich der Freudige, ſein Bruder, ſetzte es dann beim Kaiſer Rudolph durch, daß Apitz das Schloß Tenneberg räumen mußte. Albrecht der Vater verſetzte es nun dem Kloſter Reinhardsbrunn (1290), aber ſchon fünf Jahre ſpäter war es wiederum in Apitz Beſitz. Friedrich der Freudige, 1306 von des Kaiſers Albrecht I. von Oeſterreich Statthalter in Thüringen auf Wartburg belagert, brachte ſeine neugeborne Tochter Eliſabeth mitten durch die Feinde glücklich nach Tenneberg, wo er ſie vom Abt zu Reinhardsbrunn taufen ließ. Auf dieſem Ritte rief Friedrich die berühmt gewordenen Worte, als das Kind nach Nahrung ſchrie und die Amme ihm im ſcharfen Ritt, von den Feinden auf dem Fuße verfolgt, die Bruſt nicht reichen konnte: „Halt Amme und tränke das Kind! Es darf nicht Durſt leiden, und ſollt' es das Thüringerland koſten." Er ſchloß mit den ihn begleitenden Rittern einen Kreis um die ſäugende Amme, und die Feinde wagten nicht, ihn anzugreifen.

Landgraf Balthaſar ließ die alte baufällig gewordene Burg abbrechen und 1391 auf den Grund eines Gutsgebäudes, welches den Herren von Laucha gehört hatte und von dieſen ihm abgetreten worden war, das jetzige Schloß errichten. Es blieb Eigenthum der Landesherren und wurde von dem jagdluſtigen Herzog Johann Caſimir oft als Jagdſchloß benutzt. Sein Vater, der unglückliche Johann Friedrich der Mittlere bewohnte es ſogar eine Zeit lang, als er Weimar verlaſſen hatte und bevor er nach Gotha zog. Unter ſeiner Regierung wurde auch jene ſchon gefangene Dame hier gefangen gehalten. Sie war nach Roßla zum jungen Herzog gekommen, als er noch in Weimar reſidirte und hatte ſich für die Schweſter ſeiner Mutter, die verſtoßene Gemahlin des Königs Heinrich VIII. von England, Anna von Cleve, ausgegeben. Dem Herzog kam die Sache gleich anfangs verdächtig vor; er nahm ſie deshalb nicht mit nach Weimar, ſondern ließ ſie nach Gotha auf Schloß Grimmenſtein bringen und ihr dort fürſtlich aufwarten. Nachforſchungen nach ihr ſtellten ſie bald als eine Betrügerin blos; ſie wurde in gerichtliche Unterſuchung genommen, gab mehrere Namen als den ihrigen an, log, verwirrte ſich und machte den Richtern viel zu ſchaffen. Sie hatte dem Herzog vorzüglich unglaubliche Geldverſprechungen gemacht und wollte bald in Hamburg, bald in Amſterdam große Summen liegen haben. Alles erwies ſich als Lüge. Inzwiſchen iſt in den über ſie geführten Acten, welche in den „Curioſitäten von Vulpius“ im Auszug mitgetheilt ſind, durchaus nicht Alles über ſie aufgehellt. Genug ſie wurde vom Grimmenſtein auf den Tenneberg zur Haft gebracht und lebte hier eine Reihe von Jahren. Wahrſcheinlich iſt ſie auch hier geſtorben, doch läßt es ſich nicht geſchichtlich nachweiſen. Sie ſcheint eine vertraute Kammerfrau der Königin Anna von Cleve und mit dem König Heinrich ſelbſt näher als billig bekannt geweſen zu ſein. Wer ihre Geſchichte, ſo viel man davon weiß, kennen lernen will, muß ſie in dem genannten Buche von Vulpius nachleſen; wer die myſtiſche „Dame aus England“ aber in romantiſcher Beleuchtung ſehen will, der leſe Ludwig Bechſtein's trefflichen Roman „Grummbach.“

Nach dieſem bewohnte Herzog Ernſt I. der Fromme von Gotha, eh' er ſeinen Einzug in Gotha hielt und das Reſidenzhaus auf dem Markte (das jetzige Rathhaus) bezog, Schloß Tenneberg kurze Zeit, doch ſcheint daß Bergſchloß immer mehr in Verfall gekommen zu ſein, ſo daß es Friedrich II. zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als er es zum Wittwenſitz ſeiner Gemahlin Magdalena Auguſta, einrichten ließ, in dem ſchon beſchriebenen Geſchmack ſeiner Zeit reſtaurirte, wie wir es jetzt noch ſehen. Der hohe Thurm wurde, um Raum für den Schloßhof zu gewinnen, ganz abgebrochen und dadurch jedenfalls die Burg ihrer ſchönſten mittelalterlichen Zierde beraubt. Dies war im Jahre 1729. Der prachtliebende Herzog verweilte dann und wann auf Tenneberg; ſeine Wittwe wohnte hier. Nachher iſt es ganz verwaiſt. Sollte der großartige Plan des jetzt regierenden Herzogs, den Naturpark Reinhardsbrunns bis an die Mauern von Waltershauſen auszudehnen, in Ausführung kommen, dann würde

Tenneberg als zweites Schloß deſſelben gewiß eine würdige mittelalterliche Reſtauration erfahren.“

Der Erzähler ſchwieg; wir dankten und ſtiegen den Berg hinab. Wir fanden, daß er nach der Nordſeite ziemlich ſteil war. Am öſtlichen Fuße deſſelben kamen wir zu dem einzeln ſtehenden, langen mit grauen Brettern (die ihm ein düſtres Anſehen geben) bekleideten Zeughauſe, welches Herzog Johann Caſimir erbauete und worin eine große Menge altes und neues Jagdzeug aufbewahrt wird. Ehe wir das Burgthor der Stadt erreichten, kamen wir an einem Gebäude vorüber, welches eine Kemnate war und dieſen Namen noch führt. Darin legte der bekannte Johann Matthäus Bechſtein, naher Verwandter des Dichters Ludwig Bechſtein, 1794 die erſte deutſche Forſtakademie an, welche ſechs Jahre ſpäter, da ſie von der gothaiſchen Regierung kleine Unterſtützung erhielt, von dem genialen Herzog Georg von Meiningen nach Dreißigacker gezogen wurde. Gegenüber heißt eine hohe mit keinen Häuſern beſtandene Stelle „zum heiligen Kreuz,“ und hier hat im Mittelalter eine uralte und ſehr berühmte Wallfahrtskapelle dieſes Namens geſtanden, von der ſich nichts als eben der Name erhalten hat.

Die kleine Stadt iſt theils an den letzten Abhang des Burgberges, theils in’s Thal gebaut; ſie hat ein freundliches Anſehen und einen ſchönen Markt, auf welchem die Marienkirche im Rococoſtyle das Auge beſonders auf ſich zieht. Sie wurde an der Stelle der alten abgetragenen Gotteshilfkirche von 1719 bis 1723 von Grund auf neu erbaut. Ihren hohen Thurm zertrümmerte ein Blitzſtrahl am 27. Februar 1806, der dann neu erbaut und mit einem harmoniſchen Geläute verſehen wurde. Vor dem Bremerthore liegt die Johanniskirche. Die trefflichen Felſenkeller vor dem Bremer- und Burgthore mit ihren Anlagen verdienen den Beſuch jedes Fremden; er wird ſich an dem ausgezeichneten Biere laben. Dieſe neuen Anlagen ſind eine wahre Zierde der Stadt. Ueberhaupt hat Waltershauſen ſeit es durch die gute Chauſſee mit ſeiner Umgegend und Gotha in engere Verbindung gekommen iſt, an äußerer Schönheit und innerem Reichthum viel gewonnen. Die Thore ſind verſchwunden, überall ſieht man ſtattliche Häuſer, gute Wege und Anlagen. Auch das moderne Schießhaus vor dem Clausthore mit ſeiner ſchattigen Umgebung macht einen angenehmen Eindruck auf den Beſucher. Die hieſigen Vogelſchießen ſind ſehr beſucht. Erwähnenswerth iſt die große Keſtner’ſche Puppenfabrik, dann der bedeutende Handel mit Fleiſchwaaren und die Fabrikation von Spritzenſchläuchen.

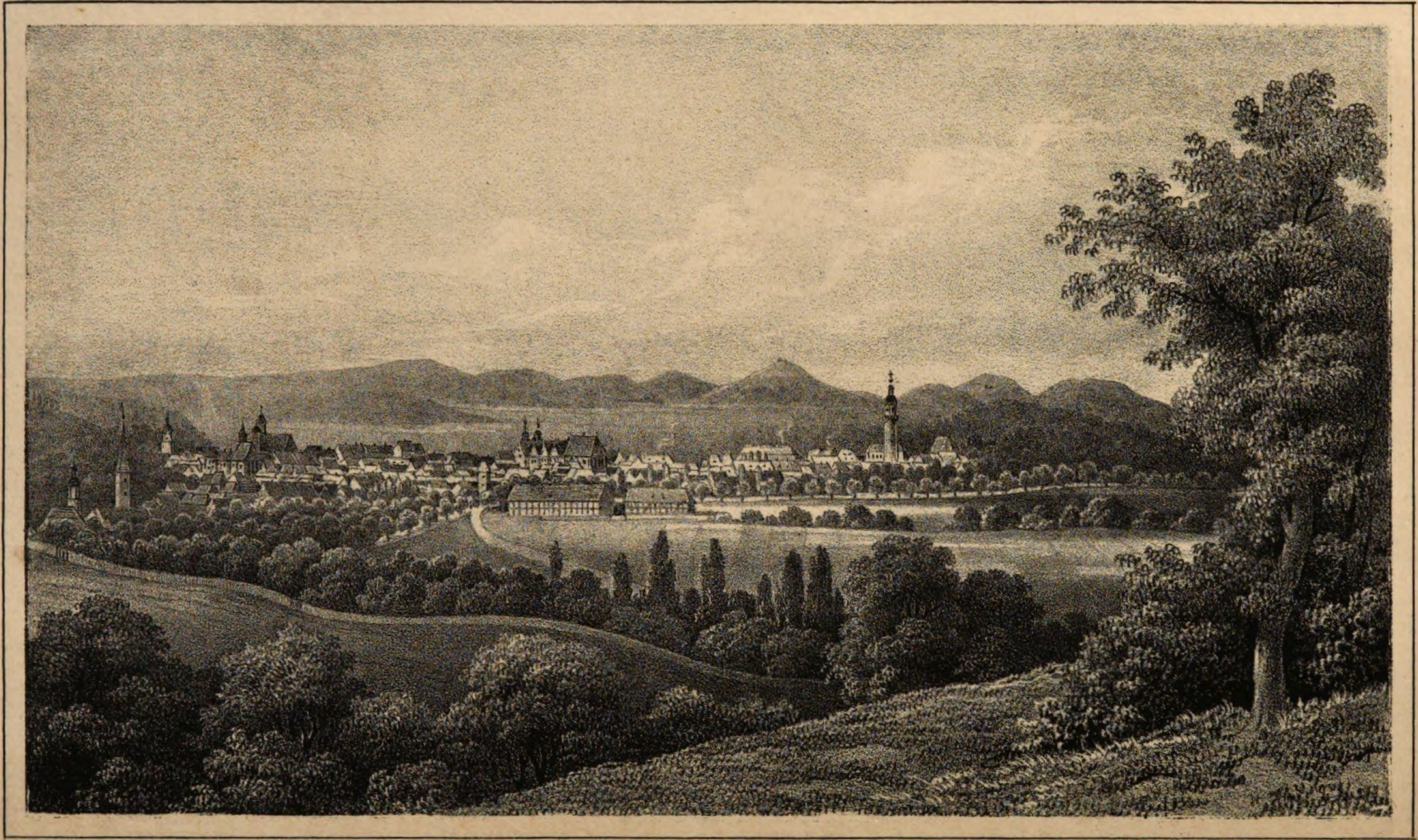
Waltershauſen iſt ſehr alt. Schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hatte es ſtädtiſche Verfaſſung und in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts einen eignen Gerichtsſtuhl. Die Landgrafen Balthaſar und Friedrich IV. beſtimmten die Stadt ihren Gemahlinnen zum Leibgedinge. Bis zur Reformation waren die Aebte von Reinhardsbrunn Collatoren der hieſigen Kirche. Herzog Ernſt der Fromme erhob die Diöceſe, anfangs Adjunctur der Superintendentur zu Gotha, zur eignen Superintendentur 1657.

Zu Anfang dieſes Jahrhunderts lebte in Waltershauſen ein in ſeiner Art einziger und mit Johann Matthäus Bechſtein, dem berühmten Ornithologen, geiſtesverwandter Mann, der berühmteſte Vogelhändler Deutſchlands, Johann Friedrich Thiem, der die am Thüringerwalde heimiſchen Singvögel, als Gimpel, Buch- und Bergfinken, Hänflinge, Rothkehlchen, Stieglitze, Zeiſige, Gold- und Bergammern, Singdroſſeln ꝛc. einfangen und kunſtreich anlernen ließ und ſie dann nach Holland, England, Frankreich in großer Menge vertrieb. Von England brachte er amerikaniſche Vögel, Araſſe, Papageien ꝛc. und andere Naturmerkwürdigkeiten mit, die er in Deuſchland verkaufte.

Wir verlebten den Sonntag in Waltershauſen. Unzählige Menſchen in Kutſchen, auf Leiterwagen und zu Fuße ſtrömten von allen Seiten herbei; man hätte glauben ſollen, die Wallfahrt zum heiligen Kreuz beſtände noch; ſie ging aber in die Felſenkeller, wo man den Gottesdienſt der Fröhlichkeit beging. Wir ſelbſt fühlten uns heiter unter den heitern Menſchen.

Aus dem Briefe eines Nordteutſchen in die Heimath,
mitgetheilt von

Ludwig Storch.



71. Lith. v. Ed. Pietzsch & C° in Dresden.

Arnstadt.

Arnſtadt,

in der obern Herrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg-Sondershauſen.

Südwärts über der Stadt, die vom edlen Aara den Namen
Führet, da krönt Steineichengehölz die Gebirge des Stromthals.
Hier fließt, kühler im Schatten, die ſilberblinkende Gera
Ueber gelblichen Kies. Um die Wurzeln alternder Bäume
Spielen und drehen ſich die Wellen in kleinen Strudeln und rauſchen
Schnell durch die Schilfe dahin. Allein mit gehaltener Eile
Wallet der Strom in Plauens arkadiſchen Hirtengefilden.
Auf der Natur kunſtloſem Altar ſtehen Schönheit und Einfalt,
Gleich den Grazien, hier in liebenswürdiger Eintracht.
Von dem großen Altar dampft jeglichen Morgen der Weihrauch
Würziger Blumen und Kräuter und fröhlich reifender Saaten
Blüthengedüft zum Opfergeruch den Töchtern des Himmels
Feſtlich empor, beſtrahlt vom erhellenden Schimmer der Frühe.

S. V. W. Neubeck's Geſundbrunnen 1. Geſang 38. — 50. V.

Die Erbauung Arnſtadts, deſſen Name wegen des in dem Stadtſiegel erſcheinende Adlers von dem altteutſchen Worte: Aar abgeleitet zu werden pflegt, wofür aber wohl in Rückſicht der hohen Lage und der umgebenden Berge die vielverbreitete Wortwurzel har, ar, d. i. hoch, mit größerem Rechte gelten dürfte, verliert ſich in ein ſehr fernes Alterthum, das, wie bei den meiſten andern Städten, noch keinem Forſcher zu beſtimmen gelungen iſt. Doch war es vielleicht ſchon vor Einführung der chriſtlichen Religion in Thüringen vorhanden, was mehrere in ſeinen Umgebungen befindliche heidniſche Begräbnißſtätten bezeugen können.

Allein ſoviel iſt ausgemacht, daß das Alter dieſer Stadt durch eine ächte Urkunde über das aller andern unſeres Vaterlandes erhoben wird.

Im Jahre 704, den 1. Mai, ſchenkte nämlich Heden der

jüngere, Herzog von Thüringen, dem Biſchof Willibrord zu Utrecht, gegen den er entweder gewiſſe Verbindlichkeiten zu erfüllen hatte, oder um ihn in den Stand zu ſetzen, in dieſer Gegend Lehrer des Chriſtenthums zu unterhalten, „ſeinen Hof (curtem) in dem Orte, welcher Arneſtati heißt an dem Fluße Huitteo (Huitte, Witte, Wiza, Weiße) (in loco nuncupante Arnestati, super fluvio Huitteo) nebſt Gütern in dem Schloſſe Mulenberge und zu Monchore (Monra oder Mondra). Mehrere Jahre ſpäter (726) wird Arnſtadt in Willibrords Teſtamente abermals als villa in pago Turingasnes unter den der Abtei Echternach (im Luxemburgiſchen) von ihm überlaſſenen Beſitzungen erwähnt, ohne daß jedoch der beiden andern Orte dabei gedacht würde. Es muß alſo mit dem Beſitze der letzten entweder ſchon vorher ein Wechſel Statt gefunden, oder jener Biſchof es für zureichend gehalten haben, blos den erſten, als den wichtigern, namentlich anzuführen, weil ſich hier vielleicht ſchon eine Pfarrkirche befand, in deren Nähe, unter dem Schutze der jetzt ſo genannten alten Burg, auch die Anlage der erſten Häuſer geſchehen ſein mag.

Mehrere Arnſtadt benachbarte Dörfer werden ausdrücklich in den Gau Langewiz verſetzt; aus dieſem Grunde und weil noch jetzt die Gegend zwiſchen hier und Ilmenau die Langewiz und ein Thor in jener Stadt das Langewizer heiſt, darf man wohl unbedenklich dieſelbe dem genannten Bezirke einverleiben. Die Vertauſchung entfernter Beſitzungen gegen nähere war zwiſchen Klöſtern und anderen geiſtlichen Stiftungen nicht ungewöhnlich. Was ſollte daher wohl die Abtei Echternach gehindert haben, für den durch einen ſo weiten Raum, von ihr getrennten Ort einen andern bequemer liegenden zu erwerben, wozu das neu geſtiftete Kloſter Hersfeld am leichteſten die Hand bieten konnte. Und wirklich treffen wir ihn in der Folge Arnſtadt als Eigenthum des letzteren an. Wie und wenn es dazu gelangte, darüber ſowohl, als über ſeine nunmehrigen Schickſale beobachten die Geſchichtſchreiber tiefes Stillſchweigen, welches erſt im Jahr 954 unterbrochen wird.

Denn am 17. December d. J. ſtellte Kaiſer Otto I. hier eine Reichsverſammlung an, auf welcher unter andern, ſein Sohn Wilhelm, nach alter Sitte von dem Volke und der Geiſtlichkeit, zum Erzbiſchof von Mainz gewählt und als Statthalter über Thüringen verordnet wurde. An demſelben Tage erfolgte auch die förmliche Ausſöhnung Otto's mit ſeinem ihm von der erſten Gemahlin Edith geborenen Sohne Ludolph, der ſich wider ihn empört hatte. Dieſer Reichstag iſt übrigens eine von den Urſachen, daß man Arnſtadt den kaiſerlichen Pfalzen oder denjenigen Orten beizählte, wo ſie Kaiſer-Paläſte und Kammergüter hatten und ſich bisweilen aufhielten. So angelegentlich ſich auch manche Geſchichtſchreiber für daſſelbe um dieſe Eigenſchaft bewerben und den Sächſiſchen Pfalzgrafen gewiſſe Rechte darauf einräumen möchten, ſo ruht doch ihre Behauptung auf ſchwankendem Boden und der unrichtigen Lesart; **in palatio regali** anſtatt **in placito regali**, im königlichen

Rathe. Diejenigen, welche dem genannten Erzbiſchof die Erbauung der Marien= oder Frauenkirche in Arnſtadt zuſchreiben, berufen ſich beſonders auf die Inſchriften an der nördlichen Seite dieſes Gotteshauſes und wollen in der einen den Namen Wilhelmus, in der andern die Jahrzahl 972 erblicken. Die letzte iſt ganz unleſerlich, ſcheint aus einer weit ſpäteren Zeit herzurühren und 1472 geheißen zu haben. Wenigſtens hat, wenn wir auch jener Angabe nicht mißtrauen, Wilhelm, der ſchon den 2. März 968 zu Radolverrothe ſtarb, die Vollendung der Kirche, die er zum dankbaren Andenken an ſeine Erhebung auf den erzbiſchöflichen Stuhl gegründet haben ſoll, nicht mehr erlebt. Allein in der erſten ſehr beſchränkten und dürftigen Geſtalt war ſie vielleicht ſchon im achten Jahrhunderte vorhanden; ſo wie auch ein Stück vom ſüdlichen Theile des Langhauſes der etwa beim Umbau im zwölften Jahrhundert ſtehen gebliebene Reſt eines roheren Baues aus dem zehnten ſein könnte.

Von dem Daſein hersfeldiſcher Beſitzungen in Arnſtadts Nähe, zeugt eine große Zahl auf uns gekommener Urkunden dieſer Abtei. Es liegt uns daher nur noch ob, Beweiſe ihre Oberherrlichkeit über dieſe Stadt ſelbſt aufzuſuchen. Laſſen wir auch Chriſtian Schlegel's Aeußerung, nach der die Aebte Meingot und Friedrich mit ihrer Sommerwohnung auf dem Bergſchloſſe Wachſenburg, (wo ihre Vorfahren ums Jahr 925 oder 933 der heiligen Walburgis ein Kloſter gewidmet haben ſollen, das aber wahrſcheinlich ſogleich in der Nähe deſſelben auf dem davon benannten Walpurgisberge angelegt worden iſt), das angenehmere und lebhaftere Arnſtadt bisweilen vertauſchten, dahin geſtellt ſein, ſo iſt doch die Anweſenheit des Abtes Siegfried an letzterem Orte unbezweifelt. Denn dieſer beſtätigte hier den 4. April 1182 die Schenkung einiger Aecker an das Kloſter Memleben, und verkaufte zwei Hufen Landes zu Osforde dem Pfortaiſchen Abte Adelold. Unter den Zeugen dieſer Verhandlung befinden ſich die Grafen Heinrich von Schwarzburg und Günther von Kevernburg, und Beringer (hersfeldiſcher) Schultheis zu Arnſtadt nebſt ſeinem Sohne Gottfried.

Dürfen wir einigen ſonſt unverdächtigen Chroniſten trauen, ſo wurde Arnſtadt zu Ende des zwölften Jahrhunderts auf's Neue zum Schauplatze eines großen Fürſtenvereins erleſen. Nach Kaiſer Heinrich VI. Tode (den 28. September 1197) ernannte man deſſen Bruder Herzog Philipp von Schwaben nicht nur zum Beſchützer des Reichs, ſondern verlieh ihm auch, nach verſchiedenen Beſprechungen ſeiner Anhänger zu Ichtershauſen, auf den Gefilden von Erfurt und zu Arnſtadt, den 6. März 1198 in Mühlhauſen ſogar die Kaiſerkrone ſelbſt. Neuere Hiſtoriker glauben, daß die Verſammlung zu Philipps Wahl auf dem jetzt wüſten Bergſchloſſe Arnsburg (in der untern Herrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg = Rudolſtadt) gehalten worden ſei und berufen ſich deswegen auf Otto von Sancto Blaſio; die Halberſtädtiſche Chronik verlegt aber dieſelbe ausdrücklich nach Arnſtadt (Arnestedde), wofür einige Thüringiſche Zeitbücher Ichtershauſen benennen. Zuverläſſig eignete ſich das erſte, oder das

kaum eine Stunde davon entfernte, ſchon damals blühende Kloſter weit mehr zu ſolchen Verabredungen, als die kleine Bergveſte Arnsburg, welche man auch nicht villa genannt haben würde, oder das noch im Entſtehen begriffene Kloſter Kapelle unter demſelben. Thüringen erklärte ſich theils für Philipp, theils für deſſen Gegner Otto, Sohn Heinrich's des Löwen. Anfangs Julius 1204 überzog jener daſſelbe mit einem durch ſeine Freunde verſtärkten Heere. Brand und Verwüſtung bezeichneten ſeinen Weg, worin ſich überhaupt die Gegner und ihre Bundesgenoſſen zu überbieten ſuchten. So wurden die Gauen Orla, Langewitz und Ilmin von den durch den Landgrafen Hermann zu Hülfe gerufenen Böhmen verheert. Nach Philipp's Ermordung traten die Fürſten Sachſens und Thüringens und anderer Länder nochmals in Arnſtadt zuſammen. Als hier der Erzbiſchof Albert von Magdeburg (ein Sprößling des Kefernburgiſchen Stammes) Otto zum König der Deutſchen feierlich ausrief, ſo folgten die übrigen dem Beiſpiele dieſes angeſehenen Geiſtlichen und beraumten zur förmlichen Beſtätigung einen Reichstag in Frankfurt an. — Merkwürdig wäre es allerdings, wenn unſere Stadt in drei verſchiedenen Zeiten (nämlich 954, 1198 und 1208) zu ſo glänzenden Vereinen gedient hätte, was auf ihre ſchon damals nicht unbedeutende Größe und Bevölkerung einen Schluß zu machen erlaubte.

Im Jahr 1209 erblickte Arnſtadt wieder eine Menge Geiſtlicher und Weltlicher in ſeinen Mauern, als zwiſchen den Aebten Johann von Hersfeld und Gottfried von Georgenthal über die Grenzen ihrer Gebiete obwaltende Streitigkeiten daſelbſt beigelegt wurden.

Den 15. Julius 1237 wallfahrteten, laut Berichts der Chroniken, über hundert, nach Anderen tauſend Kinder von Erfurt nach Arnſtadt und legten dieſen Weg tanzend und ſpringend zurück. Hier ſanken ſie erſchöpft zu Boden. Von ihren Eltern abgeholt, endigten mehrere das Leben, der Reſt blieb mit anhaltendem Zittern behaftet — eine Beſchreibung, die uns nicht verkennen läßt, daß die im Mittelalter ſo häufige Krankheit des Veitstanzes, von welcher im Anfange des eilften Jahrhunderts die erſten Spuren vorkommen, dieſe Bedauernswürdigen ergriffen hatte. Der Begebenheit, welche ſich in Arnſtadt zutrug, können auch ähnliche Kinderwallfahrten an die Seite geſetzt werden, z. B. der 1212 von Knaben aus Frankreich und Deutſchland beabſichtigte Kreuzzug und die im funfzehnten Jahrhunderte zweimal wiederholte Wanderung von Tauſenden acht- bis zwölfjähriger Kinder männlichen Geſchlechts nach Mont Saint Michel an den Küſten der Normandie.

Andere hingegen ſind der Meinung, daß der Tanz der erfurtiſchen Kinder nach Arnſtadt mit der Heiligſprechung der Landgräfin Eliſabeth von Thüringen, deren Kanoniſationsbulle an erſterem Orte im Jahre 1236 öffentlich von den Kanzeln verleſen worden war, in Verbindung ſtehe, und daß man bei den deswegen zehn Tage hinter einander dauernden Feierlichkeiten auch feſtliche Tänze, die wir ſchon bei den erſten Chriſten antreffen, ſowohl hier, als dort, habe aufführen laſſen. —

Für die Gerechtſame Hersfelds in Arnſtadt ſprechen, außer einer Georgenthaler Urkunde vom 15. Auguſt 1240, zwei Ichtershäuſiſche von 1241 und 1251, und endlich ein den 11. Januar 1263 errichteter Vertrag, in welchem ſich dieſe Abtei verpflichtete, an Ludwig von Frankenſtein, im Fall er aus dem Schloſſe Greienburg vertrieben, oder ihm das daſige Burglehen widerrechtlich entzogen werden ſollte, ihr gehörige Güter zu Arnſtadt für 50 Mark zu verpfänden.

Daß mehrere geiſtliche Stiftungen das Münzrecht ausübten, iſt hinlänglich bekannt. Bei dem durch kaiſerliche Gunſt mit den größten Vorzügen ausgeſtatteten Hersfeld wird dies zu voller Gewißheit, da ſich eine Menge von ihr geprägter Münzen erhalten hat. Ueber das Daſein einer hersfeldiſchen Münze in Arnſtadt giebt das eben erwähnte Dokument vom Jahre 1263 die erſte Nachricht, worin das Kloſter Georgenthal jener Abtei zu Bezahlung einer ihm ſchuldigen Summe von 100 Mark Friſten vergönnt. Hersfeld hatte deswegen dreizehn Mark Arnſtädtiſcher Währung von dem Ertrage der daſigen Münze jährlich zum Unterpfande geſetzt. Daß von dem Abte Heinrich IV. Münzen in Arnſtadt geprägt wurden, erhellt aus einem Georgenthaler Kloſterbriefe vom 25. Auguſt 1286, vermöge welches er den Ritter Heinrich von Meldingen zum Burgvoigt in Waldenfels ernennt und ihm für die dem Stifte, beſonders durch Oeffnung dieſes Schloſſes, gegen die Feinde zu leiſtenden Dienſte jährlich fünf Mark Silbers aus ſeiner Münze zu Arnſtadt verſpricht. Noch 1317 muß die hersfeldiſche Münze daſelbſt im Gange geweſen ſein, weil der Abt Andreas und der Graf Friedrich von Beichlingen ihre gemeinſchaftliche Münze zu Kölleda nach derſelben und der Erfurtiſchen einrichteten, ſo daß die hier geprägten Münzen in Rückſicht auf Form, Gewicht und Werth jenen völlig gleichkommen ſollten. Nach Chr. Schlegel giebt es nur zwei Brakteaten hersfeldiſcher Aebte, die ihre Entſtehung der Arnſtädtiſchen Münze verdanken, den einen mit der Umſchrift ARNstaT und der Figur des Abtes zwiſchen zwei Thürmen, den andern mit den einköpfigen, rechts ſchauenden Adler und dem Bilde Ludwig II. (v. 1217—1242), wozu noch ein dritter vor 1332 geprägter kommen dürfte, den der berühmte Numismatiker Mader auf folgende Weiſe beſchreibt: „A., der Abt in Einfaſſung von vier Bögen, ein Geinfelter, in jeder Hand eine Lilie, R., ein großer Adler. 14, 15 Gr.“ Endlich trägt ein erſt ſeit kurzem bekannt gewordener Arnſtädtiſcher Brakteat, das Bild und den Namen Wiperts, des Schutzheiligen von Hersfeld, und iſt alſo, wie ein ſolcher mit Bonifacius Namen ebenfalls aus der daſigen Münzſtätte dieſer Abtei hervorgegangen.

Da die Grafen von Kevernburg, neben andern Vorrechten, auch eine Münze in Arnſtadt beſaßen, ſo können wir eben ſo wenig entſcheiden, ob die Münzer (monetarii) Bertold und Kurt (oder Konrad), welche 1264, 1266 und 1267 vorkommen, Hersfeldiſche oder Kevernburgiſche geweſen ſind, als welche Kevernburgiſche Brakteaten der gräflichen Münze zu Arnſtadt angehören.

kaum eine Stunde davon entfernte, ſchon damals blühende Kloſter weit mehr zu ſolchen Verabredungen, als die kleine Bergveſte Arnsburg, welche man auch nicht villa genannt haben würde, oder das noch im Entſtehen begriffene Kloſter Kapelle unter demſelben. Thüringen erklärte ſich theils für Philipp, theils für deſſen Gegner Otto, Sohn Heinrich's des Löwen. Anfangs Julius 1204 überzog jener daſſelbe mit einem durch ſeine Freunde verſtärkten Heere. Brand und Verwüſtung bezeichneten ſeinen Weg, worin ſich überhaupt die Gegner und ihre Bundesgenoſſen zu überbieten ſuchten. So wurden die Gauen Orla, Langewitz und Ilmin von den durch den Landgrafen Hermann zu Hülfe gerufenen Böhmen verheert. Nach Philipp's Ermordung traten die Fürſten Sachſens und Thüringens und anderer Länder nochmals in Arnſtadt zuſammen. Als hier der Erzbiſchof Albert von Magdeburg (ein Sprößling des Keſernburgiſchen Stammes) Otto zum König der Deutſchen feierlich ausrief, ſo folgten die übrigen dem Beiſpiele dieſes angeſehenen Geiſtlichen und beraumten zur förmlichen Beſtätigung einen Reichstag in Frankfurt an. — Merkwürdig wäre es allerdings, wenn unſere Stadt in drei verſchiedenen Zeiten (nämlich 954, 1198 und 1208) zu ſo glänzenden Vereinen gedient hätte, was auf ihre ſchon damals nicht unbedeutende Größe und Bevölkerung einen Schluß zu machen erlaubte.

Im Jahr 1209 erblickte Arnſt[illegible] eine Menge Geiſtlicher und Weltlicher in ſeinen Mauern, [illegible] den Aebten Johann von Hersfeld und Gottfried von [illegible] über die Grenzen ihrer Gebiete obwaltende Streitigkeiten [illegible]

Den 15. Julius [illegible] Chroniken, über hundert, nach Arn[illegible] Arnſtadt und legten dieſen Weg [illegible] ſanken ſie erſchöpft zu Boden [illegible] mehrere das Leben, der Reſt [illegible] — eine Beſchreibung, die [illegible]

[illegible]

Für die Gerechtſame Hersfelds in Arnſtadt ſprechen, außer einer Georgenthaler Urkunde vom 15. Auguſt 1240, zwei Ichtershäuſiſche von 1241 und 1251, und endlich ein den 11. Januar 1263 errichteter Vertrag, in welchem ſich dieſe Abtei verpflichtete, an Ludwig von Frankenſtein, im Fall er aus dem Schloſſe Ereienburg vertrieben, oder ihm das daſige Burglehen widerrechtlich entzogen werden ſollte, ihr gehörige Güter zu Arnſtadt für 50 Mark zu verpfänden.

Daß mehrere geiſtliche Stiftungen das Münzrecht ausübten, iſt hinlänglich bekannt. Bei dem durch kaiſerliche Gunſt mit den größten Vorzügen ausgeſtatteten Hersfeld wird dies zu voller Gewißheit, da ſich eine Menge von ihr geprägter Münzen erhalten hat. Ueber das Daſein einer hersfeldiſchen Münze in Arnſtadt giebt das eben erwähnte Dokument vom Jahre 1263 die erſte Nachricht, worin das Kloſter Georgenthal jener Abtei zu Bezahlung einer ihm ſchuldigen Summe von 100 Mark Friſten vergönnt. Hersfeld hatte deswegen dreizehn Mark Arnſtädtiſcher Währung von dem Ertrage der daſigen Münze jährlich zum Unterpfande geſetzt. Daß von dem Abte Heinrich IV. Münzen in Arnſtadt geprägt wurden, erhellt aus einem Georgenthaler Kloſterbriefe vom 25. Auguſt 1286, vermöge welches er den Ritter Heinrich von Meldingen zum Burgvoigt in Waldenfels ernennt und ihm für die dem Stifte, beſonders durch Oeffnung dieſes Schloſſes, gegen die Feinde zu leiſtenden Dienſte jährlich fünf Mark Silbers aus ſeiner Münze zu Arnſtadt verſpricht. Noch 1317 muß die hersfeldiſche Münze daſelbſt im Gange geweſen ſein, weil der Abt Andreas und der Graf Friedrich von Beichlingen ihre gemeinſchaftliche Münze zu Kölleda nach derſelben und der Erfurtiſchen einrichteten, ſo daß die hier geprägten Münzen in Rückſicht auf Form, Gewicht und Werth jenen völlig gleichkommen ſollten. Nach Chr. Schlegel giebt es nur zwei Brakteaten hersfeldiſcher Aebte,
[illegible]ie ihre Entſtehung der Arnſtädtiſchen Münze verdanken, den einen
[illegible]it der Umſchrift ARNstaT und der Figur des Abtes zwiſchen zwei
[illegible]ürmen, den andern mit den einköpfigen, rechts ſchauenden Adler
[illegible] dem Bilde Ludwig II. (v. 1217 — 1242), wozu noch ein dritter
[illegible]332 geprägter kommen dürfte, den der berühmte Numismatiker
[illegible]r auf folgende Weiſe beſchreibt: „A., der Abt in Einfaſſung
[illegible]r Bögen, ein Geinfelter, in jeder Hand eine Lilie, R., ein
[illegible]dler. 14, 15 Gr.“ Endlich trägt ein erſt ſeit kurzem bekannt
[illegible]r Arnſtädtiſcher Brakteat, das Bild und den Namen Wiperts,
[illegible]heiligen von Hersfeld, und iſt alſo, wie ein ſolcher mit
[illegible] Namen ebenfalls aus der daſigen Münzſtätte dieſer Abtei
[illegible]ngen.

[illegible]ie Grafen von Kevernburg, neben andern Vorrechten, auch
[illegible]ze in Arnſtadt beſaßen, ſo können wir eben ſo wenig ent-
[illegible]b die Münzer (monetarii) Bertold und Kurt (oder
[illegible]elche 1264, 1266 und 1267 vorkommen, Hersfeldiſche oder
[illegible]iſche geweſen ſind, als welche Kevernburgiſche Brakteaten
[illegible]n Münze zu Arnſtadt angehören.

Arnſtadt erfreute ſich wahrſcheinlich ſchon in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ſtädtiſcher Verfaſſung, wie ſie ſich damals an mehreren thüringiſchen Orten ausbildete.

Zuweilen überließen es die Landesherren den Städten, ſich ihre Geſetze ſelbſt zu entwerfen. Dieſe wählten nun die einer älteren Stadt und holten auch nachher in verwickelten Fällen das Gutachten derſelben ein. Heinrich von Hersfeld, den die Arnſtädter um Ertheilung einer beſtimmten Rechtsform, nach der ſie, in jedem, Perſonen und Eigenthum betreffenden Verhältniſſe, ſich richten könnten, erſucht hatten, erklärte, den 21. April 1266, daß er auf den Rath ihrer Abgeordneten, anderer biederer Männer und ſeiner Vertrauten und Heimlichen, es für zweckmäßig halte, die der Kirche zu Hersfeld von Karl dem Großen verliehenen und von ſeinen Vorgängern, namentlich den Aebten Siegfried, Johann und Ludwig, auf ihn fortgepflanzten Rechte, Freiheiten, Satzungen, Sprüche, löbliche und gute Gewohnheiten und Ehren auf ſie überzutragen und ihnen zu beſtätigen.

Wenn übrigens Heinrich das den Arnſtädtern ertheilte Recht auf Karl den Großen zurückführt, welcher damit ſeine Abtei und Stadt vorzugsweiſe begünſtigt habe, ſo iſt dies ein leeres Vorgeben. Karl gab gewiß dieſem, in einen eigentlich fränkiſchen Gau gehörigen Kloſter keine beſonderen Geſetze. Die allgemeinen Kapitularien hatten für daſſelbe ohnehin verbindende Kraft und von der Stadt Hersfeld konnte noch gar nicht die Rede ſein. Wir würden einen tiefern, vermuthlich mit den überraſchendſten Aufſchlüſſen lohnenden Blick in den Inhalt und Geiſt dieſer Stadtgeſetze zu thun vermögen, wäre nicht die der Verleihungsurkunde derſelben wahrſcheinlich beigefügte Abſchrift der hersfeldiſchen, welche ſich auch aus keiner andern Quelle erſetzen laſſen, ein Raub der Vernichtung geworden. Was man in dem Privilegienbuche für Arnſtadt von 1543 daraus entlehnt habe, kennen wir eben ſo wenig, als das Verhältniß des letztern zu den angeblich 1415 ausgefertigten Statuten, welche, wie es ſcheint, gleichfalls unwiederbringlich verloren ſind.

In der andern Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts tritt neben der Hersfeldiſchen Gerichtsbarkeit zu Arnſtadt noch die der aus dem graueſten Alterthume entſproſſenen Grafen von Kevernburg deutlicher hervor.

Daß dieſe 1258, 1272 und 1297 zum Beſten des von ihnen geſtifteten Kloſters Georgenthal, Urkunden in Arnſtadt ausſtellten, giebt zwar noch keinen vollgültigen Beweis für ihre Rechte an unſerer Stadt, doch ſtehen zu genauerer Aufklärung derſelben auch noch andere Zeugniſſe zu Gebote.

Durch einen den 1. Februar 1273 von den Grafen Günther dem älteren (VII.) und Günther dem jüngeren (VIII.) mit dem Abte Heinrich errichteten Vertrag beſtimmte man die bisher ſtreitigen Beziehungen eines zu dem andern in Anſehung der Stadt und der dazu gehörigen Dörfer, wo dieſer das Eigenthumsrecht, jene aber die Schutzgerechtigkeit beſaßen. Der Abt verlieh den

Grafen das Schloß zu Arnſtadt, als beſtändiges Eigenthum und machte ſich anheiſchig, innerhalb der Stadt keine Burg oder Befeſtigung, ohne ihre Erlaubniß anzulegen. Dieſe verzichteten dafür auf die Hälfte der jährlichen Abgaben von dem Hauſe, worin man unten Heringe, und oben Leinwand feil bot, und den Brodbänken, die aus demſelben underswohin verlegt werden ſollten, und verſprachen in dem erwähnten Gebäude keinen Markt halten zu laſſen, wodurch den Befugniſſen des Abtes und ſeines Kloſters Eintrag geſchehen könnte. Ferner wiederholten ſie die Zuſage, ihre übrigen Münzſtätten (monatas villarum nostrarum) zu beſſerem Gedeihen der Arnſtädtiſchen, bis auf die zu Ilmenau, deren erblichen Beſitz ſie ſich vorbehielten, nicht weiter zu betreiben. Ein neuer Punkt betraf die gleiche Vertheilung der Beten, Steuern, Geldſtrafen und aller Einkünfte zwiſchen Hersfeld und Kevernburg, ſie möchten nun entweder aus dem Schultheißen- oder Voigteigerichte oder einer andern Quelle, ſowohl von Chriſten als Juden, entweder fremden oder durchreiſenden, oder in und außer der Stadt anſäſſigen, herfließen. Allen Hersfeldiſchen und Kevernburgiſchen Unterthanen, welche ſich mit Genehmigung ihrer Herren in Arnſtadt niedergelaſſen, und daſelbſt Jahr und Tag gewohnt hätten, ſicherte man das Bürgerrecht während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts zu.

Die treue Beobachtung dieſer und der andern Artikel, welche wir mit Stillſchweigen zu übergehen genöthigt ſind, wurde durch Auflegung der Hände auf Reliquien der Heiligen, in Beiſein des Erzbiſchofs Werner zu Mainz, des Landgrafen Albert von Thüringen, der Grafen von Orlamünde, Schwarzburg, Beichlingen, Hohenſtein, Rabenswald, Gleichenſtein und Lutterberg, und mehrerer Ritter ihres Gefolges, feierlich beſchworen.

Bei der Theilung, welche Günther VII. und VIII. ums Jahr 1280 vornahmen, fiel die Kevernburgiſche Hälfte Arnſtadt's dieſem zu, welcher nun das daſige Schloß zum beſtändigen Wohnſitze gewählt zu haben ſcheint. Doch bald wurde er in neuen Zwiſt mit dem Abte zu Hersfeld wegen des Umfanges des Voigteirechts und der Gerichtsbarkeit über die Juden verwickelt, den Günther und Heinrich von Schwarzburg und Günther der ältere von Kevernburg, nach Angabe zweier von ihnen den 16. April 1286 ausgeſtellter Urkunden, zu beider Theile Zufriedenheit ſchlichteten.

Unſere Stadt war indeß ſchon zu großem Anſehen gelangt und konnte mit einer gewiſſen Selbſtändigkeit auftreten. Am 6. Januar 1283 kamen Günther VIII. von Kevernburg, der Rath und die Bürgerſchaft zu Arnſtadt mit dem Rathe und den Bürgern zu Erfurt überein, daß während der nächſten fünf Jahre kein daſiger Bürger wegen einer fremden Schuld in Arnſtadt, oder in andern ihrer Gebiete gepfändet, noch von ihren Bürgern und Unterthanen angehalten werden ſollte; nur dann, wenn man den letztern zu Erfurt rechtliches Gehör weigerte, ſei man befugt, den Schuldigen wo man ihn anträfe, für ſeine eigene Schuld zu ergreifen und zu pfänden, der aber wieder auf freien Fuß geſtellt werden müſſe, ſobald der

Rath zu Erfurt ſchriftlich erkläre, den Arnſtädtern und Kevernburgern volles Recht angedeihen zu laſſen.

Als Rathsherren zu Arnſtadt kommen bei dieſer Gelegenheit, nach der auch anderwärts gebräuchlichen Zahl, zwölf ausdrücklich vor, da die Urkunden von 1266 nur im Allgemeinen Consules gedenkt.

Dieſer, ſoviel wir wiſſen, älteſten im Namen der Stadt ausgefertigten Urkunde iſt auch das Siegel derſelben, von anſehnlicher Größe, angehängt, das eine Mauer mit Thoren, Zinnen und Thürmen, einen darüber ſchwebenden Adler und zu deſſen beiden Seiten zwei Sterne zeigt.

Im Jahre 1290 verpflichtete ſich der erwähnte Graf Günther dem Abte Heinrich von Hersfeld zweihundert Mark Silbers binnen vier Jahren, aus den von den Bürgern zu Arnſtadt zu erhebenden Abgaben, und zwar jährlich fünfzig, zu entrichten. Um künftigen Beeinträchtigungen des Abtes durch den Grafen deſto wirkſamer vorzubeugen, wurden von dieſem das Schloß Schwarzwald und das Dorf Gräfenrode zum Pfande geſetzt, und die Burgmänner angewieſen, jenes in einem ſolchen Falle dem letztern einzuräumen, wenn der erſte nicht binnen eines halben Jahres genügenden Erſatz leiſtete. Zögert er damit, ſo liegt ihm oder ſeinem Erben ob, das Schloß zu Arnſtadt in Jahresfriſt zu ſchleifen und abzubrechen, wofür ihm aber dann Schwarzwald zurück gegeben werden ſoll.

Kaiſer Rudolph I. beſtätigte bei ſeiner Anweſenheit zu Erfurt am 25. Januar d. J., dieſe Uebereinkunft nebſt den früher geſchloſſenen Verträgen.

Schon 1301 den 6. November ſah ſich Günther VIII. mit ſeiner Gemahlin Adelheid, Tochter Günther IX. von Schwarzburg, zu neuen Verſprechungen gegen Hersfeld veranlaßt. Zu unverbrüchlicher Haltung derſelben wurde die vorhin erwähnte Burg nebſt den Dörfern Krewynkel, Wolfezen, Gosla, Bitſtete und Frankenhain und der Waldung zwiſchen der Wyndiſchen Gera und Ora den Rittern Johann von Benehauſen und Friedrich von Wizleben überantwortet, welche, wenn der Graf fortführe, den Abt in ſeinen Rechten zu kränken, ſie dieſem, unter den in der Urkunde, welche alle nur denkbare Umſtände berückſichtigt, angegebenen Bedingungen, einzuräumen ſich verpflichten mußten. Zögerte der Graf nach Verlauf von fünf Jahren noch mit der Wiedereinlöſung, ſo ſollte das Schloß nebſt allem Zubehör in den beſtändigen Beſitz Hersfelds gelangen. Die Triebfeder der Lehnsübertragung der Dörfer Gräfenrode und Geſchwende an die oft genannte Abtei, welche den 17. Januar 1302 Statt fand, iſt vielleicht in Günther's Wunſche zu ſuchen, die gegenſeitigen Verhältniſſe vor ſeinem Ende völlig zu ordnen und ſo die Quelle ununterbrochenen Haders auf immer zu verſtopfen. — Wir nähern uns jetzt dem Zeitpunkte, in welchem die Hälfte Arnſtadts nebſt den übrigen Beſitzungen Günther's, der keine männlichen Erben hatte, auf deſſen mit Otto V. von Orlamünde, Stifter der fränkiſchen Linie dieſes Hauſes, verehlichte Tochter Adelheid, und

Irmengard, Gemalin Heinrich IV. von Hohnſtein, eines Sohnes Dietrich II., überging.

Die älteren, von dem Geiſte des Mittelalters nicht ganz durchdrungenen Schriftſteller äußern ihr Befremden, daß Günther die Söhne ſeines Bruders von dieſer Erbſchaft habe ausſchließen können. Sie erſchöpfen ſich in Vermuthungen über die Urſachen dieſes, wie ihnen dünkte, gehäſſigen Schrittes und träumen von beſonderen Verträgen, da die Neffen des Erblaſſers, weit entfernt, die hersfeldiſche und landgräfliche Beleihung für ſich in Anſpruch zu nehmen, vielmehr die Schwiegerſöhne mit gleichgültigen Augen betrachtet hätten. Hoffentlich ſind wir im Stande, dieſes Räthſel auf befriedigendere Weiſe zu löſen. Auch in Thüringen herrſchte damals der uralte Rechtsgebrauch der Todtheilung (Datteyle, Datteilonge,) wodurch die weitere Gemeinſchaft oder jeder fernere Anſpruch an ein oder des andern Miterben nachgelaſſene Güter gänzlich und gründlich aufgehoben und abgethan wird, ſo daß nach Erlöſchen einzelner Linien des Letztverſtorbenen Töchter, und nicht noch von andern Linien gleichwohl vorhandene Agnaten, zur Erbfolge gelangen. Vermöge dieſes alten Herkommens beerbten alſo Günther den VIII. nicht etwa ſeine Vettern von der andern Kevernburgiſchen Linie, nicht die mit ihm aus einem Stamme entſproſſenen Schwarzburger und Rabenswalder, ſondern die beiden Töchter.

Günthers Tod erfolgte, wie es ſcheint, um Pfingſten, 1302; und in dem nämlichen Jahre den 13. November zu Gotha durch den Landgrafen Albert die Beleihung ſeines Schwiegerſohns, Heinrich von Hohnſtein, mit Waſſenburg, Ichtershauſen und Ilmenau, wie auch mit allen landgräflich thüringiſchen Lehnen des Verſtorbenen in und außer Arnſtadt.

Erſt ſpäter den 1. Januar 1305 bekennt Albert auf ſeinem Hauſe Wartburg in einem offenen Briefe: daß er dem Grafen Otto von Orlamünde, ſo wie den Vormündern der noch nicht volljährigen Söhne deſſelben, (denn die Gemahlin war nicht mehr am Leben): dem Grafen Heinrich von Gleichen dem Burggrafen Dietrich von Altenberg, Heinrich von Dienſted (Deynſtete), Dietrich von Gräfendorf und Albrecht von Dienſtedt, die Lehn, welche „der edele Mann Günther von Kevernburg, der da Voigt war zu Arnſtadt" von ihm hatte, zu allem Rechte, zu allen Ehren, zu allem Nutzen und zu einer ganzen Stetigkeit ewig zu behalten ohne allerlei arge Liſt — gegeben habe.

Die beiden Erben entſchloſſen ſich nun zum Verkauf der von ihren Stammlanden etwas fernen Beſitzungen, welche ſie zuerſt Günther dem IX. und X. von Kevernburg angeboten haben ſollen. So ſchmerzlich auch die Entſagung eines ſonſtigen Theils der Habe ihrer Väter vorkommen mußte, ſo leiſteten ſie doch den 3. Junius 1306 förmlich darauf Verzicht. Der Vollziehung des bereits am 20. Februar d. J. verabredeten Kaufs ſtand nun kein Hinderniß mehr im Wege. In der darüber ausgefertigten Urkunde überläßt der Graf Otto mit Genehmigung ſeines Bruders, Hermann VI., Herrn zu Weimar, Haus und Stadt Arnſtadt mit der Vogtei daſelbſt

und allem, was in der Stadt und auf dem Lande dazu gehört, wie auch das Haus Waſſenburg und Ilmenau, den Grafen von Schwarzburg, Heinrich XII., Herrn zu Blankenburg, und Günther XII. Herrn zu Schwarzburg, für 1300 Mark löthigen Silbers. Von dem Kaufpreiſe wurden 450 Mark baar entrichtet, für die übrigen 850 das kurz vorher aus orlamündiſchem Beſitz in ſchwarzburgiſchen übergegangene niedere Haus (untere Schloß) zu Rudolſtadt abgetreten. Heinrich von Hohnſtein, welcher die Hälfte des Kevernburgiſchen Theils von Arnſtadt, Wachſenburg und Schwarzwald aber ganz geerbt hatte, verkaufte dieſe gleichfalls am Sonntage Judica d. J. den erwähnten Grafen von Schwarzburg für die nämliche Summe. Der Geſammtwerth ſo wichtiger Güter betrug alſo nicht mehr als 2600 Mark.

Schon am 27. März 1305 hatten die Erben ehemals Kevernburgiſche Güter zu Ichtershauſen dem daſigen Kloſter, ſowie den Rathsmeiſtern und etlichen Bürgern zu Erfurt käuflich überlaſſen. Wachſenburg wurde Sitz einer beſondern ſchwarzburgiſchen Linie und nebſt Schwarzwald 1368 Eigenthum des Landgrafen. Ob die Pflege Ilmenau, die wir in der Folge wieder unter kevernburgiſcher Herrſchaft antreffen, dieſen Grafen durch Kauf oder Unterhandlung überlaſſen worden ſei, vermögen wir nicht zu entſcheiden und wiederholen blos die Vermuthung eines älteren Geſchichtsforſchers, daß man es entweder an Kevernburg, wegen des von demſelben in Zweifel gezogenen Rechtes Günther's VIII., über Lehngüter zu verfügen, oder zum Erſatz des von dieſem Hauſe für Hohnſtein im fuldaiſchen Kriege erlittenen Verluſtes abgetreten habe, wenn ſich der noch fortgrünende Zweig des Kevernburgiſchen Stammes nicht ſchon bei der Trennung von dem nunmehr abgeſtorbenen (um's Jahr 1280) gewiſſe Rechte auf Ilmenau bedungen hatte.

Für Arnſtadt beginnt jetzt unter ſchwarzburgiſcher Botmäßigkeit ein neuer Zeitraum, der es in der nächſten Zukunft zum Schauplatze merkwürdiger Ereigniſſe machen wird. Ehe wir jedoch zu ihrer Darſtellung uns wenden, müſſen wir wenige Augenblicke bei den noch fortdauernden Verhältniſſen der Wittwe Günther's VIII. zu unſerer Stadt verweilen. Dieſe, welche 1301 Gräfin von Kevernburg und Frau in Arnſtadt heißt, konnte über einige, ihr daſelbſt zum Leibgedinge ausgeſetzte Beſitzungen willkürlich ſchalten. So verkaufte ſie den 25. April 1308, mit Genehmigung ihres Bruders, Günther zu Schwarzburg und ihres Vetters, Heinrich von Blankenburg, an Günther XIV., Grafen von Schwarzburg, Ritter des teutſchen Ordens in Preußen, vier Pfund erfurtiſcher Groſchen jährlichen Zinſes von ihren Kramläden („de kramis nostris") zu Arnſtadt, welchen die Kramer (institores) Dietrich und Johann, halb zu Walpurgis, halb zu Michaelis entrichten ſollten. Es war nämlich in den mittlern Zeiten Maßregel der ſtädtiſchen Handelspolizei, daß gleichartige Waaren ſämmtlich an einem Orte verkauft werden mußten, ſowohl zur Bequemlichkeit der Käufer, als zur Erleichterung des ſchon frühzeitig entſtandenen Schauweſens. Daher die häufig vorkommenden

Lager=Kaufhäuſer und Hallen. Von den Gerüſten, worauf die Waaren aufgeſtellt wurden, hießen ſolche Marktplätze gewöhnlich Bänke: Brod=, Fleiſch=, Schuh= und Lederbänke ꝛc. Das Recht, ſie zu halten und zu verpachten, war dem Landesherrn, dem Magiſtrate und, durch Herkommen oder Verträge, gewiſſen Familien erblich. Schon Adelheid's Gemahl hatte 1293 dem Kloſter Paulinzelle zwei Mark Silbers jährlicher Einkünfte von den Brodbänken zu Arnſtadt, auf ſo lange verſchrieben, bis Friedrich von Witzleben demſelben eine gleiche Summe zu Stadtilm anweiſen, oder der Graf ſelbſt ſie mit funfzehn Mark löſen würde. Dieſe zwei Mark ließ das Kloſter der verwittweten Gräfin unter dem Vorbehalte auf, daß ſie dieſelbe mit funfzehn Mark wieder abtragen ſollte. Beide Verhandlungen ſcheinen alſo in genauer Beziehung zu ſtehen. Auch dem Jungfrauenkloſter zum heiligen Kreuz in Gotha gehörten Lehnſtücke zu Arnſtadt. Denn im Jahre 1264 verſprach die Wittwe eines gewiſſen Ulrich Engelbergis nebſt ihren Erben, der Aebtiſſin jährlich ein Pfund Wachs wegen ihres von dem Kloſter zu Lehn gehenden Hauſes in Arnſtadt zu entrichten. Zeugen dabei waren: Die daſigen Bürger (burgenses): Konrad Münzer (monetarius), Sifried Pfalzgraf (Pfallenzgrefe, palatinus) und ſein Sohn Albert, Günther Ronimann, Ekehard und Heinrich, Ekehard's Söhne. Nach dem Tode der Wittwe verkauften ihre Erben am 5. October 1267 dieſes Haus um 29 Mark an Konrad mit dem Beinamen Schüler (scolaris), welcher es, vermöge einer durch folgende Arnſtädter: Heinrich den Prieſter (sacerdos), Konrad Münzer, Heinrich, deſſen Schwiegerſohn, Sifried Pfallenzgreve, Albert, deſſen Sohn, Günther Ronimann, Hermann Ronimann, Ulrich Mechtildis und die Brüder Heinrich und Eckehard beſtätigten Urkunde zu Lehn empfing.

Schon in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wird einer Familie gedacht, die ſich von Arnſtadt ſchrieb, und mit der niederſächſiſchen und den Grafen von Arnſtein nicht zu verwechſeln iſt. Mehrere ihrer Glieder ſcheinen Hersfeldiſche und Kevernburgiſche Voigte oder Schultheißen daſelbſt geweſen zu ſein, wie wenigſtens die hier und da beigefügten Ausdrücke: advocatus und scultetus andeuten.

Heinrich XII. von Schwarzburg, den wir oben als einen der Käufer Arnſtadts kennen gelernt haben, verlegte ſeine Hofhaltung von dem Schloſſe Blankenburg, wo er bisher mit ſeinem Bruder Günther XV. gelebt hatte, in den neu erworbenen, ſchon damals in ſchöner Blüthe ſtehenden Ort. Er fand gegen das Ende des Jahres 1324 den Tod vor einer belagerten Veſte in der Mark, zu deren Eroberung er dem Hauſe Kaiſer Ludwig IV., deſſen Gunſt er in ſo hohem Grade genoß, daß ihn dieſer nebſt dem Landgrafen Ludwig von Thüringen zu Arnſtadt im Monat Auguſt (den hier gegebenen Urkunden zufolge vom 5—21.) 1323 beſuchte, ſeinen tapfern Arm geliehen hatte. Ihm waren, von ſeiner erſten Gemahlin Chriſtina, zwei Söhne, Heinrich XV. und Günther XXI. geboren worden. Jener büßte 1336 (od. 1337) auf einer Wallfahrt nach Jeruſalem mit vielen

ſeiner Begleiter das Leben ein. Hersfeld's Einfluß auf die ſtädtiſchen Angelegenheiten ſcheint ſchon damals ſehr geſunken geweſen zu ſein. Denn in einem Vergleiche des Rathes und der Bürger zu Arnſtadt mit Erfurt vom Jahr 1322, wodurch gewiſſe zwiſchen ihnen wegen der Juden herrſchende Streitigkeiten beigelegt wurden, indem die Arnſtädter auf alle ihre an die erfurtiſchen Juden gemachten Forderungen verzichteten, wird Heinrich von Schwarzburg als Oberherr der Stadt bezeichnet, ohne einer anderen Gerichtsbarkeit zu gedenken. Bald hierauf hatte das Haus Schwarzburg das Glück, die ganze Stadt an ſich zu bringen. Denn wie die meiſten hersfeldiſchen Beſitzungen in Thüringen theils um dieſe Zeit ſchon veräußert waren, theils bald nachher veräußert wurden, ſo verkaufte der Abt Ludwig den 14. Febr. 1332 den Grafen Heinrich und Günther auch ſeinen Theil an Arnſtadt mit allem Rechte daſelbſt und in den dazu gehörigen Dörfern für 2000 Mark löthigen Silbers, und dieſer Kauf wurde vom Kaiſer Ludwig zu Nürnberg am 9. März beſtätigt. Ueber fünfhundert Jahre iſt alſo Arnſtadt ausſchließliches Eigenthum der ſchwarzburgiſchen Regenten, die ſich ſchon vorher Herren zu Arnſtadt geſchrieben hatten. Die Theilnahme derſelben an dem von 1342 — 1345 mit der größten Erbitterung geführten Kriege bedrohte unſere Stadt mit Verheerung und Untergang. Um den Einfall der Grafen in ſein und ſeiner Verbündeten, der Erfurter Gebiet, zu rächen, zog der Landgraf Friedrich von Thüringen in dem letzterwähnten Jahre vor Arnſtadt. Belagerungswerkzeug wurde in Menge herbeigeſchafft und rüſtig Anſtalt zum Sturme getroffen. Plötzlich geriethen die Belagerer in Uneinigkeit. Die Erfurter beſtanden auf Zerſtörung der Stadt; der Landgraf wollte ſie erhalten wiſſen, weil ſie, wie er behauptete, ihm lehnbar ſei.*) Unwillig trennten ſich die Erfurter von Friedrich. Da verbreitete ſich das Gerücht, die Gegenwart deſſelben ſei unvermuthet im meißner Lande nöthig geworden. Die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg vernahmen es, und entboten alle Freunde zu ſich, um während jenes Abweſenheit einen entſcheidenden Schlag gegen Erfurt auszuführen. Friedrich jedoch war mit den Seinigen die Nacht hindurch bis dahin vorgerückt und zog des Morgens aus. Nun ſtanden die Schwarzburger in dem Irrthum, er ſei bereits nach Buttelſtedt zurückgegangen. Durch Günther's Beiſpiel von Muth beſeelt, wagten ſeine Krieger mit den Bürgern Arnſtadts einen Ausfall und drangen bis an die Thore von Erfurt. In dieſer Bedrängniß ſandten die Einwohner Boten an den, kaum eine Meile entfernten Landgrafen, ihn um Hülfe anrufend. Friedrich gab ihren

---

*) Es war in den damaligen Kriegsbündniſſen eine gewöhnliche Bedingung, die Schlöſſer, welche etwa erobert würden, zu zerſtören, wofern ſie nicht von einem Herrn, der an der Eroberung Theil nahm, zu Lehn gingen. Wahrſcheinlich handelte es ſich auch in obigem Falle nur um Zerſtörung des Schloſſes und nicht der Stadt, wiewohl auch dieſe dabei keine Schonung erfahren haben würde.

Bitten Gehör. Als die Erfurter des Verbündeten Ankunft erfuhren, fielen ſie ſchnell in großen Haufen aus der Stadt. Die überraſchten Schwarzburger wurden bis vor Egſtedt verfolgt. Hier hatte Günther einen Hinterhalt gelegt. Jetzt ſtürzten die verſteckten Reiter plötzlich hervor, die Fliehenden wandten ſich wieder, vereinigten ſich mit ihnen, und drangen unwiderſtehlich auf die Feinde ein. Ein hartes Treffen; von beiden Seiten wird wacker gekämpft. Die Erfurter, obgleich ermattet, ſtehen männlich; da erſcheint ihr Retter, der Landgraf, mit neugeſammelten, ungeſchwächten Kriegern; ſeiner Bundesgenoſſen Muth wächſt, ſie leiſten tapfere Gegenwehr und zwingen die gräflichen Schaaren, das Feld zu räumen. Man ſetzte ihnen bis Arnſtadt nach und fing auf der Flucht viele Ritter und Knechte. Daß dies auch zweier Grafen von Schwarzburg Loos geweſen ſei, erzählen die thüringiſchen Zeitbücher. Der Landgraf befahl nun den Seinigen auszuruhen, und ſchlug manchen tapfern Jüngling zum Ritter. Bald aber wurde das Heer aus ſeiner Ruhe ſehr unerfreulich aufgeſchreckt. Ein Graf von Virneburg, des Erzbiſchofs von Mainz Bruder, war mit zweihundert Gewappneten in Arnſtadt angelangt, und that von dort einen kühnen Ausfall. Der Landgraf und die Erfurter konnten den friſchen, nicht erſchöpften Virneburgern nur ermattete und verwundete Mannſchaft entgegenſtellen.*) Des Grafen Günther Schwarzburger, mit der neuen Hülfsſchaar vereinigt, fochten mit angeſtammter Kraft und Kühnheit, und bald war der Sieg in ihren Händen. Die Landgräflichen wurden völlig geſchlagen. Drei ihrer mannhafteſten Hauptleute, die Ritter Wenzel von Stein, Heinrich von Heroldshauſen und Dietrich von Denſtete, blieben neben einer Menge anderer Edelen; Friedrich ſelbſt ward gefährlich verwundet und ohne Zweifel wäre das ganze Heer gefangen oder niedergehauen worden, hätte nicht ein Zufall den Grafen von Virneburg in Verfolgung ſeines Sieges gehindert. Die gefangenen, zum Theil nach Erfurt gebrachten Schwarzburger hatten nämlich dort die Niederlage ihrer Gegner verbreitet. Der Abt des Peterkloſters ſchickte einige Wagen hinaus, auf denen man die Todten und Verwundeten in die Stadt holen ſollte. Hülfeleiſtende Mönche, ihrer frommen Pflicht eingedenk, begleiteten ſie. An dieſe ſchloſſen ſich erfurter Bürger, um auf der Wahlſtatt ihre Verwandten und Freunde aufzuſuchen. Auf einem der Wagen ſaßen nach Kriegsſitte zwei Pfeifer, die in der Nähe von Arnſtadt ihre Feldmuſik begannen. Als der Graf, wegen der umgebenden Staubwolken, die Gegenſtände zu unterſcheiden

*) So ſagt unter andern Nikol von Syghen in der noch ungedruckten Thüringiſchen Chronik: Et cum princeps Friedericus cum suis atque Erfordensibus obsideret opidum Arnstete: turres civitatis confregerunt et duos comites fratres de Schwarczburg captivaverunt. Post quorum captionem venit in adjutorium Comitum comes de Vernburc — cum ducentis viris armatis — qni — ex Arnstete erumpentes: magnam stragem et gravem in populo fecerunt et plures occiderunt.

unfähig, die ſich näher bewegende Maſſe erblickte und den Ton der Pfeifen hörte, wähnte er, es rückten friſche Truppen an, endigte den Kampf und zog in die Stadt. Die erfurter Mönche und Bürger, Virneburgs Irrthum benutzend, jagten ſchnell mit den Wagen zurück. Erfurt erſchallte von dem Hohngeſchrei der Heimkehrenden: „Thüringerland und Rüſteberg.“ Die Bürger liefen auf den Straßen zuſammen und eilten mit den Wagen und Mönchen wieder vor Arnſtadt, bis die Schwarzburger Krieger ſämmtlich entfernt waren. Man betrachtete die Wagen als von Gott geſendet, und kehrte, obgleich geſchlagen, frohlockend heim. Friedrich war am ganzen Körper ſo vielfach verletzt, daß er weder ſitzen noch liegen konnte, und vier qualvolle, ſchmerzensreiche Wochen bei ſeinen Verbündeten zubringen mußte. —

Dieſe Fehde wurde durch den Vertrag beendigt, den Friedrich mit Günther XXI., (welchen die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen im Jahre 1349 auf den teutſchen Königsthron erhob, von dem er, ſchon dem Tode nahe, wieder herabſtieg, um den Wohlſtand ſeiner Familie zu ſichern), und ſeinen Vettern, den 26. Julius 1345 in dem Lager vor Dornburg errichtete. Günther und ſeines verſtorbenen Bruders Söhne hielten es nun für zweckmäßig, wegen einiger ihrer Gebiete Verträge mit einander abzuſchließen. So kam kurz vor Pfingſten 1346 ein Vergleich über Arnſtadt unter ihnen zu Stande. Vermöge deſſelben wollten ſie, wie bisher, dieſe Stadt und das Schloß gemeinſchaftlich inne haben und beherrſchen. Bei einer etwanigen Trennung ſollte die Beſitzung in zwei gleiche Theile getheilt, auf das Loos geſtellt und um die Kühr geworfen werden. Wenn Einer gezwungen oder ſonſt verlanlaßt würde, ſeinen Theil zu verſetzen oder zu verkaufen, ſolle der Andere das Recht des Vorkaufs genießen, und demſelben ein halbes Jahr vorher deshalb eine Ankündigung geſchehen. Könnte oder wollte er den Titel ſelbſt nicht annehmen, ſo dürfte er nur einem friedlichen Standesgleichen, keinem Fürſten oder Herrn höheren Standes überlaſſen werden. Bei einer Fehde zwiſchen denjenigen, von welchen ſie ſich beſtellen ließen, ſollte, wenn ſie mitziehen und ſtreiten müßten, allem der Stadt drohenden Schaden vorgebeugt und billiger Erſatz ausgewirkt werden. Begönne Graf Günther für ſich einen Krieg, ſo ſolle er ihn ſo fern als möglich von Arnſtadt führen, ohne daß ſeine Vettern zur Hülfe verbunden wären. Auch ein Burgfriede ward verabredet. Im Fall eines Kriegs oder Auflaufs und Widerwillens zwiſchen ihnen, ſollten fünf ihrer Mannen (drei adelige Burgmannen und die zwei jedesmaligen Bürgermeiſter von Arnſtadt) als Schiedsrichter mit Liebe oder Recht entſcheiden. Die Schulden wolle man gemeinſchaftlich abtragen. — Dieſe treffliche Vereinbarung beurkundet, wie ernſtlich dieſe Grafen für das Wohl ihrer Lande ſorgten. — Die ſchon in derſelben berührte Theilung Arnſtadts wurde wirklich in dem nächſten Jahre (1347) „an dem frietage nach vnſers herren himeluart“ vollzogen. Das darüber vorhandene Dokument liefert uns eine ſo genaue Beſchreibung der damaligen Beſchaffenheit der Stadt, daß wir es uns unmöglich verſagen können, das Wichtigſte

daraus, zugleich als Probe mittelalterlicher Schreibart und Darſtellungsweiſe, wörtlich hier einzurücken: Wir Gunther Henrich vnn Gunther geuetern — grefin von Swarzburg — Bekennen offenlichen an diſem geinwerdigen brife Daz wir — geteylt haben dye ſtad zu Arnſtete, mit gerichten mit allen rechten als hir nach geſchriben ſtet, in der Muren vnn ouch dye geſeze vor den Toren vnn daz vor der ſelben ſtad gelegen iſt, in ſulche wiſe als hir nach geſchriben iſt, daz erſte gemerke, des anbeginnes des teylnes in der Muren, daz iſt an der muren by vnſer vrowen kirchen da dye wiza in get, ynn darnach dye wiza als ſie get an den ſteynin ſteck, by Meyſter Ludewiges Smides hus, darnach ſal man prüfunge vnn merkunge neme des vorgenanten teylnes, von deme ſteyne, der da iſt vor des ſelben meiſter Lud. Smides hus geſaczt, nach volgnnde alle den Malſteyne obir den markt den ſteynweg hin nider vor Hermans Mulners hus vnd alſo vor baz wanne offe den leczſten ſtein gein der burg. Dye ſeczunge der malſteyne ſullen alle ſten nach mittele des marktes vnde der vorgenanten gaſſe, von dem egenanten anbeginne des erſten ſteynes bis an den leczſten ſteyn gein der burg, darnach vor der ſtad daz erſte gemerke ſal ſich beginne an dem ſteynſtege vor dem arntal, by dee Tamme als dye wiza her get in dee mil graben bis an der ſtad muren, vnn danne da hernider vzwendig den zun, da daz ſelbe vzſerſte wazſer get, wanne an dye kickerlinge gaſſe, gein deme geſgen daz da get gein herdens hus, bis an der herren gemerke, Daz andere gemerke ſal ſich beginne, byniede der Mitteln Muel gein deme Turmichen daz da ſtet obe dem vorwerke, allerneſt dakeyn obir, wanne an dye gera, ſo iz aller gliches mag, vnn da her vf dye gera zu berge vor den langenſtein tore, waz dye zune begriffen haben wanne an dye ſteininbrucken abir daz dye zune begriffen haben, vor den ofen burn her wanne hinder dye ſtad an dye vorgenante wiza, Daz vorgenante gut iſt alſo geteilt, daz io der herre ſin gerichte habe ſal, obir ſin teyl ſiner halben ſtad, vnn obir daz gut daz darin gehoret vnn vor der ſtad als dye zune begriffen haben, ane daz ab der burger kein gut hetten in der andern halben ſtad, da ſal der richter von helfen, der in der halben ſtad rychter iſt, da daz gut inne lyt, vzwendig der ſtad ſal ie der richter helfe, von des herrn burgern der richter her iſt, vnn von irme guten offe dem velde, iz ſin wingarten, hopfgarten oder ardacker, Ouch iſt geret daz io der herre gerichte vnn lehen habe ſal obir alle daz gut daz in ſine halbe ſtad gehoret, oder vzerthalp der ſtad, ez ſy eygen erbe lengut zinsgut hufe, wingarten hopfgarten ez ſy in holze oder in velde, in dorfern wo ſie daz mit eyn ander gehabt haben, wanne an diſe zyt, waz ſie mit eynander geligen haben, daz ſal io der herre alleine lihen daz in ſine halbe ſtad gehört vnn ſal daz teyl alleyne habe mit allen rechten mit allen gewonheyten, als iz vor beyde mit ein ander gehabt haben, ez iſt auch geret, waz Zinſes in ichſlicher halben ſtad lyt dye dye herren anetrit, den zins ſal der herre behalde, ane dye brotbenken vnn der ſalzmarkt

ſullen dine in dye Munze vnn den Zol ſullen ſie bede behalde, Ouch ſal dye iuden ſchule herren vnn iuden gemeyne ſy Bynamen iſt auch geteydinget vnn geret, daz daz vrowen cloſter der herren ſal beyder ſy, vnn daz Rathus ſal herren vnn burgern gemeyne ſy, Rittere vnde knechte, ſin vzgenomen vnde ſullen der herren beyder ſy, ane dye viere dye da ſiczen in der vorburg dye dagehoren zu dem grozen turme, vnde dye zene dye dagehoren in daz vorwerk vnn zu dem cleyn turme, Ouch habe wir vns mit einander geeynet, vmme daz gerichte, vmme vnfuge vmme gezug vmme totſchlege vnn vmme wunden, ab der yman icht tete, in welches herren gerichte daz geſche, den ſal man vor dem ſelben gerichte, da daz inne geſchet irclage vnn erworbere, alſo lange bis daz her gechtiget wirt, darnach ſal her rume daz wicpilde der herren beyder, als von alder geweſt iſt, alſo lange daz her ſich mit dem ſich mit elegere vnn mit dem richter bericht, Bynamen iſt geret, abeyn vzwendig man queme vnd vnfuge tete an eyme burger oder an eyme andern manne, den ſal man vf halde in welch gerichte der queme, Alſo lange daz her den clegere vnn richter da iz inne geſchen iſt gebeſſerte Were ouch ab icheyn man irclayt vnn irvordert worde vmme ſchult, gebuttet man deme zu rumme der ſal rume dyn halben ſtete beyde alſo von alder geweſt iſt." —

Nach Günther XXI. frühen Tode (zu Frankfurt am Main den 14. Junius 1349) erbte ſein unmündiger Sohn, Heinrich der jüngere, (XVIII.) ſeine Beſitzungen. Da aber auch Günther's Bruder zwei Söhne, die in der eben mitgetheilten Urkunde erwähnten Heinrich (XVII.) und Günther (XXV.), hinterlaſſen hatte, ſo blieb Arnſtadt den beiden, hierdurch gebildeten Linien, auf die nämliche Weiſe, wie vorher, gemeinſchaftlich. Dieſes Verhältniß ergiebt ſich, unter andern aus folgender Urkunde: Heinrich der jüngere und ſeine Mutter Eliſabeth ſchloſſen im Jahre 1356, am Dienſtage nach der Gemeinwoche (der Woche nach Michaelis) ein Bündniß mit der Stadt Erfurt, ihr zu helfen mit 20 Mann mit Helmen auf acht Jahre vom nächſten Tage St. Martini an, gegen jedermann, ausgenommen das römiſche Reich; ihre Hälfte des Hauſes und der Stadt Arnſtadt, ſo wie ihre übrigen Schlöſſer und Städte, ſollten dieſe Zeit über den Erfurtern offen ſtehen gegen ihre Feinde; würden aber ihre Vettern, die Grafen Heinrich und Günther, ſich mit den Erfurtern entzweien, ſo ſollte die Stadt Arnſtadt gänzlich neutral bleiben, außer es den Erfurtern erlaubt ſei, in Heinrich des jüngern Antheil, für ihr Geld, Speiſe und Futter zu kaufen. — Auch in einem zu Erfurt am Tage des heiligen Benedikt 1357 geſchloſſenen Vertrage Heinrich's und Günther's mit Heinrich dem jüngern wird, nebſt Frankenhauſen, Blankenburg und Lobdaburg, halb Arnſtadt, als des letztern Eigenthum genannt. Da dieſer aber noch in dem nämlichen Jahre, in der Blüthe ſeines Lebens und unverheirathet ſtarb, ſo fielen alle dieſe Beſitzungen und mithin nun ganz Arnſtadt an ſeine zuvor erwähnten Vettern und deren Nachkommen. Die Na-

men der einzelnen Regenten hier vollſtändig aufzuzählen, würde jedoch für unſern Zweck zu weitläufig ſein.

Im Jahre 1374 erhielten Heinrich XXIII. und Günther XXVIII. bei der Auseinanderſetzung mit den Söhnen Günther's XXV. Arnſtadt und Plaue. Sie ſchrieben ſich meiſt nach ihren Hoflagern, wozu ſie Anfangs die erſte Stadt, dann aber Blankenburg und Ranis wählten. Im Jahre 1381 verkauften ſie jene beiden Orte an Heinrich XXV. und Günther XXIX., Herren zu Sondershauſen für 12500 Mark löthigen Silbers.

Unter der Schwarzburgiſchen Regierung hatte ſich Arnſtadt beträchtlich erweitert und verbeſſert, als es 1459 von einer Feuersbrunſt heimgeſucht wurde, welche das Rathhaus, das Steinhaus, die Häuſer auf dem Steinwege bis an das Langewitzer Thor, die Fleiſch- und Weiner- (Wagner-) Gaſſe in Aſche legte. Wahrſcheinlich ſtürzte dieſes unglückliche Ereigniß die Stadt, wegen der nun aufzuwendenden beträchtlichen Baukoſten, ſehr in Schulden. Auch im Jahre 1507 ſoll ſie bedeutend durch Feuer gelitten haben, was den Grafen Günther bewog, ihren Bewohnern einen Theil der Abgaben auf 10 Jahr zu erlaſſen.

Als das Licht der Reformation in den benachbarten Gegenden aufging, kam auch den 8. Septemper 1522 ein evangeliſcher Geiſtlicher, Kaspar Guttel, (gebürtig aus München und vorher Prior des Auguſtinerkloſters zu Eisleben,) hieher, predigte, von den Bürgern dazu aufgefordert, nach altem Brauche auf freiem Markte, gegen die Irrthümer der römiſchen Kirche und ließ dieſe Vorträge den 4. Oktober d. J. zu Wittenberg drucken. Sie ſind dem Grafen Günther XXXIV., einem heftigen Vertheidiger des katholiſchen Glaubens, der jeden Keim der neuen Lehre zu erſticken ſuchte, und damals nicht zugegen geweſen war, unter folgendem Titel, zugeeignet: Schuczrede wider eczliche ungeczembdte Clamanten, wilche die Euangeliſchen lerer ſchuldigen, wie das ſie eynen newen Glawen predigen, unehren die Heyligen, Handdeln widder die ſchrifft S. Jacobi, Verpieten faſten, beten, Gutte werck zu thun, auff ſieben Sermon, geſtellet vnn geprediget, zu Arnſtadt, durch Caspar Guethel, Auguſtuner von Eyßleben † 1522 Wittenberg (4 Bogen in 4.) Inzwiſchen ſendete der Aufruhr, der (unter dem Namen des Bauernkriegs) 1525 einen großen Theil Teutſchlands zerrüttete, ſeine Flammen auch über Schwarzburg. Die Bewohner Arnſtadts und faſt aller übrigen Städte und Dörfer griffen zu den Waffen, durch deren Gewalt ſie Aufhebung landesherrlicher Rechte, ſowie der Privilegien und Freiheiten des Adels und der Geiſtlichkeit zu ertrotzen ſuchten. Doch wurden ſie, unter ernſtlicher Mitwirkung des Kurfürſten Johann von Sachſen, zur Ordnung zurückgebracht und für die verübten Frevel mit harter Buße belegt.

Weder das Verlangen der Unterthanen, noch die Verwendung und das Beiſpiel anderer Fürſten, beſonders der ſächſiſchen, konnte Günther'n mildere Geſinnungen gegen die Reformation einflößen. Sein Sohn Heinrich XXXVII. aber begünſtigte die lutheriſche Lehre

auf alle mögliche Weiſe, und erlaubte im Jahre 1533 ihre Einführung zu Arnſtadt. Ihr Fortgang wurde auch nach dieſes Regenten Tode (den 12. Julius 1538) nicht geſtört, als Günther XL. zu Sondershauſen deſſen Landesantheil erbte und hierdurch Beſitzer der ganzen Grafſchaft Schwarzburg, mit Ausnahme der einzigen Herrſchaft Leutenberg, wurde. Der erſte Superintendent, den man 1540 auf Luther's Empfehlung hierher berief, war Dr. Joachim Mörlin, (geboren zu Wittenberg den 6. April 1514.) Dieſer ſorgte nach ſeiner Ankunft ſogleich für die zweckmäßige Einrichtung des Gottesdienſtes und die Abſchaffung religiöſer Mißbräuche. Doch zog ihm die ſchonungsloſe Sprache auf der Kanzel, womit er das Verhalten einiger Rathsmitglieder rügen zu müſſen glaubte, den Haß derſelben und ihrer Anhänger zu. Mörlin ging, durch keine Drohung abgeſchreckt, auf dem betretenen Wege fort, bis er einmal frühmorgens an der Thüre ſeiner Behauſung ein Paar Schuhe mit der Ueberſchrift angeheftet fand: Surge et ambula! Er nahm jene zu ſich und ſchrieb unter dieſe Worte: „Hic nos est horum, Undank in fine laborum.“ Der Stadtrath, auf deſſen Anſtiften man ihm dieſe Beleidigung zugefügt zu haben ſcheint, ließ ihm hierauf andeuten, ſein Amt niederzulegen und die Stadt zu verlaſſen. Auch Graf Günther, von Morlins Feinden wider ihn eingenommen, beſtätigte den Abſchied. Zwar verlangte dieſer im Bewußtſein der Unſchuld, daß man ihm die Vertheidigung gegen ſeine Ankläger geſtatten möchte. Da aber die Kränkungen noch immer fortdauerten, ſo entſchloß er ſich zuletzt zum Wegzuge, bei dem ihn viele gutgeſinnte Bürger mit Thränen begleiteten, welche auch ſeine Zurückberufung bei dem Landesherrn zu bewirken ſuchten, der ihnen aber kein Gehör gab, ſo nachdrücklich auch Luther und die theologiſche Fakultät in Leipzig, deren Gutachten die ſtädtiſche Obrigkeit Arnſtadts einholte, ihre Misbilligung über dies widerrechtliche Verfahren äußerten. Ein ſo tüchtiger und verdienſtvoller Mann, wie Mörlin, konnte nicht lange ohne Anſtellung bleiben. Er fand dieſelbe zuerſt in Göttingen und als er 1549 nach Schleuſingen berufen worden war, hielt er auf der Reiſe dahin eine ſehr merkwürdige Gaſtpredigt zu Arnſtadt, die in ſeiner Erklärung der Sonntagsevangelien abgedruckt iſt. Mörlin ſtarb, nach einem vielbewegten Leben, 1567 den 23. Mai als Biſchof von Samland und Pfarrer zu Königsberg. — Im Jahre 1544 wurde jedoch durch den gothaiſchen Superintendenten Friedrich Myconius und dem Pfarrer an der Bonifaciuskirche, Georg Spenlin, die religiöſe Eintracht wieder hergeſtellt.

Nach Günther's Tode wählte ſein älteſter Sohn Günther der Streitbare Arnſtadt zum Sitze. Er hielt hier den 17. November 1560 Beilager mit der Gräfin Katharina von Naſſau. Mit welchem Glanze ſolche Feierlichkeiten damals verbunden waren, lernen wir aus der Menge der geladenen Gäſte, Erforderniſſe zu ihrer Bewirthung und den dadurch verurſachten, bedeutenden Koſten. Das Verzeichniß alles deſſen, was bei dieſer Gelegenheit verzehrt wurde, hat ſich bis jetzt erhalten, und wir glauben, unſern Leſern eine nicht

unangenehme Unterhaltung zu gewähren, wenn wir es hier wiederholen:

Zu dieſem Feſte, bei welchem 64 fürſtliche und gräfliche Perſonen und 84 Ritter gegenwärtig waren, wurden verbraucht;

700 Malter Korn (vermuthlich das Malter zu 4 Maas oder Scheffel gerechnet), 120 Hirſche, 116 Rehe, 150 große und kleine wilde Schweine, 850 Haſen, 20 Auerhähne, 35 Birkhühner, 300 Rebhühner, 200 Schnepfen, 60 Haſelhühner, 85 Schock Krametsvögel, 150 Stück welſche Hühner, 20 Schwäne, 24 Pfauen, 14 Schock andere Vögel, 8 Schock wilde Gänſe, 100 Stück Ochſen, 1000 Stück Hammel, 70 Schock Hühner, 45 Schock zahme Gänſe, 3550 Schock Eier, 175 Schock Kapaunen, 245 Spanferkel, gebraten, 200 Seiten Speck, 8 Rinder geräuchert, 47 Stück Schweine, 24 Saugkälber, ein Jahr alt, 40 junge Saugkälber, 4 Tonnen Schmalzbutter, 8 Tonnen geſalzene Butter, 7 Faß Weineſſig, 10 Faß Biereſſig, 200 Fäßlein eingemachtes Wildpret, 720 Schock große Karpfen, 21 Centner Hecht, 85 Schock grüne Forellen, 4 Centner grüne Aale, 7 Fuder Krebſe, 60 Stübchen Schmerlen, 24 Stübchen kleine Gemangfiſche, 10 Schock Neunaugen, 30 Schock Barbenſaalfiſche, 3 Tonnen geſalzener Hecht, 6 Ton. geſalzener Lachs, 2 Ton. Stör, 1 Ton. geſalzener Aal, 1 Ballen Schollen, 1 Ballen Stockfiſch, 3 Ton. Rothſchier, 3 Tonnen Heringe, 3 Schock gedörrte Lampreten, 3 Centner Zwetſchen, 1 Tonne Honig, 13 Centner Wachs, 2 Centner Reis, 3 Centner Hirſe, 10 Centner Unſchlitt, 1 Centner Kirſchmus, 12 ganze Parmeſankäſe, 700 holländiſche Käſe, 4 Körbe Roſinen, 1 Butte Oblaten, 700 Kronen für Zuckergebackenes, 200 Thlr. für Zwiebeln, Kräuter und Wurzeln, 700 Klaftern Holz, 4800 Malter Hafer, 20 Lägel Malvaſier, 25 Lägel Rheinfell, 25 Fuder Rheinwein, 30 Fuder Würzburger und Frankenwein, 6 Fuder Neckarwein, 12 Faß Breihahn, 24 Tonnen hamburger Bier, 12 Faß Eimbecker Bier, 12 Faß braunſchweiger Bier oder Mumme, 6 Faß Goſe, 6 Faß mindiſch Bier, 30 Faß zelliſch Bier, 10 Faß engliſch Bier, 220 Faß Speiſebier, ohne was ſonſt noch an alten Kräuterbieren, (als Hirſchzungen-, Salbei-, Beifußbier und dergleichen) vertrunken wurde, 1010 Eimer Landwein.

Ferner 4500 Thaler für Kleidung und Pferdeſchmuck, 4500 Thlr. für Stallung, Rauf-, Futter- und Trinkgelder auf 3000 Pferde, 10,000 Thlr. für Bekleidung, Teppiche und Umhänge der Gemächer. —

Unter Günther's Regierung, den 7. Auguſt 1581, traf die Stadt das ſchreckliche Schickſal eines Brandes, der innerhalb drei Stunden den ſchönſten Theil derſelben, mit den meiſten öffentlichen Gebäuden verzehrte. Eine noch ungedruckte Erfurter Chronik, welche vom Jahre 438 anfängt, erzählt dieſes traurige Ereigniß folgender Maßen: „den 7. Auguſt 1581 nach Mittage ohngefähr um 2 Uhr iſt ein — Feuer zu Arnſtadt in Bürgermeiſter Hanſen Bonen (Bohnens) Haus auf dem Markte auskommen, dergleichen Brand wenig Menſchen, ſo auf Erden leben, geſehen haben, ſintemal 383" (die Zahl wird von andern verſchiedentlich angegeben) „Feuerſtätten ſind

zu Aſche worden. Item das Rathhaus ſamt einer Kirche, Glockenthurm und das gräfliche Vorwerk ganz abgebrannt, welches faßt in 8 (3) Stunden alles ergangen iſt. Man konnte auch alle Löſchbrände mit 3 Wagen abführen. Es hat der Bürgermeiſter, ſonſt Nebeling (Nebel) genannt, der eine alte Dachrinne mit heißem, ſiedendem Pech wollen gießen. Darüber ſein Haus und Hof, weil es ſonſt denſelben Tag überaus heiß geweſen, angegangen, forder geflochen (weiter geflogen), und alſo die drei beſten Theile der Stadt verbrannt ſind. Es iſt ſich hoch zu verwundern, daß mitten im gräflichen Vorwerk ein Taubenhaus, unter welchem etlich dürres Kochholz gelegen, ſamt einem alten Wagen, welcher ſich dabei befunden, unverſehrt iſt blieben, obſchon alles herum iſt verbrannt an Scheunen, Ställen, Stroh, Früchten ꝛc. Graf Albrecht von Schwarzburg, welcher hernach ſolchen Brandſchaden beſehen, hat zu etlichen von Adel geſagt: Ich mag mich wohl wundern, wie es doch zugehet, daß manch gewaltig ſteinern Haus in Arnſtadt verbrannt, aber dieſes Taubenhaus nicht vom Feuer verſehrt worden iſt. Hierauf ſoll einer von Adel ſcherzweiſe geſagt haben: Gnädiger Herr, ich weis die Urſache. Der Graf geſprochen: Ich möchte ſie auch wohl wiſſen; worauf der Junker geantwortet: In dieſem Taubenhaus haben gewohnet eitel einfältige Tauben, welche nicht gewuchert, noch einander betrogen, darum haben ſie bleiben müſſen, in der Stadt aber haben gewohnet groſe Wucherer und Leuteſchinder, darmit haben auch ihre groſen Gebäu zergehen müſſen. Darauf der Graf erwiedert: Das habe ich nicht bedacht." — Eine andere alte Nachricht ſetzt folgendes hinzu: Hans Nebel oder Bohn, in deſſen Hauſe das Feuer auskam, war ſeines Handwerks ein Schuſter, nahm aber an Gütern plözlich alſo zu, daß ſich jedermann darob verwunderte, weil ſeine Eltern von geringem Vermögen geweſen. Dieſer ward durch Gunſt, wider vieler und der vornehmſten im Rathe Willen zum Bürgermeiſter erwählt. Als er auch die Urſachen, durch welche er wuſte, daß er zu ſolchen Ehren kommen, oft brauchen wollte, entſtand unter dem Rath mancher Unwille. Er wohnte am Markt in einer ziemlichen Behauſung, die nicht ſonderlich gebaut ꝛc. das hart am Vorwerke liegende Schloß iſt von den zu Rettung deſſelben aufgebotenen Bauern erhalten worden. — Nebel ſelbſt, um ſich den Verwünſchungen der ihrer Habe Beraubten und der obrigkeitlichen Ahndung zu entziehen, entfloh und ſeine Güter wurden eingezogen.

Zu Förderung der ſchleunigen und zweckmäßigen Wiederherſtellung der abgebrannten Gebäude erließen die Grafen Hans Günther und Albrecht, zugleich in Vollmacht ihres Bruders Günther XLI. eine Verordnung unter dem Titel: Newe Bawordnung der verbrannten Stadt vnd Bürgerſchaft zu Arnſtadt zum beſten — in Druck gegeben. Erfurt 1582. 4. (3½ Bogen.)

Die anſteckende Krankheit, welche von Pfingſten bis in den Winter des letzten Jahres 1800 Menſchen daſelbſt hinwegraffte und die man nach damaliger Gewohnheit mit dem Namen der Peſt bezeichnete, würde wohl ohne jenes Unglück und die dadurch den Ein=

wohnern verurſachten Schreckniſſe, Sorgen und Entbehrungen nicht ſo heftig gewüthet haben. — Nachdem Günther der Streitbare (den 15. Mai 1583 zu Antwerpen) geſtorben war, fiel Arnſtadt an ſeinen Bruder Johann Günther I., den Stifter der bis heute beſtehenden Schwarzburg-Sondershäuſiſchen Linie; da ſich aber dieſe nochmals theilte, ſo blieb es noch geraume Zeit hindurch eine wirkliche Reſidenz. Es hatte jedoch während dieſer Periode manche Widerwärtigkeit zu erdulden, am 21. April 1592 eine große Ueberſchwemmung. 1626 eine peſtartige Epidemie, und in den folgenden Jahren, beſonders 1632 die Laſten des damals ganz Teutſchland verheerenden Kriegs; dann am 3. April 1670 eine Feuersbrunſt, welche gegen 170, und am 12. April 1693 wieder eine ſolche, die gegen 30 Häuſer einäſcherte. Dieſen Zerſtörungen mag indeſſen die Stadt ihr jetziges gefälliges Anſehen größtentheils verdanken.

Der letzte zu Arnſtadt reſidirende Regent war Anton Günther II. (von 1683 — 1716), Freund und Kenner der Wiſſenſchaften, von welchen er beſonders die Numismatik lieb gewonnen hatte. Er ſammelte ein vortreffliches Münzcabinet, deſſen Aufſicht er dem berühmten Andreas Morel und nach ihm, dem in dieſem Fache eben ſo bewanderten Chriſtian Schlegel anvertraute, das er aber 1712 an den Herzog Friedrich II. von Sachſen-Gotha verkaufte. Zu ſeiner Zeit wurde Schwarzburg in den Reichsfürſtenſtand erhoben, doch machte er für ſeine Perſon erſt im Jahre 1709 von dieſer Würde förmlichen Gebrauch. Da er unbeerbt ſtarb, ſo kam Arnſtadt auf's Neue an Sondershauſen, und dahin gehört es noch jetzt, indem nach Einführung des Rechtes der Erſtgeburt keine Familienabtheilungen mehr Statt finden, und die neuen Zeitereigniſſe, die manchen Länderbeſitz ſo auffallend umgeſtalteten, an Schwarzburg ohne merkliche Veränderungen vorübergegangen ſind.

Arnſtadt iſt jetzt der Sitz der Landesbehörden für die Schwarzburg-Sondershäuſiſche Oberherrſchaft. Es zählt (nach Hatham) 750 Privat- und öffentliche Häuſer (im Jahre 1837 hatte es, laut der officiellen Angabe, 707 Privatwohnungen, 4 Kirchen, 36 für andere Staats- oder gemeinnützige Zwecke beſtimmte Gebäude, 12 Fabriken, Mühlen und Magazine ꝛc., zwei Ziegelbrennereien, eine Meiſterei, zuſammen 762) und 5600 Einwohner (im Jahre 1837, 5403 E.); und iſt alſo die bedeutendſte Stadt im Schwarzburgiſchen. Fünf Thore, (wovon zwei neuerlich abgetragen wurden), das erfurter, wachſenburger, längewitzer, rieth- und neue Thor) öffnen den Weg zu derſelben, und die Mauer mit Thürmen und Zwingern zeigt, daß ſie ehemals, nach alter Weiſe befeſtigt. Durch ſeine Lage vor dem Walde wird Arnſtadt, beſonders für den Holz- und Kornhandel ſehr wichtig, und die hieſigen Märkte ſind vornehmlich in dieſer Hinſicht äußerſt lebhaft. Außerdem werden die gewöhnlichen bürgerlichen Gewerbe nebſt Acker- und Gartenbau, hier getrieben. Ehemals war auch der Wein- und Waidbau ſehr beträchtlich. Von dem erſtern finden ſich ſchon im Jahre 1258 deutliche Spuren und die Chroniken berichten, daß der Ertrag dieſes Gewächſes 1531, 1535 (wo derſelbe

auf 12,000 Eimer geſchätzt wurde) 1584, 1586, 1591, 1599, 1605, 1616, 1624 außerordentlich ergiebig geweſen ſei. Jetzt ſind die meiſten Weinberge in Gärten und Aecker verwandelt. Was den letzteren betrifft, ſo pflegte man ſonſt Arnſtadt, Erfurt, Gotha, Langenſalz, Tennſtedt die fünf Waidhandelsſtädte zu nennen.

Im Jahr 1617 braute der Bürgermeiſter Nickel Fiſcher das von ihm erfundene, ſo beliebte Waizenbier zum erſten Male und verſchaffte ſeinen Mitbürgern dadurch einen neuen Erwerbszweig.

Der vornehmſte Platz in der Stadt iſt der Markt, deſſen öſtliche Seite mit der ſogenannten Galerie, einem überbauten Säulengange verſehen iſt. — Unter den merkwürdigen Gebäuden ſtand ſonſt das Schloß oben an, mit deſſen Neubau, an dem Platz einer ältern Burg, man ſich von 1540 bis 1560, wo er durch Günther den Streitbaren beendigt wurde, beſchäftigt zu haben ſcheint. Es war, wie ſich aus den Abbildungen ergibt, ein großes und prachtvolles Gebäude und nichts iſt mehr zu bedauern, als daß man es nach Anton Günther's Tode allmählig verfallen ließ und endlich ganz abtrug, ſo daß jetzt kaum die Grundmauern mehr übrig ſind. Doch ſteht noch der hohe, runde, mit Kupfer gedeckte, ſchon in weiter Ferne ſichtbare Thurm, auf deſſen Ausbeſſerung ſeit kurzem Bedacht genommen worden iſt.

In einem ſtehen gebliebenen Flügel des ehemaligen Schloſſes haben die oberherrſchaftlichen Landeskollegien ihren Geſchäftsraum. Der weitläufige Schloßgarten, welchen ehedem jetzt ganz verſchwundene Luſthäuſer, Gebäude und Anlagen ſchmückten, hat dadurch viel von ſeiner Schönheit verloren.

Nicht weit davon liegt das neue Schloß oder Witthumspalais, welches unter Fürſt Günther's Regierung zum Wittwenſitze für deſſen Gemahlin, Eliſabeth Albertine, im Jahre 1728 auf dem Platze der alten Kanzlei und einiger dazu erkauften Häuſer zu bauen angefangen, 1732 vollendet wurde, und von 1740 bis 1774 der erwähnten Fürſtin zum Aufenthalte diente. Jetzt wird daſſelbe von der Fürſtin-Mutter Wilhelmine Friederike Caroline, der erhabenen, raſtloſen Wohlthäterin Dürftiger und Nothleidender bewohnt. Es enthält eine Gemäldeſammlung mit ſeltenen Stücken berühmter Meiſter aus verſchiedenen Schulen und eine Anzahl ſehenswerther Porzellangefäße.

Der Prinzenhof war ehemals die Propſtei des hieſigen Liebfrauenkloſters und wurde von der Wittwe Günther's des Streitbaren, Katharina, bezogen, nachdem ſie dieſelbe für ihre Bedürfniſſe hatte einrichten laſſen. Dadurch, daß der Prinz Wilhelm von 1723 bis den 19. März 1762 in dieſem Hauſe weilte, empfing es den Namen des Prinzenhofs. Jetzt gehört es dem Oheim des regierenden Fürſten, dem wegen ſeines trefflichen Charakters und ſeiner Humanität hochgeſchätzten Prinzen Johann Karl Günther, der es ſeit dem Jahre 1803 auf das geſchmackvollſte hergeſtellt und anſehnlich vergrößert, aber vor mehreren Jahren dafür ſeinen Landſitz zu Otterwiſch zum Aufenthalte gewählt hat.

Gemeiniglich erklärt man die **Bonifaciuskirche** für die älteſte in Arnſtadt, doch ermangelt die Behauptung, daß ſie von dieſem Apoſtel der Thüringer ſelbſt geſtiftet worden ſei, des zureichenden Beweiſes. Sie ſtand mitten in der Stadt auf einer Anhöhe zu welcher ſteinerne Stufen führten und ſoll, beſonders nach ihrer Erweiterung im Jahre 1444, ein ſtattliches Gebäude geweſen ſein. Auf dem Thurme, an welchem ein Gang mit verziertem Geländer angebracht war, hingen fünf Glocken. Dieſe mit einer Crypta oder unterirdiſchen Capelle verſehene Kirche, wurde bei dem großen Brande 1581, ein Raub der Flammen, und lag hierauf faſt hundert Jahre in Trümmern, bis an ihre Stelle die neue Kirche (von welcher nachher) gebaut wurde. —

Unter den hieſigen Kirchen iſt die der **Maria** gewidmete, ſowohl wegen ihres Alters, das, wenn unſere eben geäußerte Vermuthung gegründet ſein ſollte, bis über das achte Jahrhundert hinausreicht, als ihrer Bauart, wodurch ſie die Bewunderung aller Kenner der Bauſtile des Mittelalters erregt, die merkwürdigſte. Im Jahre 1309 räumte man ſie dem Benedictinernonnenkloſter der heiligen Walpurgis ein, das bis hierher auf dem davon benannten Walpurgisberge über der Stadt geſtanden hatte, und wahrſcheinlich durch Feuer zerſtört worden war. Nach Aufhebung des letztern wurde ſie eine evangeliſche Pfarrkirche und ſpäterhin nur zu Frühpredigten gebraucht, und hieß daher die **Frühkirche**. Seit Jahren wird gar kein Gottesdienſt mehr darin gehalten. Sie liegt in der Nähe des Prinzenhofs, an der Stadtmauer, die ſie mit ihren hohen, kunſtvoll gearbeiteten Thürmen weit überragt. Neuerlich hat man mit nicht genug zu rühmender Sorgfalt dieſes herrliche Gebäude vor dem drohenden Verfall zu ſchützen, und ſeinem Innern wieder Feſtigkeit und ein freundlicheres Anſehen zu verleihen geſucht. Eine beſondere Zierde deſſelben ſind die Denkmäler hier beigeſetzter Schwarzburgiſcher Grafen, worunter ſich dasjenige vorzüglich auszeichnet, welches Günther dem Streitbaren von ſeiner Gemahlin 1590 aus Marmor errichtet worden iſt.

Das **Barfüßler-** oder **Franziskanerkloſter** wurde 1248 (nach Andern 1246, durch Mönche von Gotha gegründet, und dauerte bis 1538 fort, in welchem Jahre es von ſeinen Bewohnern verlaſſen werden mußte, die ihre ſämmtlichen Urkunden mit ſich nahmen, welche die jetzt größtentheils unbekannten Schickſale dieſer Stiftung genauer aufklären würden. Die mit dem Kloſter verbundene, nunmehrige **Oberkirche**, die mit einem vortrefflichen Oelgemälde des berühmten niederländiſchen Künſtlers **Franz Floris** geſchmückt und einer 1588 angelegten, an ſeltenen und koſtbaren Werken reichen Biblothek ausgeſtattet iſt, benutzte man ſeitdem zum evangeliſchen Gottesdienſte, ſo wie die übrigen Gebäude zu Kirchen und Schulzwecken. —

Die **Jacobskirche** lag nicht weit vom Rieththore, nahe an der Stadtmauer. Ueber ihren Urſprung herrſcht Ungewißheit, ſoviel aber iſt ausgemacht, daß ſie 1411 ſchon vorhanden war, zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts wiederhergeſtellt, 1484 mit einem

neuen Thurme und 1487 mit einer Orgel verſehen wurde. Weil man ihrer nach Einführung der Reformation entbehren konnte, ſo überließ ſie die Herrſchaft 1559 dem Stadtrathe zu einem Brauhauſe, mit der Bedingung, den Thurm in Bau und Beſſerung zu erhalten.

Die neue, auf dem Platze der wüſten Bonifaciuskirche 1676 zu bauen angefangene und 1683 eingeweihte Kirche iſt die zweite Pfarrkirche.

Kirchhöfe giebt es in der Stadt nicht. Denn ſchon 1537 verlegte man dieſelben vor das erfurter Thor. Der daſige Gottesacker iſt neuerdings ſehr vergrößert, in einen ſchönen Blumengarten umgewandelt worden, und enthält eine achteckige freundliche, von 1738 bis 1743 erbaute Kirche.

Die Schule oder das ſeit kurzem zum Gymnaſium erhobene Lyceum, erfreute ſich ſchon 1542, unter dem erſten Rektor Johann Andreä, eines ſehr guten Rufs. Das jetzige Gymnaſialgebäude, ein Theil des ehemaligen Barfüßerkloſters, iſt nach dem Brande von 1581, welcher das Schulhaus bei der Bonifaciuskirche zerſtört hatte, zu dieſem Zwecke eingerichtet worden. Bald nach der Reformation finden ſich auch Spuren einer Mädchenſchule, die ſeitdem ununterbrochen fortgedauert hat. der Vollendung der neuen, für Knaben und Mädchen beſtimmten Bürgerſchule ſieht man in dieſem Jahre entgegen.

Das Waiſenhaus verdankte ſeine Gründung hauptſächlich dem hieſigen, 1773 nach Frankfurt am Main beförderten Superintendenten Moſche. Es zeigte nebſt einer Sammlung von Mineralien, Konchylien, ausgeſtopften Vögeln, Schlangen ꝛc. auch ein Kabinet kleiner Figuren, welche alle Stände, Gewerbe und Ereigniſſe des menſchlichen Lebens vorſtellen, bekannt unter dem Namen Mon plaisir, und anfangs Eigenthum der Fürſtin Auguſte Dorothea deſſen in der Geſchichte der Auguſtenburg ausführlich gedacht worden iſt. Nach Vertheilung der Waiſenkinder an Privatperſonen wird dieſes Gebäude zur Irrenanſtalt gebraucht. —

Außerdem ſind in der Stadt vornehmlich merkwürdig. 1) Das Rathhaus. Es wurde nach dem großen Brande, 1583 ſchöner und größer, als zuvor von Steinen aufgerichtet und mit 2 Thürmen, Glocken und künſtlichen Uhren ꝛc. verſehen. 2) Das St. Georgenhospital, in der erfurter Gaſſe, mit ſeinem freundlichen Betſale und dem in Stein gehauenen Ritter St. Georg, wird auch in alten Schriften bisweilen das St. Georg- und Eliſabethen-Hospital genannt und kommt ſchon 1385 vor. Hier wohnen auch die Pfründner des ehemaligen Jakobshospitals (Siechhofs oder Lazareths), welches ſich vor dem erfurter Thore befand und während des letzten franzöſiſchen Krieges zum Militärlazerethe, dann zur Kaſerne umgeſchaffen wurde. Das Katharinenhospital außerhalb der Stadt am Rieththore, deſſen in einer Urkunde von 1332 Erwähnung geſchieht, iſt längſt eingegangen. 3) Die Günthersmühle vor dem Rieththore, wo ſchon im dreizehnten Jahrhundert eine Mühle ſtand, welche dem Kloſter zu Ichtershauſen gehörte, und 1325 von dem arnſtädtiſchen Jungfrauenkloſter, das nunmehr in Beſitz derſelben

gelangt war, an die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg verkauft wurde. Günther der Streitbare ließ ſie 1571 und 1572 ganz neu erbauen. Sie wird von einem Arme der Gera getrieben, deſſen Waſſer ſelbſt in den ſtrengſten Wintern nicht einzufrieren pflegt. Sowohl ihre Bauart als Größe, (ſie enthält außer ſechszehn Mahlgängen, wovon ſo eben vier in ſechs amerikaniſche umgeändert werden, noch Oel-, Graupen- und Schneidemühle, machen ſie des Lobſpruchs würdig, den ihr das ſeltene Volksbuch: „Neu verbeſſerter Müller-Ehernkranz, oder recht gemeſſener Urkund von dem wahrhaften Cirkel-Grund, So dem Mühl-Handwerk zu Ehren gethan, Ein Mühlknappe Namens Georg Bohrmann, Gedruckt in dieſem Jahr (8. 63 Seiten) S. 34 f. ſpeidet, daß ihres gleichen nicht in ganz Teutſchland gefunden werde.“ —

4) Die Waſſer- (oder Brunnen)-Kunſt. Dieſes Gebäude an der Stadtmauer, der Liebfrauenkirche gegenüber, war ehemals das Sprachhaus der Nonnen. Im Jahre 1559 beſchenkte Günther der Streitbare den Stadrath damit und dieſer benutzte es zu dem großen Werke, das die Einwohner mit reinem, mildem und trinkbarem Waſſer verſorgt, welches ein Arm der Weiße liefert. Hier ſind auch die zum Theil zierlich gebauten öffentlichen Springbrunnen, die faſt in allen Straßen angetroffen werden, nicht zu vergeſſen.

Die Umgebungen Arnſtadts ſind zu angenehmen und geſchmackvollen Anlagen nicht unbenutzt geblieben. Wir rechnen dahin vornehmlich den ſchönen Brunnen vor der Pforte, am Eingange des Jonasthales, ſchon 1526 gefaßt und in neuern Zeiten weſentlich verſchönert. Er iſt ein ſehr beliebter Vergnügungsort der Arnſtädter, wo jährlich das 1475 zuerſt erwähnte und 1717 mit Rechten und Freiheiten von dem Landesherrn begabte Vogelſchießen gehalten wird. Das erwähnte Jonasthal hat an ſeinen beiden Wänden theils ſchöne Berggärten mit freundlichen Gartenhäuſern, theils mehrere ſchroffe Felſen, unter ihnen den ſogenannten Jungfernſprung, an welchen ſich eine von Bechſtein, Bube und Welker im anſprechenden Tone erzählte, auch in andern Gegenden vorkommende*) Sage knüpft.

Wir entlehnen ſie aus des letzteren Thüringiſchen Liedern (Gotha, 1831. 8.) S. 27 f.

Das Mägdlein flieht aus der Stadt in's Thal,
Vor tobenden Kriegern, vor blutigem Stahl;
Ihr folgt die Noth hinauf zu den Höh'n,

*) Z. B. von einem ſteilen Felſen bei Zittau in der Lauſitz, dem Oybin, (ſ. Teutſche Sagen, herausgegeben von den Gebrüdern Grimm. 1r B. Berlin 1816. 8.) N. 320. S. 418 f. — Von dem Mädchenſprung, einem hohen Felſen zwiſchen Ballenſtedt und Harzgerode in dem Selkethale, ſ. ebend. N. 319. S. 417 f., einem Berge, welcher den Namen Jungfrauenſprung führt, bei einem Orte unweit Gräz in Steier. insgemein die Wand genannt, ſ. ebend. (N. 141. S 211 f., (aus Abraham a St. Clara.)

Und athemlos, wagt ſie nicht umzuſeh'n:
Ein Reiter von frevelnder Luſt entbrannt,
Er kommt, wild fluchend, ihr nachgerannt.

Er reitet gewaltig; ſie jaget voraus,
Und hinter ihr jaget der Hölle Graus. —
„O Himmel rette die ſchöne Geſtalt,
Bewahre ſie vor der Hölle Gewalt!"
Umſonſt! Sie flüchtet in Todeseil
Die Felſen entlang, — zur Klippe ſo ſteil!

Sie weint zu Gott, vor der Thalesſchlucht,
Am gräßlichen Rand, von der Schande geſucht:
„Du Gott des Erbarmens, ſo nimm Dein Kind!"
Das Mägdlein ſtürzt ſich vom Felſen geſchwind.
Den Reiter blendet ein lockender Schein,
Er ſprengt in den jähenden Abgrund hinein.

Zwei Wand'rer ſah'n in der hohen Luft
Die Stürzenden über der Thalesgruft. —
Sanft trugen Engel das Mägdlein hinab,
Die Klippe wurde des Reiters Grab.
Und dort ſchrieb ſinnend Erinnerung
In den Fels die Worte: „Der Mädchenſprung."

Von der Eremitage am Walpurgisberge, die ihren Namen ſpäter mit dem der Günthershöhe vertauſcht hat, wo im Jahr 1816 zu den bereits vorhandenen Gebäuden ein geräumiger Tanzſaal und Felſenkeller angelegt wurde, genießt man die entzückendſte Ausſicht, in den herrlichen Plaueſchen Grund.

Doch die engen, uns vorgezeichneten Schranken erlauben nicht, alle übrigen ſehenswerthen Punkte und Gegenſtände zu ſchildern, wir verweiſen daher unſere Leſer, welche ſich genauer von den Geſchicken und Merkwürdigkeiten dieſer Stadt unterrichten wollen, auf die unter dem Titel: Arnſtadts Vorzeit und Gegenwart, in der Fauſtſchen Hofbuchhandlung daſelbſt erſcheinende Schrift, deren erſtes Heft nächſtens ausgegeben werden ſoll.

Die Roſenau.

Laſſen wir unſern Reiſewagen auf der ſchönen Kunſtſtraße dahin rollen, die von Coburg nach Roſenau führt. Je näher wir dieſem eben ſo großartigen, als reizenden Parke kommen, deſto mehr werden wir durch die Bemerkung überraſcht, daß der Anfang deſſelben durch keine beſondere Grenze bezeichnet wird. Der kunſtſinnige Anordner der Parkanlagen hat es verſtanden, ihre Umgebungen in ſie ſelbſt hineinzuziehen und dieſe nach jenen zu formen. Alles erſcheint hier natürlich, in ungezwungener Anmuth. Die Haine, die Bäume und Geſträuche ſind ſo gruppirt, daß ſie in der größten Mannichfaltigkeit die ſchönſte Einheit bieten. Friſche Wieſenteppiche breiten ſich überall aus und ergötzen das Auge. Dazwiſchen ſchimmern klare Waſſerſpiegel, auf denen Schwäne, ſowie mancherlei andere fremde und einheimiſche Vögel umherrudern. Nordwärts giebt ein großer Teich, deſſen Randhügel mit Bäumen bepflanzt ſind, der ausgedehnteren Fläche ſeiner Umgebung Reiz und Leben. Wohlangelegte Kunſtwege führen von einem Standpunkte zum andern und gewähren den reichſten Wechſel lieblicher Anſichten. Hier ſchweift der Blick über einen üppigen Wieſengrund bis zu dem Dorfe Oeslau, das mit ſeiner Schweizerei, ſeinem Kammergute, Schloß, herrſchaftlichen Garten und großen Gewächshäuſern noch innerhalb der Parkanlagen liegt, dort ſchwebt er bis zur alten Veſte Coburg dem Bauſenberg entlang, an deſſen Fuß zwiſchen dunklem Erlengebüſch das freundliche Haus der ehemaligen Thümmelſchen Marmormühle ſich zeigt. Hier ſchaut durch zitternde Zweige der heitere Callenberg, dort die verödete Ruine der Lauterburg. Unter derſelben öffnet ſich der Schönſtädter Grund, der von den blauen Bergen des Thüringer Waldes begrenzt wird. In dieſem Grunde entſpringt die Itz, die unter ſchattigen Erlen und Ulmen durch ſmaragdne Wieſen ſich dahinſchlängelnd, vorſichtig in

das Thal der Roſenau hinaustritt. Hier ſpiegelt ſich der Glanz eines fürſtlichen Schloſſes, der Sommerreſidenz des Coburger Hofes, in ihren unſchuldigen Wellen. Dieſes Schloß mit ſeinem runden Thurme, auf welchem die wehende Fahne die Anweſenheit der Landesherrſchaft verkündigt, erhebt ſich auf einer ſanften mit Roſengebüſchen bepflanzten Anhöhe. Einſt war es der Wohnſitz der edlen Roſenauer, eines Rittergeſchlechts, welches bereits im vierzehnten Jahrhundert erwähnt wird und ſchon frühzeitig viele Güter, z. B. Ahorn, Eichhof, Gauerſtadt u. ſ. w. beſaß. Daſſelbe führte einen, der Länge nach zertheilten Schild im Wappen, in welchem auf der einen Seite drei rothe Roſen im weißen Felde, auf der andern drei weiße Roſen im rothen Felde und auf dem, das Schild bekrönenden Helme drei Jagdhörner zu ſehen waren, deren eines weiß mit drei rothen Roſen, eines der beiden übrigen aber roth mit drei weißen Roſen beſetzt war. Das Geſchlecht ſcheint in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts mit Adam Alexander von Roſenau, der das Schloß im Jahre 1615 an den Herzog Johann Caſimir von Coburg verkaufte, es aber im Jahre 1636 durch Wiederkauf an ſich zurückbrachte, erloſchen zu ſein. Später war ein Geheimerath von Pernau Beſitzer der Roſenau. Von dieſem erwarb ſie im Jahre 1721 der Herzog Friedrich von Gotha durch Kauf. Seitdem blieb ſie ein gothaiſches Chatoullgut, bis ſie durch den Staatsverband von 1805 an das Haus Sachſen-Coburg kam. Das Schloß, damals ein finſterer, in Trümmer zerfallender Bau, ſollte nun bald durch die kunſtſinnige Fürſorge Sr. Durchlaucht, des jetzt regierenden Herzogs zu Sachſen Coburg-Gotha neues Leben und fürſtlichen Glanz gewinnen. Der geiſtvolle Herzog ließ nämlich daſſelbe mit Benutzung und Beibehaltung der alten Mauern in alterthümlichem Bauſtyl, den er vorzüglich liebt, verjüngen. Der Eingang zu dem Schloſſe, welcher rechts und links an den herzoglichen Stallgebäuden und der Hofküche vorüberführt, erinnert an den Vorhof einer altengliſchen Burg. Auf einem mit Baumgruppen reich geſchmückten Platze, der mit einem Steingeländer von gothiſch-durchbrochener Arbeit eingefaßt iſt, gewahren wir eine Fontaine, deren Waſſerausſtrömungen über zwei Schalen herab in ein geräumiges Becken fallen. Das Schloß ſelbſt bietet beſonders von ſeiner öſtlichen Giebelſeite, die im Hauptgeſchoſſe mit einem Altan verſehen iſt, einen lieblichen Anblick und eine reizende Ausſicht dar. Hier ſind die zierlichen Glasthüren, durch welche man in den ſogenannten Marmorſaal eintritt. Vormals eine Art dunkler Rüſtkammer erglänzt er jetzt von Marmor und Gold. Prächtige Kronleuchter ſchweben darin von der gewölbten Decke nieder und ſchön gearbeitete Meubles entſprechen dem Style des Ganzen. An dieſen Saal, über deſſen innerem Eingang ſich auch das in Stein gehauene Bild des Adam Alexander von Roſenau befindet, ſtößt das Bibliothekzimmer mit ſeinen bunten Fenſterſcheiben und einem großen Schreibtiſche aus carariſchem Marmor, welchen der Fürſt Metternich Sr. Durchlaucht dem regierenden Herzog zu S. Coburg-Gotha verehrt hat. Steigen wir ſodann in das obere Stockwerk hinauf, ſo finden wir hier ein Zimmer, deſſen Wände von

J. Königl. Hoheit, der Herzogin von Kent gemalt worden ſind. Sie ſtellen eine Gartenlaube vor, aus welcher man in eine reizende Schweizerlandſchaft hinausſchaut. Vorzüglich meiſterhaft iſt ein Waſſerfall dargeſtellt. Nicht minder ſehenswerth ſind die ſchöne Gallerie, die Wohnzimmer des Herzogs und der Herzogin u. ſ. w. Das ganze Schloß, die ganze Anlage der Roſenau aber giebt Zeugniß von einem Gemüthe, das ſich innig der Natur und Kunſt zugewendet hat, und durch die letztere die Schönheiten der erſteren mit feinem Geſchmacke idealiſch auszubilden verſteht. Weder die Stürme des Himmels, noch die Stürme der Erde mögen dieſe herrliche Schöpfung verwüſten! Sie möge noch in den ſpäteſten Zeiten fortdauern und die Nachkommen ihres jetzigen fürſtlichen Herrn und Meiſters in Friede, Freude und Liebe, beglückt und beglückend, oft in ihrem Schooße verweilen ſehen.

Adolf Bube.

Kühndorf und Rohra.

Das königlich preußiſche Pfarrkirchdorf Kühndorf hat eine ausgezeichnet ſchöne, ausſichtreiche Lage an der ſüdöſtlichen Seite des 2314 Fuß hohen Dolmar, und ſtellt ſich mit ſeiner Kirche und ſeinem althennebergiſchen Grafenſchloß nach jeder Seite hin ſtattlich und maleriſch dar. Weit umher ſchweifen die Blicke über einen großen Theil der Thüringerwaldkette, deren hochragende Häupter: der große Hermannsberg, der zuckerhutförmige Ruppberg, der ſpitzige Berg, der Beerberg, der Domberg bei Suhl mit vielen andern ſichtbar ſind, während zugleich Blicke in die anmuthigen Thalgründe der Schwarza, der Lichtenau und Haſel vergönnt ſind, wo der ſchroffe Reiſſigenſtein unterhalb Mehlis in das Lichtenauthal ſetzt, und über dem Haſelthale eine ſenkrechte, nackte Felſenwand in der Nähe von Rohr ſich maleriſch hinzieht. Die Gleichberge bei Römhild ragen nach anderer Richtung hoch über den Horizont, und nur weniger Schritte bedarf es, ſo liegt vom höchſten Punkt der durch Kühndorf führenden Chauſſee von Meiningen nach Oberhof und Gotha, auch das ganze Rhöngebirge, ein großartiges Bergpanorama, vor Augen.

Kühndorf iſt ein Ort von hohem Alter. Ganz in der Nähe am Dolmarfuße liegen germaniſche Grabhügel verſtreut, ein Zeichen früheſter Anſiedelung, und zufällige Fundſtücke verzierter Bronçegeräthe, die ſich in der Sammlung des Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins zu Meiningen befinden, haben dargethan, daß die Anwohner ſchon eine gewiſſe Stufe der Cultur ſich zu eigen gemacht. Urkundlich tritt Kühndorf mit dem Jahre 795 in die Geſchichte, damals übereignete Egilof zu Chunitorp in pago Grabfeldon dem Stifte

Fulda ſeine Beſitzungen. Der Pagus Grabfeld erſtreckte ſeine Grenzmarken noch weit über den ſüdlichen Abhang des Thüringerwaldgebirges. Später war ein edles Geſchlecht, die Herren von Cundorff, welche jedenfalls eine Burg inne hatten, in Kühndorf ſeßhaft, und zwar vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert, aus welchem Geſchlechte ſogar einer, Erlang, vom Jahr 1106 bis 1122 den Fränkiſchen Herzogthron als Biſchof von Würzburg zierte. Dieſer begabte mit einem Theil von Kühndorf das Hochſtift. Spätere Ritter dieſes Geſchlechtes, Gottfried, Leupold, Otto, Reinhard, Berthold, Hermann und Bernhard erſcheinen als Hennebergiſche Vaſallen. Otto von Cundorf und ſeine Söhne hatten die Schutzvogtei über die Kloſtergüter zu Rohra uſurpirt, welche Abt Konrad zu Fulda 1228 ihnen wieder abnahm und dem Kloſter ſelbſt übereignete. Reinhard von Cundorf verkaufte 1251 dem genannten Kloſter einen Zehenten zu Dillſtädt und Leupold übergab demſelben 1259 ſeine Lehengüter zu Helba und Tollmarsdorf. Letzterer Ort iſt gleich vielen andern dieſer Gegend verſchwunden und nur eine Wüſtung bezeichnet ſeine ehemalige Stätte.

Die Herren von Kühndorf waren jedoch nicht die alleinigen Beſitzer des Schloſſes und Ortes, ſondern auch die Grafen von Henneberg erſcheinen ſchon 1287 als Mitbeſitzer, namentlich Graf Berthold VII. Deſſen älterer Bruder, gleiches Namens, war Johanniterritter, und wollte ſeinem Orden auch in der Grafſchaft Henneberg dauernde Wohnſitze gründen. Er führte dieſen Entſchluß in Schleuſingen und Kühndorf aus, und ſo ward auch der letzte Ort 1291 eine Ordenscommende. Otto von Cundorf und Guetha, ſeine Frau, übergaben dem Ordenshauſe 1307 ihre Güter zu Geryken (Kirchheim) Wenigen-Schwarza, Chriſtes, Trenkrieth und Werberghauſen. Dieſe Herren von Cundorf kommen nach 1332 nicht mehr vor, und Otto mag wohl der letzte des Geſchlechtes geweſen ſein. Sie führten in ihrem Wappen drei rothe und ſilberne Sparren und auf dem Helm eine ſchwarze Kuh.

Der Gründer des Ordenshauſes, Berthold VII., erkaufte 1315 den Burgſtadel, den Berg Dollmar und den Ort Treibendorf um 400 Mark Silber von ſeinem Bruder, und übergab alles der Comthurei. Aber nun hatte in Folge obiger Schenkung des Biſchofs, auch Würzburg Antheil an Burg und Schloß, und es wurde 1419 zwiſchen dem Biſchof Johann und Commenthurherren Eberhard von Romrod, wegen des Schloſſes ein Burgfriede aufgerichtet. Auch verſetzte derſelbe Biſchof im Jahre 1420 den Würzburgiſchen Antheil an Kühndorf an den Grafen Friedrich I. von Henneberg-Römhild um 400 Gulden, welche Pfandſchaft bis zum Jahre 1586 dauerte. Im Jahre 1367 beabſichtigte der damalige Kommenthur zu Kühndorf, Otto von Heßberg den Verkauf des Schloſſes und der Güter an den Landgrafen von Heſſen, doch die Grafen von Henneberg, als Lehnherren, duldeten dies nicht, und drohten mit Konfiscation der

Ordensbeſitzungen. In einem deshalb angeordneten Schiedsgericht ward entſchieden, daß Henneberg das Verkaufrecht und das Oeffnungsrecht des Schloſſes haben ſolle, doch ſcheint vom erſten kein Gebrauch gemacht worden zu ſein, denn als der Orden in ſchwere Schulden gerathen war, verkaufte derſelbe 1429 die eine Hälfte des Schloſſes an den Ritter Carl Truchſeß um 3500 Gulden und 1431 die andere Hälfte an Hans Voit von Salzburg um ebenſoviel, und beide Beſitzer theilten ſich in Burg und Dorf und behielten nur die Kirche und das jus patronatus gemeinſchaftlich. Als Theile des Schloſſes werden genannt: der Thurm, die innere Burg mit der Kemmnate und einer hohen Wehre, darin ſich die Kapelle befand, zwei Keller, ein Kellergang, noch eine Kemmnate mit hoher Wehre, eine Küche, dann die Vorburg mit der Pforte, ein Backhaus, zwei Brücken in das Schloß, ein Vorhof gegen das Dorf, ein Stadel (Scheuer), ein Hinterhof, der Brauerhof genannt, ein Schafhaus des Ordens, ein Garten. Indeß verkauften die von Truchſeß ihren Antheil wieder an den Grafen Georg I. von Henneberg-Römhild um 2700 Gulden in den Jahren 1435 und 36 und auch die Voite von Salzburg gaben die ihrigen dieſen Grafen 1444 um 3800 Gulden zum Kauf, ſo daß nun Schloß, Dorf und alle dazu gehörigen Dörfer und Wüſtungen der Herrſchaft Henneberg gehörten. Bisweilen wohnten die Grafen eine Zeitlang auf dem Schloß zu Kühndorf, auch beſtimmte Graf Albrecht daſſelbe ſeiner Gemahlin Katharina 1539 zum Wittwenſitz, da er aber erbenlos ſtarb, ſo nahm Fürſtgraf Wilhelm von Schleuſingen, als nächſter Agnat Beſitz davon, und Kühndorf wurde mit ſeinen Dörfern ein beſonderes Amt, nachdem daſſelbe früher mit Dillſtädt, Rohra, Utendorf, Chriſtes, Wichtshauſen, Diezhauſen und Mädedorf zum Amte Schwarza gehört hatte. Jetzt gehören zum Amte Kühndorf außer dem Orte ſelbſt Rohra, Kloſter Rohra, Dillſtedt, Wichtshauſen, Diezhauſen und Chriſtes, und es iſt damit das Centgericht Benshauſen verbunden, welchem die Orte Benshauſen, Ebertshauſen, Virnau, Aſchenhof und Schwarza unterſtellt ſind. Die Wuſtungen heißen Dollmarsdorf, Traubendorf, Trenkried, Diemarsheim, Schwedendorf oder Wenigen-Schwarze. Im dreißigjährigen Kriege, der faſt für jeden Einzelort der Grafſchaft Henneberg äußerſt verderblich war, legten die Soldaten des General Gilli de Gaſi Feuer an, das faſt die Hälfte des Dorfes verzehrte.

Die Kirche, deren Bau von 1528 datirt, und die 1589 und 1617 erweitert wurde, hat eine ſchöne Kanzel, welche ein Meiſterſtück eingelegter Holzarbeit genannt zu werden verdient.

Das alte Schloß, auf einer Anhöhe über dem Dorfe gelegen, iſt noch theilweiſe bewohnt, und dient zugleich zum Gerichtslocal. Das Dorf zählt über 100 Häuſer und über 700 Einwohner, und es iſt daſelbſt eine bedeutende königl. Domaine mit einer ausgebreiteten Feldflur und großer Merinoſchäferei.

Nur eine halbe Stunde oſtwärts von Kühndorf liegt im Thale der Haſel das anſehnliche Pfarrkirchdorf

Rohra oder Rohr.

Rohr enthält über 100 Feuerſtätten und hat über 600 Einwohner. —

Die Kirche des Ortes zu St. Michael wird eine der älteſten im Lande genannt, nur muß man dies nicht von dem gegenwärtigen Bau derſelben verſtehen, obſchon derſelbe auch noch mittelalterlichen Charakter und rein deutſchen Styl zeigt. Das Dorf, deſſen in den älteſten fuldaiſchen Schenkungsbriefen vielfache Erwähnung und zwar ſchon im neunten Jahrhundert geſchieht, war eine Villa regia, und es pflegten ſich dort bisweilen die deutſchen Kaiſer aufzuhalten, namentlich Otto I. und Heinrich II., welche dort im zehnten und elften Jahrhundert Urkunden dadirten. Es ſoll im Dorfe oder nahe bei demſelben eine königliche Burg geſtanden haben, die ſpäter den Freiherren von Bibra gehörte, doch wurde dieſe Burg von den Würzburger Biſchöfen in den Jahren 1340 und 1367 wiederholt eingenommen und endlich zerſtört, ſo daß jetzt kaum noch ihre Stätte mit Sicherheit nachgewieſen werden kann. Rohr liegt in einem Bergkeſſel, der ſich nach dem Thale der Schwarza und Haſel hin öffnet, welche Flüßchen eine kleine Viertelſtunde unter dem Dorfe zuſammenfallen. Dort liegt, in geſchichtlicher Beziehung noch intereſſanter, wie das Dorf, der geringe Ueberreſt des dem heiligen Michael geweihten Kloſters Rora. Dieſes war das älteſte unter allen Hennebergiſchen Klöſtern, vielleicht bald nach Einführung der chriſtlichen Religion in dieſen waldigen Gegenden erbaut. Schon 824, 826 und 842 wurden dort Urkunden und Schenkungsbriefe ausgeſtellt, nnd es iſt noch in einem Copialbuch ein reichhaltiges Diplomatorium über dieſes Kloſter gerettet. Es war ein Nonnenkloſter, der Benediktinerordensregel unterworfen, ſtand unter der Oberherrſchaft des Stiftes Fulda, und ſollte nicht über funfzig Conventualinnen haben, und unter dieſen ſollte keine Frau Aufnahme finden, welche von ihrem Ehemann verlaſſen worden war. Eine erſtaunliche Menge Schenkungen wurden dieſem Kloſter zu Theil, ſo, um nur einige der vorzüglicheren anzuführen, erhielt es die Advokatie über Ebertsdorf 1206, 4 Morgen Weinberge auf Sifridesberg 1246, die Kirche zu Milz und das Patronatrecht über dieſelbe 1249, den Zehnten zu Schildes ꝛc. überhaupt ſchenkten eine Menge Ritter der Umgegend Huben und Zehnte an das Kloſter, ſo daß zuletzt ihm vierzig hennebergiſche Ortſchaften zehnteten. Die hauptſächlichſten Wohlthäter des Kloſters waren nächſt den Grafen von Henneberg, die Herren von Kundorf, Bibra, Heldritt, Kießling, Tann, Sulza, Diſtelſtadt (Dillſtädt), Marſchall, Heßberg, Marisfeld und Andere; aber auch Kleriker und freie bürgerliche Leute begabten Ror. Dieſes konnte ſchon 1323 achtunddreißig Acker zu Ebersgoſſern auf einmal kaufen, und überhaupt eine Menge ihm

nützliche Kauf- und Tauſchverträge eingehen. Die älteſten Schutz- und Schirmvögte waren die Dynaſten von Hiltenberg, nach deren Ausſterben die Kundorfe ſich dieſes Recht, als nächſte Nachbarn, zueignen wollten, was jedoch, wie ſchon oben bemerkt wurde, Fulda nicht zugab. Auch als das Kloſter ſpäterhin unter dem naturgemäßen Schutz der Landesherrn, der Henneberger ſtand, erhob Fulda mancherlei Anſprüche, welche aber beſeitigt wurden, und eben ſo ließ Fürſtgraf Georg Ernſt nach dem Tode des Grafen Albrecht 1562 ohne Weiters davon Beſitz ergreifen.

Die Reihe der Aebtiſſinnen, ſoweit dieſe aus den vorhandenen Urkunden darzuſtellen iſt, iſt folgende, freilich lückenhafte:

Relindis 1205.
Adelheidis 1228.
Rylindis 1301 — 1308.
Petriſſa 1314.
Jutta von Herbilſtadt 1327.
Hildegundis 1332.
Elzabeth 1334.
Theyle Einhardtin 1362.
Theyle von Bibra 1384.
Elſe Simonin 1413.
Gieſela von der Kere 1418.
Anna von Bibra 1482.
Margarethe v. Herbilſtadt.

Die Reihe der Pröbſte zählt ſiebenundzwanzig, beginnt mit Conrad I. 1205, und endet mit Hermann Georg von Neuhoff 1623. Wahrſcheinlich wurde der Titel eines Probſtes noch fort ertheilt, nachdem das Kloſter längſt aufgehoben war.

Nach der Reformation wurde das Kloſter aufgehoben, ſeine Einkünfte und Güter theils zur Verbeſſerung der Kirchen und Schulen verwendet, theils zum Kammervermögen geſchlagen. So wurde es eine nicht unbedeutende Domaine von 602 Acker Fruchtfeld, 161 Acker Wieſen, nebſt Waldungen und einer Schäferei, welche mit dem Landestheil, den das Königreich Sachſen an der ehemaligen Grafſchaft Henneberg hatte, am 3. Auguſt 1815 an das Königreich Preußen überging. Der aus den Oeconomiegebäuden hoch emporragende Theil der ehemaligen Kloſterkirche verkündet ſich ſchon von weiten als uralter Bau, ſonſt ſind beſondre Trümmer und Denkmäler dort nicht anzutreffen. Eine Zeitlang war, noch unter der Regierung des letzten Fürſtgrafen von Henneberg, zu Kloſter Rohr auch eine anſehnliche Stuterei.

Die Gegend iſt idylliſch, ſtill und einſam; von den nahen Höhen gewähren ſich ſchöne Ausſichtspunkte auf Kühndorf und den Dolmar,

auf den Köhler und Schwarza, auf Dillſtädt und das Haſelthal. Die nahe Felswand zeugt von mächtiger Fluthung der Gewäſſer in dieſen Thalrinnen und Klüftungen. Auffallend erſcheint, daß während ſonſt um alte Kloſterſtätten die Sage vielfache Mähr zu künden weiß, ihr Mund hier verſtummt iſt, und keine Ueberlieferung früher Ereigniſſe uns mittheilt.

Nur in Meiningen hörte man früher ſagen, es führe vom ehemaligem Minoritenkloſter daſelbſt ein unterirdiſcher Gang bis nach Kloſter Rohr, eine Tradition, die ſich faſt an allen Kloſterſtätten wiederholt. —

Ludwig Bechſtein.

Greußen.

Nicht gerade wegen ihrer romantiſchen Lage hat auch die Stadt Greußen es anzuſprechen, daß ihrer in dieſer Beſchreibung Thüringens gedacht werde. Aber ſie iſt eine Stadt Thüringens, und nicht die jüngſte und ſchlechteſte; darum finde auch ſie ein Plätzchen in dieſem Werke.

Im Thale der Helbe, an demſelben Flüßchen, vier Stunden ſüdöſtlich von Sondershauſen, ſechs Stunden nördlich von Erfurt, liegt die Stadt Greußen mit ihren 360 — 70 Wohnhäuſern und 2829 großentheils ſehr betriebſamen Einwohnern. Nach Norden und Süden wird ſie von mäßigen Hügeln begränzt, von denen die nördlichen (ehemaligen Weinberge) ſich nach der dichtbewaldeten untern Hainleite hinaufziehen. Nach Weſten und Oſten iſt der Einblick in das von dieſen Höhen eingeſchloſſene Helbethal aufgethan, in welchem ſich aufwärts und abwärts ein bewohnter Ort an den andern reiht, Alle umgeben, wie Greußen ſelbſt, von fruchtbaren Feldern und baumreichen Obſtgärten, welche in der ſchöneren Jahrszeit das ſonſt unſchöne Thal gleich einem grünenden und blühenden Bande durchwinden und namentlich Greußen mit dem benachbarten Stadtflecken Clingen faſt verbunden erſcheinen laſſen. Angenehme, neuerdings angelegte ſchattige Spaziergänge führen rings um die Stadt, und zwar über die ausgefüllten Gräben um die größtentheils noch in gutem Stande befindliche ſteinerne Ringmauer. Verſchiedene Arme der Helbe, deren einer zu Zeiten ſehr anſchwillt, um- und durchfließen die Stadt, welche ſich in die Neuſtadt, die eigentliche oder Mittel-Stadt und Altſtadt theilt, welche ſeit dem Brande 1834 nun noch durch Brücken, nicht mehr durch Thore in Verbindung ſtehen. Seit derſelben Zeit iſt der größte Theil Greußens in hübſchen Häuſern wieder aufgebaut und ſehr wohnlich eingerichtet. Ein anſehnlicher

Marktplatz, eine ziemlich breite, die Stadt nach ihrer größten Länge durchlaufende Hauptſtraße, in ihrer Mitte das ſtattliche Rathhaus, dienen zu einer nicht geringen Zierde. Chauſſee'n, in nicht weiter Friſt ihrer völligen Inſtandſetzung harrend, verbinden Greußen mit der Reſidenz Sondershauſen und, an die große preußiſch-thüringiſche Kunſtſtraße ſich anſchließend, zunächſt auch mit der alten thüringiſchen Hauptſtadt Erfurt. Nahe bei unſerer Stadt liegt mit ſeinem maleriſch ſituirten Rittersitze das Dorf Grüningen, auf deſſen Friedhofe die früh entblätterte Roſe, Sophie von Kühn, ruht, für welche der edle deutſche Sänger Novalis in heißer Jugendliebe glühte und ſchwärmte. Auch Günſtedt mit ſeinem jährlichen, ſtark beſuchten Markte, dem ſogenannten Ablaſſe — zum Andenken an den ſaubern Handel Tetzel's, der hier gleichfalls ſeine Bude aufſchlug, — iſt nur zwei Stunden entfernt.

Als naturhiſtoriſch merkwürdig verdient angemerkt zu werden, daß die Thalſohle, welche unter und um Greußen an beiden Helbe-ufern ſich ausbreitet, ein in grauer Vorzeit trocken gelegter Seeboden iſt, wovon die großen Sand- und Tuffſteinlager mit verſteinerten Röhren, Schilfen, Binſen ꝛc. (oft Grottenſteine in den anmuthigſten Formen) zeugen, welche, von fruchtbarer Ackerkrume bedeckt, kaum einige Fuß tief unter der Oberfläche des Bodens liegen. Auch ſchwache Torfſchichten gehen hier und da zu Tage. Der Abfluß der See- oder Sumpfwäſſer mag ſich zugetragen haben, als dort, wo jetzt der Sachſenburger Paß die Hainleite und Schmücke ſcheidet, das Gebirge dem Andrange der wilden Fluthen nicht mehr widerſtehen konnte. — Das Klima iſt ſo mild und die Lage ſo geſund, als es irgend in Thüringen ſein kann. Nur das Trinkwaſſer könnte etwas weniger tuffſteinhaltig ſein. Die Mortalität geſtaltete ſich nach zehnjährigem Durchſchnitte ſehr günſtig wie 1 zu 37,^{733}, in den drei letzten Jahren ſogar nur wie 1 zu 50. 2,65^{0} und $2\frac{0}{0}$.

Was nun das Geſchichtliche unſerer Stadt betrifft, ſo wird ſich nur wenig Bemerkenswerthes zur Mittheilung bringen laſſen, weil die Quellen ihrer älteren Geſchichte ſo äußerſt ſparſam fließen, eigentlich faſt ganz verſiegt ſind,*) ihre neuere Geſchichte aber, wie die faſt aller kleinen deutſchen Landſtädte, ziemlich arm an erheblichen Ereigniſſen geblieben iſt. Seinen Anfang ſoll Greußen, wenngleich erſt als Dorf, ſchon im ſechsten Jahrhundert gehabt haben, faſt zu gleicher Zeit mit Sondershauſen, Frankenhauſen und Sachſenburg. Der weſtlich von der Altſtadt gelegene ſogenannte ſächſiſche oder Schieferhof, ſonſt ein ritterliches Lehngut und der Sage nach entſtanden zu der Zeit, als das alte Königreich Thüringen unter Hermanfried ein Ende nahm, mag Veranlaſſung zu weiterer Anſiedelung gegeben haben. Wenigſtens ſchließt ſich der noch beſtehende älteſte Theil der Stadt faſt unmittelbar an dieſen alten Edelhof an, welcher unter andern im Beſitze des Stiftes

*) Durch die Zerrüttungen im Gefolge des 30jährigen Krieges und durch den großen Brand im Jahre 1687 ſind alle chronikaliſchen und urkundlichen Nachrichten verloren gegangen.

Hersfeld, dann derer von Hopfgarten, derer von Lügeln, von Riedeſel geweſen und ſpäter von 1483 bis in die neueſte Zeit ſächſiſches Beſitzthum und resp. Lehen war, bis derſelbe fürſtl. Schwarzburgiſches und darauf endlich Privat-Eigenthum wurde. Merkwürdiges iſt ſonſt nicht davon zu berichten.

Stadtrecht und feſte Ringmauern mag Greußen im 13. Jahrhunderte bekommen haben, wo es — damals ein namhafter Stapelplatz beſonders für Nürnberger Kaufleute — aus dem Beſitz des Landgrafen von Thüringen in den des Grafen von Hohnſtein überging. Als im Jahre 1356 die Grafen von Schwarzburg von dem letzten Grafen von Hohnſtein die Herrſchaft Sondershauſen erbten, fiel ihnen auch Greußen mit zu. Unter der milden Herrſchaft der Grafen von Schwarzburg, bald Arnſtädter, bald Ebeleber Linie, iſt denn Greußen auch unter allen Zeitenwechſel geblieben, bis es 1681 an den Stifter der Schwarzb. Sondershäuſ. Hauptlinie überging, welcher, ſpäter in den Fürſtenſtand erhoben, unſere Stadt auf ſeine edlen fürſtlichen Nachfolger vererbte. (Noch heute iſt demnach Greußen die zweite Stadt der Unterherrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg Sondershauſen.)

Schon im J. 731 hat der Apoſtel der Deutſchen, Bonifacius, hier das Chriſtenthum gepredigt, auch die erſte Kapelle (St. Bonifacii, zwiſchen Greußen und Clingen, auf dem Platze: Unter den drei Linden) hier gebaut. Zu dieſer (ſchon längſt nicht mehr vorhandenen) kamen ſpäter noch die Kapellen St. Spiritus, im Oſten der Stadt (jetzt die Hospitalskapelle), B. Mar. Virg., am Markte, und St. Martin, da, wo die jetzige Stadtkirche ſteht. An die Stelle der beiden letzteren trat die Stadt- und Pfarrkirche St. Martini, welche von 1424 an erbaut und am 10. Nov. 1483 (an demſelben Tage, an welchem Dr. M. Luther geboren wurde) eingeweihet wurde. Die erſte evangeliſche Predigt hielt in derſelben der daran angeſtellte katholiſche Pfarrer Johannes Thal (im J. 1532), welcher aber deshalb von dem Herzoge Georg von Sachſen hart angeſehen wurde und ſogar den Tod eines Ketzers ſterben ſollte, — was nur zufällig dadurch verhindert wurde, daß in Sangerhauſen, wohin man ihn geſchleppt hatte, gerade kein Henker anweſend war. Später befreit, durfte der ſo ſchwer Angefochtene von 1534 an, wo die Reformation hier (7 Jahre früher als in Sondershauſen, 38 J. früher als im Stifte Jechaburg) eingeführt wurde, das evangeliſche Predigtamt ungeſtört verwalten.

Aus der Zeit vor der Reformation iſt noch zu bemerken, daß im J. 1349 hier, wie in ganz Thüringen, eine große Judenverfolgung Statt fand, in Folge der menſchenvertilgenden Peſt, welche die Stadt in demſelben Jahre ſo fürchterlich heimſuchte, daß 600 Menſchen in das Grab ſanken. (Solche verheerende Seuchen rafften ſpäter, namentlich 1518, 1529, 1552, 1564, 1582 (467 Todte), 1597 u 98, und 1625 (843 Todte) einen großen Theil der Einwohnerſchaft Greußens hinweg). Außerdem wurde 1454 und wiederum 1491 der größte Theil der Stadt von wüthenden Feuersbrünſten vernichtet. (Größeres und geringeres Brandunglück traf die Stadt unter andern in den Jahren 1540 (von Papiſten angezündet), 1561, 1616, 1662, 1687 (welche

Feuersbrunſt faſt die ganze Stadt ſammt der Kirche, Schule und dem Rathhauſe einäſcherte), 1695, 1719, 1730, 1798, 1817 (2mal), 1833 und 1834 in welchem letzteren Jahre über zwei Drittheile der Stadt und zwar der anſehnlichſte Theil derſelben mit dem Rathhauſe, Schützenhauſe und zwei Stadtthoren abbrannte).

Der dreißigjährige Krieg ſchlug auch der Stadt Greußen die tiefſten Wunden, namentlich vom Jahre 1626 an, wo die erſten kaiſerlichen Kriegsvölker hier einrückten, zum Jammer der von der kaum erſt überſtandenen, gräßlichen Peſt noch thränenreichen Bewohner. Am härteſten wurde indeſſen die Stadt heimgeſucht, als am 30. Mai 1631, nach der gräulichen Zerſtörung Magdeburgs, Tilly's entmenſchte Soldateska auch hier einfiel und mit einer Wuth, welcher auch gar nichts heilig war, ſechs Tage lang hier hauſte. Den unglücklichen Bewohnern wurde buchſtäblich nichts gelaſſen, außer dem nackten Leben und den leeren Wohnungen; an den gräßlichſten Mißhandlungen hatte es nicht gefehlt. Späterhin wechſelten Kaiſerliche, Schweden und Sachſen mit ihren läſtigen Beſuchen ab. Sie Alle ſogen die beklagenswerthe Stadt aus, bis endlich mit dem weſtphäliſchen Frieden die Erlöſungsſtunde ſchlug, freilich für eine gänzlich verarmte und ziemlich entvölkerte Stadt.

Davon und von den traurigen Folgen der großen Feuersbrunſt 1687 erholte ſich die Stadt im Laufe der Jahre nur langſam, war durch ihre Betriebſamkeit doch zu einigem Wohlſtande gelangt, als das für Preußen ſo unglückliche Kriegesjahr 1806 durch die unmittelbaren Folgen der Schlacht bei Jena auch Greußens Wohlſtande abermals den Todesſtoß verſetzte. Entſetzliche Gräuel verübten die ſiegreichen Franzoſen, als ſie die, eben wieder in einem vierſtündigen heftigen Treffen in der Nähe der Stadt beſiegten, flüchtigen Preußen aus der Stadt vertrieben hatten. Faſt zwei Tage und zwei Nächte dauerte die, ganz der gottloſen Kriegeshaufen des großen Krieges- (und Raub)-Meiſters Bonaparte würdige Heimſuchung der unſchuldigen Stadt, welche, obſchon einem Rheinbundsfürſten angehörig, damals eine Behandlung erfuhr, faſt wie eine von Barbaren erſtürmte Feſtung. Denn Brandlegung, Raub und Plünderung, Mißhandlung und Nothzucht, völlige Zerſtörung des Wohlſtandes und der Lebensfreude vieler hundert Menſchen war die Heldenthat, welche die Sieger von Jena hier vollbrachten. Den Tilly'ſchen Banden gleich verſchonten ſie nicht das Gut der Kirchen und der Waiſen, nicht die zarte Jugend, nicht das ſchwächere Geſchlecht. Herr Marſchall Soult war der ehrenwerthe Führer dieſer feinen Franzoſen; er hat ſich hier kein glänzendes Lorbeerreis des Nachruhms gepflückt.

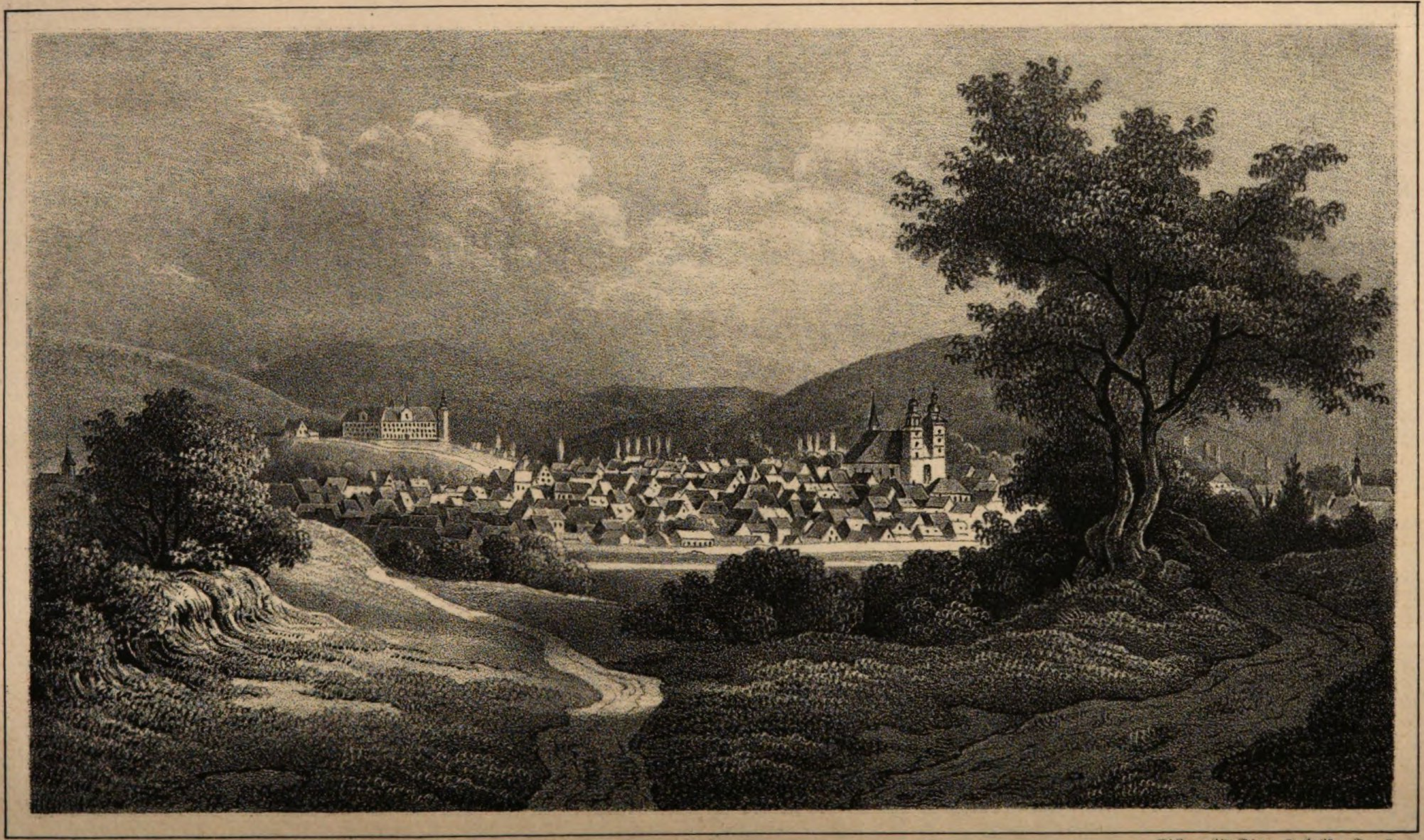
Die Laſten des Befreiungskrieges konnten im Vergleich zu dieſer Heimſuchung mit Luſt getragen werden, obſchon ſie auch zu Zeiten ſchwer genug drückten. Doch auch dieſe Wunden verharrſchten und vernarbten durch Fleiß und Rührigkeit der betriebſamen Bewohner unſerer Stadt; und wenn auch der in den Friedensjahren auflebende Luxus ꝛc. ſeine Opfer im Einzelnen forderte: ſo leuchteten doch mehr günſtige Sterne über ihnen, bis im J. 1834 (nach dem traurigen

Vorſpiele des vergangenen Jahres) abermals durch ein entſetzliches Brandunglück lange nachwirkende Nöthe und Verlegenheiten hervorgerufen wurden.

Seit 1835 iſt indeſſen die Stadt, wie ſchon geſagt, wieder recht freundlich und wohnlich aufgebaut und hat zugleich durch die Sorgfalt ihrer ehrenwerthen Behörde von Innen und Außen gar manche Verſchönerung erhalten. Auch Handel und Gewerbe ſind wieder aufgeblüht. Der wegen der Größe der ſtädtiſchen Feldflur nicht unbedeutende Ackerbau könnte ergiebiger ſein, wenn er nicht leider noch unter manchen Servituten und Obſervanzen litte. Der alte Handel mit Wolle und hier fabricirten Wollenzeugen hat neuerer Zeit ſehr nachgelaſſen: der Waidbau ꝛc. hörte ſeit Jahren gänzlich auf, eben ſo, wie der ſonſt beträchtliche Weinbau. Dagegen wird viel Flachs bereitet und zu Garn verſponnen, von welchem in der Stadt ſelbſt viel verwebt wird. Wiſſenſchaften und Künſte werden hier ſo gepflegt, wie das in den beſchränkten Verhältniſſen einer kleinen Land- und Handelsſtadt zu geſchehen pflegt, d. h. nur von einigen wenigen Berufenen ꝛc. Das geſellige Leben indeſſen bietet manche Annehmlichkeiten, auch für nicht zu ſehr verwöhnte Fremde dar.

Noch dürfte es der Erwähnung werth ſein, daß ſich ſeit einigen Jahren die von dem unternehmenden Commiſſionsrath v. Küttner in Döllſtädt begründete, gegenſeitige Verſicherungsanſtalt gegen Hagelſchaden hier befindet, ſowie eine von demſelben verdienſtvollen Manne errichtete Feuraſſecuranz für deutſche Landwirthe. Beide Inſtitute führten durch die Menſchenfreundlichkeit ihres Directors nicht unbedeutende jährliche Gaben an die hieſigen Stadtarmen, ſowie an die öffentlichen Schulen der Stadt mit ſich. Mögen ſie auch deshalb ſich einer durch keine unangenehmen Wechſelfälle geſtörten Blüthe erfreuen!

W. K.



69.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Schmalkalden.

Die Stadt Schmalkalden.

Sie iſt die Hauptſtadt des Kreiſes Schmalkalden, welcher nach der jetzigen Eintheilung zu der Provinz Fulda des Kurfürſtenthums Heſſen gehört, liegt in einem von Bergen umſchloſſenen Thale am Zuſammenfluſſe der Schmalkalde und Stille und iſt der Sitz des kurfürſtl. Kreisamtes, des Landgerichtes, einer Polizeicommiſſion, eines Forſt=, Berg= und Lizentamtes, eines Oberpoſtamtes und einer Poſt=halterei. Ihre Lage ſcheint nicht zu den geſundeſten zu gehören, wenigſtens bemerkt man unter den 5000 Einwohnern, welche die Stadt jetzt ungefähr zählt, eine unverhältnißmäßige Menge beſonders weibliche Verkrüppelte und Geiſtesſchwache, deren Zuſtand dem Cre=tinismus ähnelt, und wovon in einigen Thälern des Thüringer Waldes Beiſpiele vorkommen. Auch ſcheint die Zahl der Bewohner ſich ver=mindert zu haben; denn Engelhard, in ſeiner 1778 erſchienenen Erd=beſchreibung der Heſſiſchen Lande (3 Bde.) ſagt: „Schmalkalden iſt groß und volkreich und näch Caſſel für die größte der heſſiſchen Städte zu halten," was jetzt nicht mehr paſſen will, und gewiß haben die für den Handwerksſtand ungünſtigen Zeitverhältniſſe es verſchuldet, daß in Schmalkalden durchſchnittlich auf ein Haus nicht viel mehr als fünf Perſonen kommen und viele Wohnungen mitten in der Stadt ſelbſt verödet und verfallen ſind, was ihr, da es ohnehin an ſchönen Gebäuden fehlt, und meiſt alle ein alterthümliches, geſchmack=loſes Anſehen haben, kein freundliches und einladendes Aeußere giebt. Doch iſt der Schmalkalder gaſtfrei, zuvorkommend und bieder, und man vergißt leicht ſeine kleinen Eigenheiten — die, wie bei allen Bergbewohnern in einer beſondern Vorliebe für ſeine Heimath und einem etwas eigenſinnigen Feſthalten an dem Alten, Hergebrachten beſtehen — vergißt die unregelmäßigen Straßen und Häuſer, und fühlt ſich wohl im lebensfrohen, gemüthlichen Kreiſe, wo keine Falſch=heit wohnt. Man hat dem Schmalkalder es oft zum Vorwurfe

gemacht, daß der Unterſchied beider Confeſſionen Veranlaſſung zu unpaſſenden und ärgerlichen Reibungen gäbe; allein wahr möchte nur ſein, daß man das Nachtheilige einer ſolchen Trennung an jedem andern Orte eben ſo findet — cessante causa cessat effectus — das Gute aber, wir meinen einen regen Eifer in Sachen der Religion, und eine allgemeine warme Theilnahme daran bis in die kleinſten Einzelnheiten hinein, gewiß nicht leicht irgendwo in ſo hohem Grade antrifft, wie hier. Fremden wird gewöhnlich ein oder das andere Hiſtörchen aufgetiſcht, das entweder gar nicht oder doch nicht in dem Grade ſtattgefunden hat, und gewiß wird eine Vereinigung eben ſo ſehr von der Mehrzahl gewünſcht, als ſie leicht und ſicher erreicht wird, wenn nur mehrere ganz zufällige und außerordentliche Dinge mit Geſchick beſeitigt ſind.

Es ſei uns vergönnt hier gleich den Glanzpunkt Schmalkaldens in der Geſchichte kurz anzudeuten, wir meinen die Errichtung des Schmalkaldiſchen Bundes und der Schmalkalder Artikel, wodurch die Stadt leicht hätte können zur Märtyrerin werden, wenn nicht Herzog Moritz, der neue Kurfürſt von Sachſen, ſich auf Fürbitte ſeines Freundes, Grafen Georg Ernſt von Henneberg, in's Mittel gelegt und die Gefahr abgewendet hätte (S. J. G. Walch introductio etc. Seite 483). Bekanntlich wurde im März 1531 von neun proteſtantiſchen Fürſten und Grafen und eilf Reichsſtädten eine Vereinigung zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer politiſchen Selbſtſtändigkeit gegen Kaiſer Carl V. und die katholiſchen Stände, hier vorläufig auf ſechs Jahre geſchloſſen, und auf den Conventen zu Frankfurt, im Julius und December deſſelben Jahres, mit der Beſtimmung beſtätigt, daß der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf Philipp von Heſſen die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten als Häupter des Bundes leiten ſollten. Er wurde, da der Nürnberger Religionsfriede (von den Proteſtanten am 23. Juli 1532 angenommen, und vom Kaiſer am 2. Auguſt in Regensburg beſtätigt) ſeine Erhaltung nicht unnütz machen konnte, auf einem Convent zu Schmalkalden 1535 durch den Zutritt neuer Glieder, (zwei Fürſten und eilf Reichsſtädte) durch die Verlängerung auf zehn Jahre und durch den Beſchluß, ein ſtehendes Bundesheer von 12,000 Mann zu unterhalten, ſehr verſtärkt, und erhielt auf dem Convent 1537 ein neues Band der Vereinigung durch die von Luther abgefaßten Verwahrungsartikel, welche von den zu Schmalkalden anweſenden Theologen unterſchrieben wurden. Wenn auch dieſe Schrift ihre erſte Beſtimmung auf dem vom Papſte Paul III. angekündigten Concilium in Mantua zur Darſtellung des evangeliſchen Glaubens zu dienen, nicht erreichen konnte, da dieſes Concilium nicht zu Stande kam, ſo iſt ſie doch ſammt dem von Melanchthon zuſammengezogenen zweiten Theile (von der Gewalt und Oberkeit des Papſtes) als völlig übereinſtimmend mit der augsburgiſchen Confeſſion unter die ſymboliſchen Bücher der evangeliſch-lutheriſchen Kirche aufgenommen worden und Schmalkalden, das der Schauplatz ſo glänzender Verſammlungen und wichtiger Ereigniſſe war, ein dauernder Name dadurch in der Geſchichte geſichert.

Beſonders glänzend war die Verſammlung vom 7. Februar bis zum 6. März 1537, welche von einigen Geſchichtſchreibern als die fünfte, von andern als die ſiebente gezählt wird, und deren man auch 1837 feſtlich gedachte, wie dies mehrere zu dieſem Zweck erſchienene Schriften, unter denen ich nur die von dem jetzigen Oberpfarrer und Inſpector Ch. L. R: Habicht (die Schmalkalder Artikel mit einer Nachſchrift geſchichtlichen Inhalts ꝛc. Schmalkalden 1836) nenne, als eine ſehr dankenswerthe Gabe, worin ſich auch die drei von Luther bei dieſer Gelegenheit gehaltenen Predigten, nebſt anderen intereſſanten Nachrichten abgedruckt finden. Hiernach befanden ſich auf dieſer Verſammlung außer achtundvierzig Gottesgelehrten, welche theils die Schmalkalder Artikel, theils die Augsburgiſche Confeſſion, Apologie und Wittenberger Concordia, theils ſämmtlich genannte Bekenntnißſchriften hier unterſchrieben haben, folgendgenannte Fürſten, Stände und Städte-Abgeordnete: 1) Philipp, Landgraf zu Heſſen, der Zeit erſter Oberhauptmann des Schmalkalder Bundes. 2) Johann Friedrich, Kurfürſt von Sachſen, zweiter Oberhauptmann des Bundes. 3 und 4) Ernſt und Franz, Herzöge von Lüneburg. 5—7) drei Fürſten von Anhalt, worunter Wolfgang. 8) Ulrich, Herzog von Würtemberg. 9) Philipp, Herzog von Pommern. 10—12) Wilhelm, Georg, Ernſt und Wolfgang, Grafen von Henneberg. 13) Philipp, Herzog von Braunſchweig Grubenhagen. 14—15) Albrecht und Gebhard, Grafen von Mansfeld. 16) Philipp, Graf von Naſſau-Dillenburg. 17) Philipp, Graf von Naſſau-Saarbrück. 18) Wilhelm, Graf von Naſſau-Eilenberg. 19) Wilhelm, Graf von Dillenburg. 20) Heinrich, Graf von Schwarzburg. Dazu kamen die Geſandten des Königs von Dänemark, der Markgrafen Johann und Georg von Brandenburg, Ruprecht's, Herzogs von Zweibrücken, Friedrich's, Fürſten von Liegnitz und Heinrich's, Herzogs von Mecklenburg. Desgleichen die Bürgermeiſter und Abgeordneten von zweiundzwanzig Reichs- und freien Landſtädten; darunter die von Straßburg, Augsburg, Ulm, Kempten, Nürnberg, Frankfurt, Coſtnitz, Eßlingen, Memmingen, Schwäbiſch Hall, Magdeburg, Braunſchweig, Bremen, Hamburg, Nordhauſen, Söſt, Minden, Vacha, Salzungen ꝛc. Auch hatte der Kaiſer den Reichs-Vice-Kanzler Dr. Mathias Held, der Papſt ſeinen Legaten Peter Vorſtius, Biſchof von Acqui, ſowie der König von Frankreich, Franz I., einen Geſandten hierher geſchickt.

Als Erinnerungszeichen an dieſe Ereigniſſe iſt nur Weniges noch vorhanden. In dem Rathhauſe, wo die wichtigſten und meiſten Zuſammenkünfte gehalten wurden, giebt nichts mehr Kunde davon; in dem Gaſthofe zur Krone iſt der Verſammlungsſaal zum Theil noch in ſeiner alterthümlichen Geſtalt geblieben, auch findet ſich in einer Gefachwand des dritten Stockwerks nach dem Marktplatze hin ein Stein mit dem Wappen des Landgrafen von Heſſen, aber von den Glasmalereien in den Fenſtern der Verſammlungsſtube iſt jetzt nichts mehr zu ſehen. Nur das Haus, wo Dr. Luther wohnte, (am Töpfenmarkte und jetzt im Beſitz des Kaufmanns G. Sanner) iſt durch

einen Gipsſchild im dritten Stockwerke bezeichnet, auf dem man in der Mitte einen Schwan ſieht — wahrſcheinlich eine Anſpielung auf Huſſe's prophetiſche Worte — zur Rechten deſſelben iſt die Abbildung von Luthers Siegel (Roſe, Herz und Kreuz) und zur Linken die Abbildung von Melanchthons Siegel (Moſis eherne Schlange) angebracht. In den Fenſtern des Zimmers, worin die Schmalkalder Artikel vorgelegt und unterſchrieben worden, finden ſich einige auf jene Zeit bezügliche Glasmalereien und ein daſelbſt aufgelegtes Fremdenbuch enthält manchen intereſſanten Namen.

Wenden wir uns zu ſonſtigen Merkwürdigkeiten, ſo begegnen wir zuerſt dem Schloß Wilhemsburg auf dem Queſtenberge, einer Anhöhe, an deren Fuße die Stadt hingebaut iſt, von ſeinem Gründer, dem Landgrafen Wilhelm IV. alſo genannt. Wenn es früher häufig dem Landesherrn zum Aufenthalte diente, bei ſeiner Anweſenheit in Schmalkalden, ſo iſt es jetzt, nachdem es unter der weſtphäliſchen Regierung zum Lazareth gebraucht worden war, für den Sitz des Landesgerichtes hergeſtellt, und bedarf bedeutender Reparaturen. Auf ſeiner Stelle hat früher die alte Burg Wallrat, Wallraff oder Walldorf geſtanden, deren Erbauung man einer angeblichen Inſchrift zufolge in das Jahr 412 (A. C. CCCCXII.) ſetzen will. So erzählt wenigſtens die Pforr'ſche Chronik, ein Manuſcript, das der gelehrte Verfaſſer der Beſchreibung der Herrſchaft Schmalkalden, Pfarrer Häfner zu Barchfeld, vor ſich hatte.

Engelhard dagegen (a. a. O.) nennt das Jahr 311. Auf jeden Fall iſt es eine Fabel. Nach einem andern Chroniſten, Eberhard, (Abhandlung vom Urſprung und Alterthum ꝛc.) ſoll Bonifacius im achten Jahrhundert in Schmalkalden den Götzen Swantevit zerſtört haben. Im neunten Jahrhundert war Schmalkalden eine Villa und wird Smalacalta auch Schmalekaltan genannt (Winkelman 293. 294).

Die Franken lernten wahrſcheinlich den hier in Mächtigkeit brechenden Eiſenſtein kennen, lernten ihn ſchmelzen, ſchmieden und verarbeiten und ſo entſtand allmählig die Stadt. So heißt noch jetzt ein Platz zwiſchen dem Altmarkt und der Salzbrücke die Hütte, wahrſcheinlich weil ehedem hier die erſte Eiſenhütte ſtand; auch ſoll man beim Graben eines Kellers in dieſer Gegend eine Menge alter Hüttenſteine gefunden haben. Der Gau, wozu Schmalkalden unter den fränkiſchen Königen gehörte, hieß das Grabfeld und im achten Jahrhundert waren die Mantonen, vom Geſchlecht der Agilolfinger, daſelbſt im Beſitz der Grafenwürde. (S. bei Häfner die Stammtafel derſ.) Durch eine Schenkung Konrad II. vom 27. April 1039 wurde Schmalkalden vom Grabfelde abgeſondert, und ward nun ein Allodium der Landgrafſchaft Thüringen. (Die Beweiſe ſ. bei Häfner, dem wir hier größtentheils folgen.)

Bei dem Abſchiede des Landgrafen Ludwig von ſeiner Gemahlin Eliſabeth, (der Heiligen) der 1227 in Schmalkalden ſtattfand, wird ihrer zuerſt als einer Stadt erwähnt, während ſie 1203 noch eine Villa heißt. 1262 kommt Hermann I. (II.) Graf zu Henneberg als Beſitzer von Schmalkalden vor; wahrſcheinlich hatte derſelbe gegen

die Abtretung Schmalkaldens auf ſeine Anſprüche an Thüringen in dem bekannten Erbfolgekriege verzichtet, weil man ſich ſonſt ſeine Ruhe nicht zu erklären weiß. Durch das baldige Abſterben des einzigen Sohnes von Hermann I., Peppo XIII. (XIV.) 1292, kam Schmalkalden an die einzige noch lebende Schweſter deſſelben, Jutta, Gemahlin des Markgrafen Otto; der wegen zu großer Entfernung die hennebergiſchen Lande durch einen Statthalter, den Grafen Walter von Barby, verwalten ließ.

Ohne uns hier mit einer weitläufigen Geſchichtserzählung zu befaſſen, bemerken wir nur noch, daß der Graf Berthold VII. (X.) von Henneberg beſonders wohlwollend gegen Schmalkalden geſinnt war, die Stadt 1315 mit Feſtungswerken umgeben ließ, einer doppelten Mauer und einem dazwiſchen liegenden trockenen Graben (wie Engelhard ſagt). Für 70 Pfund Heller überließ ihr Berthold das Hauptrecht und die freie Wagenfuhr an der Stadthufe, und gab ihr 1328 die Erlaubniß das ſogenannte Ungeld (Ohmgeld) von Bier und Wein zu erheben, und es in ihrem Nutzen zu verwenden; auch verwandelte er die am Schloßberge, zu Ehren des Apoſtels Jacob, geſtandene Kapelle, mit Zuziehung ſeines Sohnes Heinrich VIII., 1319 in eine Stiftskirche, und weihte ſie der Jungfrau Maria und den beiden Heiligen Ehrhard und Aegidius. Hier wurde auch Berthold's Herz nach ſeinem, am 15. April 1340 zu Schmalkalden erfolgten Tode beigeſetzt.

Zu bemerken iſt noch die große, in gothiſchem Style erbaute Kirche am Markt. Hiervon ſchreibt Luther in einem Briefe: ſie ſei ſo groß, daß ſeine und Spalatins Stimme darin, wie die einer Spitzmaus lauten würde (m. ſ. von Rommel's Geſch. v. Heſſen, 3 Th.). Sie wurde 1413 zu bauen angefangen, und das Chor 1438 begonnen; 1447 baute man einen Thurm an die Kirche, und hing 1448 auf denſelben vier Glocken. 1589 wurde die im Jahre 1555 gegoſſene große Oſterglocke auf den an der Kirche dazu erbauten Thurm gebracht. Zu Aufbringung der Koſten hatte Landgraf Ludwig von Heſſen 1439 eine Hauscollecte in ſeinen Landen bewilligt. Ihr Inneres könnte geſchmackvoller und zweckmäßiger eingerichtet ſein. Die Orgel in dieſer Kirche iſt ein herrliches Werk vom reinſten Ton, voll Kraft und Zartheit. Der berühmte Organiſt Vierling ſoll dieſes Werkes wegen alle glänzenden Anerbietungen an andere Kirchen ausgeſchlagen haben, und man fühlt wohl, daß eines Künſtlers Herz ſo ſehr daran hängen kann, daß ihm ſonſtige Vortheile gering erſcheinen.

Das Salzwerk unterhalb der Stadt wurde im 15. Jahrh. entdeckt, aber bald wieder vernachläſſigt; dann im Jahr 1682 wieder hergeſtellt, und ſeit 1711, wo eine verbeſſerte Gradirung eingeführt wurde, mit Vortheil betrieben, und lieferte im Durchſchnitt jährlich 13,000 Centner. In neuern Zeiten wurde es jedoch auf den Abbruch verkauft, und auf ſeiner Stelle eine Tuchmanufactur angelegt. Die Hauptnahrungszweige der Stadt ſind die Eiſen- und Stahlfabrikation und die Eiſen- und Stahlmanufacturen, wozu die Eiſengruben des Kreiſes, beſonders der **Stahlberg** bei Seligenthal und die **Mommel**

bei Herges das Material liefern (ungefähr 19,200 Tonnen Stahl- und Eiſenſteine jährlich, die Tonne zu 5333 Cubikfuß kaſſeliſch gerechnet). Die Ahlenſchmiede, über 100 Meiſter an der Zahl, bilden eine eigne Zunft, die einzige im eigentlichen Deutſchland. Auch die Zahl der Meſſerſchmiede iſt bedeutend. Die hier und in der Umgegend verfertigten Stahl- und Eiſenwaaren ſind allgemein unter dem Namen Schmalkalder Waaren bekannt, und werden von den größeren und kleineren Kaufleuten des Kreiſes auch ſelbſt vertrieben. Im Allgemeinen iſt es zu bedauern, daß auf Sorgfalt und Eleganz der Waaren zu wenig Werth gelegt wird, was aber weniger dem Handwerker und ſeiner Geſchicklichkeit als den Beſtellungen der Kaufleute anzurechnen iſt. Vielleicht kann aber doch die Errichtung von Handwerksſchulen hier und in Brotterode, welche vor einigen Jahren geſchehen iſt, von Nutzen ſein.

Als Vergnügungsort verdient der Luthers-Keller, der ſeinen Namen aber nicht von dem großen Reformator, ſondern ſeinem jetzigen Beſitzer herleitet, eine Erwähnung wegen der ſchönen Ausſicht, die man von dort genießt, und der artigen Einrichtung der Anlage ſelbſt. Das vornehmſte Volksfeſt bleibt jedoch das Kirchweihfeſt, welches in der Stadt in zwei Abtheilungen zu zwei verſchiedenen Zeitpunkten jedesmal eine Woche lang gehalten wird. (Die Urkunde ſ. bei Häfner I. Bd.) Beſonders iſt das Holen und Setzen der Tannen ein Freudentag, der von Jung und Alt, Vornehm und Gering mit Jubel begangen wird.

Reinlichkeit iſt endlich ein Hauptzug im Charakter der Bewohner Schmalkaldens; auf das Aufputzen und Scheuern ihrer Wohnungen richten ſie ein beſonderes Augenmerk. Auch der gemeinſte Eiſenarbeiter läßt in der Regel jeden Sonnabend den Fußboden der Wohnſtube, Treppen, nebſt allem Küchengeräthe ſcheuern und aufputzen; Hausfluren und Thürtritte werden, wie in Holland und der Schweiz mit Kalk angeſtrichen und mit Sand überſtreut. (S. Taſchenbuch für Reiſende durch d. Thüringer Wald, von Dr. C. Herzog 1832.)

Hoffmeiſter.

Dreißigacker.

Das Sachſen Meiningenſche Dorf Dreißigacker, nur eine halbe Stunde von der Reſidenzſtadt Meiningen, liegt am Ende eines hohen Bergplateaus, das ſich über dem Werrathal in beträchtlicher Weite ausdehnt, und es ſenkt ſich vom weſtlichen Ende des Dorfes an eine Thalrinne nach der Stadt zu, durch die eine Chauſſee und ein Fußpfad führen, welcher letztere ſich in der Mitte des Wegs mit der Chauſſee vereinigt. Der Weg nach Dreißigacker kann romantiſch genannt werden. Man erblickt aufwärts wandernd, einen kleinen Bach, der eine Walkmühle treibt, und aus einer maleriſchen umbuſchten Felspartie zur Rechten, des Weges hervorbricht. Ein Kamm von nacktem Kalkfelſen zieht empor, und ſetzt ſich oben an der ſchroffen, doch bis zu einer gewiſſen Höhe mit Gärten bebauten Bergwand in gerader Linie bis zum Judenfriedhof fort, der einſam auf der Höhe liegt. Zur Linken ſenkt ſich der Bergabhang, mit Jungholz beſtanden, zur Chauſſee herab, die großen Theils durch Felſen gearbeitet iſt. Ein immergrüner Wieſengrund breitet ſich in Form eines Dreiecks zwiſchen den nunmehr ſteil anſteigenden Wegen aus, oben von einem Lerchentannenhölzchen begrenzt. Während nun der Fußweg, an kleinen Felswänden vorbei, direkt zum Dorfe führt, macht die Chauſſe eine Krümmung, und leitet zum Jagdſchloß dem Sitz der ſo berühmt gewordenen Forſtakademie.

Vom Geſchichtlichen des Dorfes, daß jetzt über 400 Einwohner in einigen ſiebenzig Häuſern zählt, iſt wenig zu ſagen. Es wird nicht oft in Chroniken und Urkunden erwähnt, und mag früher ein ſehr geringer Ort geweſen ſein. Im Jahre 1380 ſtarb das ganze Dorf

aus, im Jahre 1418 brannte es ab. In einer Urkunde von 1441 findet ſich der Ortsname Drieſigacker geſchrieben, in einer andern von 1504 Dreißigkacker, welcher Umlaut ſich noch bis heute im Volksidiom erhalten hat, und im Meininger Dialekt heißt es Dreßkacker. Im Bauernkriege wurden eine Menge der gefangenen Aufrührer zu Dreißigacker hingerichtet; der Ort war ſtets Sitz eines Scharfrichters. 1562 fiel ein Wolkenbruch und in dem ſonſt waſſerarmen Dorfe wuchs die Fluth ſo, daß das Waſſer über den Brunnenſtock ſtieg. Eine Frau ertrank. Im dreißigjährigen Krieg, 1641, wurde Dreißigacker abermals durch das kaiſerliche Leibregiment Gilli de Hase abgebrannt. Das herzogliche Jagdſchloß und einige dazu gehörige Baue danken dem Herzog Ernſt Ludwig von Sachſen Meiningen ihren Urſprung.

Herzog Georg von Sachſen Meiningen, ein Fürſt von dem tüchtigſten Kopf und Herzen, der nach allen Richtungen hin, ſeinem Lande die wohlthätigſten Verbeſſerungen ſchuf, fühlte das Mangelhafte des Forſtweſens ſeiner Zeit, und ſuchte dieſem eine beſſere Einrichtung zu geben, um ſo mehr, da der größte Theil der Landesrevenüen in den Waldungen beruhte und noch beruht. Er glaubte, daß der vernachläſſigten Forſtcultur nicht beſſer aufzuhelfen ſei, als durch eine Forſtſchule, in welcher ſich die Männer, denen die unmittelbare Sorge für das Forſtweſen anvertraut werden mußte, zuvor eine gediegene, theoretiſche und praktiſche Ausbildung in ihrem wichtigen ſtaatsöconomiſchen Fach verſchaffen könnten.

Zu jener Zeit hatte Dr. Johann Matthäus Bechſtein (geb. den 11. Juli 1757 zu Walthershauſen bei Gotha,) Gräflich Schaumburg Lippe-Bückeburgiſcher Bergrath, welcher Lehrer der Naturgeſchichte und Mathematik bei der Salzmann'ſchen Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal geweſen war, auf ſeinem Freigute, die Kemnate bei Waltershauſen, eine Privatlehranſtalt für junge Leute, die ſich dem Forſtfach widmeten — eingerichtet, und wirkte in dieſem Berufe mit Eifer und Segen. Aus den angeſehenen Familien der von Oerzen, Willmanns, Aichner, von Schilden, von Burgsdorf, Grafen von Lippe, von Ecklingen, von Löwenklau, von Exter, von Tettenborn, von Arnim, von Kleefeld, von Motz, Grafen von Platen und Hallermund u. A., waren ſeiner Leitung Eleven anvertraut. Dort begründete Bechſtein auch die Societät für Forſt- und Jagdkunde, und ſein Inſtitut blühte von 1794 bis 1801. Bechſtein hatte von der Herzogl. Sachſen Gothaiſchen Landesregierung Unterſtützung im Bezug auf Erweiterung ſeines nützlichen Inſtituts in Anſpruch genommen, ſtatt dieſer aber nur Hinderniſſe in den Weg gelegt bekommen, als ſich das Auge des Herzogs von Meiningen auf den bereits durch eine Menge populärer und wiſſenſchaftlicher Schriften berühmt gewordenen Naturforſcher lenkte. Dieſer war der rechte Mann, der die Pläne des Herzogs realiſiren konnte, und freudig

folgte er dem Rufe des einſichtsvollen und humanen Fürſten, als Direktor des neu zu begründenden Forſtinſtituts mit dem Titel eines Forſtrathes, und überſiedelte nach Meiningen.

Das Jagdſchloß Dreißigacker eignete ſich beſſer, als jedes andere fürſtliche Haus zu einer Lehranſtalt; es iſt ein hohes, maſſives, zweiſtockiges Gebäude, mit vielen Zimmern und Manſarden, und enthält jetzt einen großen und einige kleinere Hörſäle, ein Naturalienkabinet, ein mathematiſch-phyſikaliſches Kabinet, ein Laboratorium, die Wohnung eines der Lehrer und die des Schloßvogts, nebſt noch vielen Zimmern für Akademiker. Die Lage iſt hoch und frei, gegen Oſten iſt der prachtvolle Gebirgszug der Thüringerwaldkette in großer Ausdehnung ſichtbar, ſüdwärts heben ſich über dem niedrigern Waldkranz die Kuppen der Ruinenſchlöſſer Henneberg und Hutsberg, und die der Gleichberge bei Römhild. Weſtwärts liegt die Geba grandios vor dem Blicke, und nach Norden begrenzt die Kette der Vorberge des Rhöngebirges, die ihren Fuß in das Werrathal ſetzt, die Fernſicht. In Viertelſtundenweite umzieht ein nicht ganz geſchloſſener Kreis mannichfachen Gehölzes Dreißigacker, die Haßfurt nach Norden, der ehemalige, ſieben Stunden im Umfange haltende, herrſchaftliche T h i e r g a r t e n nach Süden. Nahe dem Schloß war ein großer Garten, der zu einer Forſtbaumſchule eingerichtet. Im raumvollen Treppenhaus des Schloſſes hängen geſchnitzte Hirſchköpfe mit zum Theil merkwürdigen Geweihen. Und wie die Umgebung den forſtbotaniſchen Excurſen reiche Ausbeute bot, ſo boten die nahen Gebirge Rhön und Thüringerwald, die auf Ferienreiſen unter Aufſicht eines Lehrers beſucht wurden, in geologiſcher und mineralogiſcher Beziehung vielfache Belehrung.

Dem Direktor der „öffentlichen Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde" wurde der ſogenannte Neue- oder Langebau, ein herrſchaftliches Haus in der Schloßnähe eingeräumt, erſt theilweiſe, ſpäter ganz. Die übrigen Lehrer wohnten im Schloß, im Dorfe oder in der nahen Stadt; ebenſo die Studirenden, die nicht im Schloß ſelbſt Wohnungen beziehen konnten. Ein Lehrplan wurde zuerſt entworfen, und durch den Druck verbreitet, auch in dem von Bechſtein mit herausgegebenen Herzogl. Coburg-Meiningiſchen jährlichen, gemeinnützigem Taſchenbuch, Jahrgang 1801 abgedruckt, darin auch die Geſetze der Studirenden enthalten ſind. Die Societät der Forſt- und Jagdkunde, als gelehrte Geſellſchaft von Sachſen Gotha bereits ſanctionirt, doch durch ihren Gründer ebenfalls nach Dreißigacker verlegt, erhielt nun den Titel: „Herzogl. Sachſen Gothaiſche und Meiningiſche Societät der Forſt- und Jagdkunde," und blühte ſo erfreulich fort, daß ſie nicht blos in allen Theilen Deutſchlands, ſondern auch in Frankreich, Ungarn, Dänemark, in der Schweiz und andern Staaten des Auslandes Mitglieder zählte.

Bechſtein war die Seele der jungen Forſtlehranſtalt, und es würde unmöglich ſein, die Geſchichte der nachherigen Forſtakademie

zu ſchreiben, ohne immer wieder auf ihn zurückzukommen.*) Das Inſtitut wuchs herrlich empor, fand Anerkennung im In- und Ausland, und wurde Michaelis 1803 zur Forſtakademie erhoben. Leider war dies das Todesjahr des edlen Herzogs Georg, doch ruhte ſein Segen lange auf dem von ihm begründeten Werke. Aus allen Theilen Deutſchlands und der Nachbarländer ſtrömten Eleven herbei, und in dem kleinen, früher ſo unbekannten Dreißigacker empfing eine große Zahl Forſtmänner die höhere Ausbildung für ihren wichtigen Beruf. Bis zu Bechſtein's 1822 erfolgtem Tod waren gegen 600 Studierende auf der Academie inſcribirt worden. Es war ein regſam friſcher, freier und wirklich akademiſcher Geiſt unter den Zöglingen, von denen manche ſchon männlich reif, ſelbſt von andern Hochſchulen kamen, und obſchon der Director gemeinſam mit den übrigen Lehrern möglichſt über Sittlichkeit und Ordnung wachte, wurde ihnen dieſe Sorge oft nicht leicht gemacht, indem es bisweilen weder an blutigen Duellen, noch wilden Commercen, noch an Schlägereien u. dgl. fehlte, wobei ein burſchikoſer Comment herrſchend war. Indeß wenn eine ſolche und jede andere derartige Anſtalt nicht ein tüchtiger Esprit de corps beſeelt, ſo niſtet ſich in der Regel eine weit gefährlichere Duckmäuſerei ein, die zwar Pedanten und Bücherwürmer bildet, aber keine lebensfrohen, geraden und thatkräftigen Menſchen, wie Forſtmänner ſind und ſein ſollen, und das vivat Academia! des alten Gaudeamus igitur wird eine bittere Ironie.

Auch unter der obervormundſchaftlichen Regierung der verwittweten Herzogin Louiſe Eleonore, wie unter der des jetzt regierenden Herzogs hat es der Forſtakademie Dreißigacker nicht an landesherrlichem Schutz, nicht an tüchtigen Lehrern, und nicht an Frequenz gefehlt. Die Studirenden tragen eine akademiſche Uniform, wurden bei Hofe vorgeſtellt und abwechſelnd zur Tafel gezogen, nahmen an den Bällen der Reſidenzbewohner Theil, und veranſtalteten ſelbſt dergleichen in der Stadt oder in Dreißigacker, und ihr ſociales Leben geſtaltete ſich ganz angenehm. In den Jahren 1836 und 1837 wurde die Anſtalt an Lehrmitteln bedeutend vermehrt, ſie hat neben den wiſſenſchaftlichen Sammlungen auch eine Bibliothek, und ein für die praktiſchen Forſtübungen beſtimmtes, 5000 Acker enthaltendes Forſtrevier. Wenn nun aber dennoch nach Bechſtein's Tode der frühere Glanz der Forſtakademie allmählig zu erbleichen begann, und mindere Frequenz des Beſuches von Ausländern eintrat, ſo lag dies

---

*) Der Verfaſſer, welcher den größten Theil ſeiner Knaben- und Jünglingsjahre in Dreißigacker verlebte, behält ſich noch vor, in einer ausführlichen Biographie ſeinem unvergeßlichen Wohlthäter J. M. Bechſtein ein Denkmal kindlicher Liebe und Dankbarkeit zu ſetzen, zu welcher Biographie wie auch zu einer beſondern Geſchichte der Forſtacademie Dreißigacker ihm das reichhaltigſte Material zu Gebote ſteht.

einestheils im Aufblühen vieler anderer gut eingerichteter und dotirter Forſtakademien in vielen Staaten Deutſchlands, anderntheils darin, daß nicht wieder ein umſichtiger, ausgebreiteten Rufes ſich erfreuender Director an die Spitze der Anſtalt geſtellt wurde, der im Orte wohnend und *ſelbſt* lehrend, das Ganze mit jener wahrhaften Liebe hätte leiten müſſen, die weder Mühe noch Opfer ſcheut, und allein Großes zu leiſten vermag. Daher iſt es dahin gekommen, daß ſchon Stimmen laut werden konnten, die darauf antrugen, die Akademie ganz eingehen, und den dem Forſtfach ſich ferner widmenden Inländern ihre nöthige Ausbildung durch die gute *Realſchule* in Meiningen zu gewähren! Doch hält noch ſchirmend der Herzog die Hand über der Schöpfung ſeines unſterblichen Vaters, und die Akademie iſt neuerer Zeit, zumal von Inländern, ſehr frequentirt. Auch kann eine Realſchule nie das leiſten, was eine für einen beſondern Wiſſenſchaftszweig errichtete akademiſche Anſtalt zu leiſten vermag, die *junge Männer*, nicht aber Knaben wiſſenſchaftlich auszubilden die Aufgabe hat. Manche glauben aber, weil früher die Leute, welche ſich dem Rechnungsfach widmeten, die Akademie beſuchten, für die nun der Beſuch der Realſchule angeordnet und zweckmäßig iſt, ſo wären beide Inſtitute ſich gleich, eins davon überflüſſig, und die Realſchule könnte auch Jäger und Forſtleute erziehen.

Das Naturalienkabinet zu Dreißigacker beſitzt eine *vollſtändige* Sammlung der *deutſchen Vögel*, unter Bechſtein's Aegide begonnen, und durch Einſendungen von allen Seiten her, häufig durch dankbare Zöglinge der Akademie vermehrt. Das phyſikaliſche und mathematiſche Kabinet hat unter ſeinen Inſtrumenten eine treffliche neue Elektriſirmaſchine, ein Fallgradmeſſer, Microscope, einen electromagnetiſchen, galvaniſchen, daguerrotypiſchen ꝛc. Apparat, nicht minder alle nöthigen Inſtrumente zu forſtlichen Vermeſſungen u. dergl. Ebenſo iſt ein vollſtändiges Laboratorium vorhanden.

Das Lehrerperſonal, bei der Gründung aus drei, 1820 aus ſechs Lehrern beſtehend, zählt deren jetzt fünf, nebſt einem Pedell. Die Angelegenheiten der Akademie leiten und vertreten die Forſt-Abtheilung herzoglichen Landesregierung, ein herzoglichen Oberforſtdirektor, und der aus den ordentlichen Lehrern gebildete akademiſche Senat.

Wie das Schloß den ſüdlichen Endpunkt des Dorfes Dreißigacker bildet, ſo die Kirche, mit jenem auf gleicher Höhe, den nördlichen. Zwiſchen beiden ſtehen die Häuſer des Ortes, doch die Mehrzahl derſelben an dem nördlichen Abhang der Thalrinne. Das Wirthshaus hält wie billig, die gerechte Mitte. Der einzige Brunnen des Dorfes veranlaßt in heißen Sommern Waſſermangel, dann wird ſein dünnrinnender Strahl nach Stunden bei Tag und Nacht unter die Haushaltungen der Einwohnerſchaft getheilt.

Auf dem kleinen Kirchhof zu Dreißigacker ruht der erſte von Bechſtein dorthin berufene Lehrer, der als Mathematiker berühmt gewordene originelle Forſtrath Wilhelm Hoßfeld, ruht der als Romanſchriftſteller ſeiner Zeit äußerſt beliebte, vielgeleſene Forſtrath Carl Gottlob Cramer, (Lehrer von 1809 — 1817), ruht auch neben dem ihm (1809) im blühendſten Jünglingsalter vorangegangenen, einzigen Sohne und der treuen Lebensgefährtin, die ihn noch ſiebenzehn Jahre überlebte, Johann Matthäus Bechſtein, beide der Worte werth und würdig, die auf ihrem Denkmal ſtehen:

Er durch Werke hehrer Forſchung unſterblich.
Sie durch hohe Tugenden unvergeßlich.

Ludwig Bechſtein.

Hardenberg.

Bei dem etwa zwei Stunden von Göttingen gelegenen Städtchen Nörten erblickt man die Trümmer obengenannter Veſte, die von keinem großen Umfang geweſen zu ſein ſcheint. Weder in der Nähe, noch von fern betrachtet, machen jene Räume einen impoſanten Eindruck, und ſelbſt die Ausſicht von der mäßigen Anhöhe, auf der ſie ſich erheben, iſt nach dem Thal der Leine zu beſchränkt, und erſtreckt ſich nur auf das am Fuße des Berges liegende Schloß Hardenberg mit ſeinen Wirthſchaftsgebäuden und Gärten.

Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß die Burg Hardenberg, deren Trümmer am Rande eines ſchroffen Felſens emporſteigen, weiland zu den Stammgütern der Immedinger oder der ſächſiſchen Herzoge und Kaiſer gehörte. Sie führte im Mittelalter den Namen Biverſtein, von dem am Burgberge hinſtrömenden Bache, Biver geheißen. Im eilften Jahrhundert ſcheint ſie, nebſt dem benachbarten Städtchen Nörten, ein Beſitzthum des Erzſtifts Mainz geweſen zu ſein. Denn alte Urkunden erwähnen ausdrücklich, wie ſich der Erzbiſchof Ruward von Mainz dahin geflüchtet, vor dem Zorn Kaiſer Heinrich's IV., und ſich dort acht Jahre aufgehalten. Beſtimmte Nachrichten fehlen wie die Burg dem Erzſtift Mainz anheimgefallen. Die Burgmannen und Vögte, ernannt von dortigen Erzbiſchöfen zur Bewachung und zum Schutz der Burg und einigen anderen Veſten, die ihnen im ſogenannten Fuchsfelde zugehörig, ſtammten aus den adlichen Familien der Umgegend und großentheils aus dem Geſchlecht derer von Hardenberg. Sie werden zuerſt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert genannt und ſcheinen, nach einer noch erhaltenen Urkunde vom Jahr 1232 an den Höfen zu Mainz und Braunſchweig in großem Anſehen geſtanden und großes Grundeigenthum beſeſſen zu haben in dem Burggebiet. Denn nicht ſelten ereignete ſich, daß die Burgherren einen Theil ihrer Beſitzungen verpfändeten, die auf dieſe Weiſe ſpäterhin Anderen als Eigenthum anheimfielen. Wahrſcheinlich gelangten ſo die Hardenberger um das Jahr 1257 zum Beſitz des damaligen Dorfes und jetzigen Städtchens Nörten.

Hart belagert ward die Veſte Hardenberg gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts durch die Herzoge von Braunſchweig, die zu dieſem Zwecke in der Nähe einige Burgen erbauten, um die Bewegungen des Feindes beobachten zu können. Unbekannt iſt, wie und wann jene Belagerung geendet. Doch ſcheinen die Bemühungen der Braunſchweiger geſcheitert zu ſein an der Ausdauer und Tapferkeit, womit Dietrich von Hardenberg, ſein Sohn Ditmer, Friedrich von Roſtorf und andere Ritter und Herren jene Veſte vertheidigten. Sie hatten aber großen Verluſt erlitten, und um ſie zu entſchädigen verwilligte ihnen der Erzbiſchof Heinrich II. im Jahr 1287, 600 Mark Silber. Da er jedoch jene Zahlung nicht baar leiſten konnte, verpfändete er den genannten Rittern Dietrich von Hardenberg, ſeinem Sohne Ditmer und Friedrich von Roſtorf die Burg Hardenberg ſammt ihrem Gebiet unter der Bedingung, ihre Mauern wieder in Stand zu ſetzen und auch in Zukunft tapfer zu vertheidigen. Bei der Wiedereinlöſung der Burg ſollten ſie alle Erbgüter und andere Einkünfte, die ſie auf Hardenberg beſaßen, dem Erzſtift käuflich überlaſſen und zwar um einen Preis, den vier redliche Männer, von beiden Seiten gewählt, beſtimmen ſollten. So lautete der abgeſchloſſene Vertrag, den jedoch Heinrichs Nachfolger, der Erzbiſchof Gerard überſchritt, als er einige Jahre nachher einige benachbarte Edelleute, unter ihnen namentlich Ludwig von Roſtorf, Berthold von Adelags und Otto von Borenten, zu Burgmannen auf Hardenberg ernannte. Im J. 1303 nöthigte Gerard ſogar die Brüder Hildebrand und Bernhard v. Hardenberg zu einer ſchriftlichen Erklärung, daß außer der Burg, ihnen keine weitern Gerechtſame zuſtänden, in Bezug auf die Herrſchaft Hardenberg. Vielleicht ſtehe es in der Erzbiſchöfe Belieben, dort Beamte ein- und abzuſetzen.

Trotz dieſer Beſchränkung zeigten ſich die Hardenberger immer bereit, dem Erzſtift neue Summen vorzuſchießen auf die Burg und Herrſchaft Hardenberg. Noch bei Lebzeiten des Erzbiſchofs Gerard war die Pfandſumme um 500 Mark, und von dem Churfürſten Matthias i. J. 1322 um drittehalbhundert Mark erhöht worden, und letzterer ſchlug von den 2300 Mark, für welche die Hardenberger ihm das Schloß Steine verkauft, 600 Mk. und dem Capital, wofür ihnen die Burg Hardenberg verpfändet worden. Der Erzbiſchof Gerlach aber erhöhte den Pfandſchilling auf 2300 Mark, indem er mehrere Gerechtſame und Einkünfte, die den Hardenbergern in der damals meiningiſchen Stadt Heiligenſtadt für 400 Mark verpfändet worden, im Jahr 1357 ſich abtreten ließ.

Es war ein ſchlauer Kunſtgriff der Hardenberger, den Erzbiſchöfen ſo viel vorzuſchießen auf die von ihm verpfändete Herrſchaft, daß die Einlöſung dadurch faſt unmöglich gemacht ward. Dieſen Plan verfolgten die Ritter ein ganzes Jahrhundert hindurch, und wahrten durch Muth und Klugheit ihr Beſitzthum gegen die Angriffe benachbarter Fürſten und Städte, mit denen ſie dadurch oft in Fehde geriethen. Unbekannt iſt der Grund, weshalb Heinrich von Hardenberg den Herzog Ernſt von Braunſchweig, als derſelbe durch das Dorf Nörten ritt,

gefangen nehmen und auf der Veſte Hardenberg verhaften ließ. Das Ereigniß fällt in das vierzehnte Jahrhundert. Als nun des Herzogs Bruder, der Probſt Johann von Eimbeck, an der Spitze einer großen Schaar, das Dorf Nörten durch Brand und Verheerung heimſuchte, griffen auch die Hardenberger zu den Waffen. Allein ſie wurden geſchlagen, und Hederich von Hardenberg fiel in die Hände ſeiner Feinde. Sein Gegner, der Probſt Johann, wollte ihn hinrichten laſſen, gab aber dieſen Entſchluß wieder auf, aus Furcht, daß ſeinem eignen Bruder, der noch verhaftet, ein gleiches Schickſal treffen möchte. So erhielt der Hardenberger und durch dieſen auch der Herzog Ernſt von Braunſchweig ſeine Freiheit wieder. Sein Nachfolger Albrecht aber ſchloß i. J. 1375 ein Freundſchaftsbündniß mit den Hardenbergern. Sie verſprachen ſich gegenſeitig Hülfe und Beiſtand. Doch finden wir i. J. 1406 wieder den Herzog Otto von Braunſchweig in eine Fehde mit den Hardenbergern verwickelt.

Beinahe drittehalb Jahrhunderte befanden die Letztern ſich ſchon im Beſitz der Burg und Herrſchaft Hardenberg. Da kündigte der Churfürſt Johann Schreikard von Mainz i. J. 1607 unerwartet die Pfandſchaft auf. Friedrich und Jobſt Philipp von Hardenberg ſträubten ſich aber gar ſehr gegen dies Anſinnen. Lanze und Schwert würden 200 Jahre früher jenen Streit entſchieden haben. Aber die Zeit des Fauſtrechts war vorüber. Bei dem kaiſerlichen Kammergericht ward ein Prozeß eingeleitet, der ſich aber von einem Jahrzehend zum andern verlängerte. Unterdeſſen miſchte ſich der Herzog Julius von Braunſchweig in den Streit, und unterſtützte die Hardenberger in gar manchen Thätlichkeiten gegen die Churfürſtlichen. Während der Unruhen des 30jährigen Krieges hatte jener unſelige Rechtsſtreit eine Reihe von Jahren geruht. Erneuert ward er wieder durch den Churfürſten Anſelm Kaſimir i. J. 1640, während die Hardenberger noch immer im Beſitz der ihnen ſtreitig gemachten Burg und Herrſchaft geblieben waren. Aber ſie fürchteten den Ausgang des Streites, und glaubten vorauszuſehen, daß man ſie zwingen werde, ihr Beſitzthum dem Erzbisthum Mainz zurückzugeben. Um dieſem Schickſal vorzubeugen, entſchloſſen ſie ſich zu einem Schritt, der ihnen wohl große Selbſtüberwindung gekoſtet haben mochte. Sie begaben ſich in den Schutz des Hauſes Braunſchweig, und leiſteten demſelben den Huldigungseid. Der Streit war jedoch dadurch nicht geendet, obſchon unter den damaligen Kriegsunruhen die wiederholt erhobene Klage des Erzſtifts Mainz gegen das Herzogthum Braunſchweig von keinem ſonderlichen Erfolg geweſen zu ſein ſcheint. Erſt i. J. 1668 ward in dem heſſiſchen Städtchen Witzenhauſen eine kaiſerliche Commiſſion niedergeſetzt, um den Streit zu ſchlichten. Aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und eben ſo ſcheiterten ähnliche Verſuche auf dem Congreß zu Mühlhauſen i. J. 1669. Endlich entſchloß ſich das Erzſtift Mainz i. J. 1692, alle Hoheitsrechte über die Hardenbergiſchen Beſitzungen oder das Gericht Biverſtein an das Haus Braunſchweig förmlich abzutreten. In dem darüber abgeſchloſſenen Vertrage befand ſich die ausdrückliche Bemerkung: Es ſollen aber alle Inſaſſen, Unterthanen und

Einwohner in ihren bisherigen Stand, Beſitz und Recht, ruhig nnd unbeeinträchtigt verbleiben. Aber die Hardenberger irrten ſich, als ſie in dieſen Worten die völlige Auflöſung ihrer bisherigen Verhältniſſe zu dem Erzſtift Mainz ausgeſprochen zu finden glaubten. Erneuert ward der unſelige Rechtsſtreit wieder durch den Churfürſten Lothar Franz, der i. J. 1720 wiederholt auf die Zurückgabe der verpfändeten Güter drang.

Da ſuchten die Hardenberger, ſich auf die oben angeführte Stelle berufend, Schutz bei dem König Georg I. von Großbrittannien. Sie behaupteten, in jenen Worten habe ſich Mainz ſeiner Rechte auf das Amt Hardenberg begeben, wogegen das Erzſtift aber erklärte, daß es dadurch nur den Unterthanen ihre Privatbefugniß und Rechte geſichert, doch keineswegs ſein Eigenthum und die damit verbundene niedere Gerichtsbarkeit abgetreten habe. Dieſe Erklärung ward im April des Jahres 1721 abgegeben, und 1738 hatte das kaiſerliche Kammergericht noch immer keinen Spruch gethan. Indeß ſchien das Erzſtift Mainz des Streites müde zu ſein. Entſchieden ward derſelbe i. J. 1743 bei Gelegenheit einer Grenzberichtigung zwiſchen Churbraunſchweig und Mainz. In dem genannten Jahre trat der Churfürſt Johann Friedrich Carl, mit Zuſtimmung des Domcapitels, die verpfändeten Güter den Hardenbergern ab, und ſeitdem blieb das Geſchlecht in dem ungeſtörten Beſitz der Güter und Beſitzungen, die es durch Klugheit und Beharrlichkeit dem Erzſtift abgetrotzt.

Unter den Drangſalen des dreißigjährigen Krieges litt die Burg Hardenberg unſäglich, da ſie bald dieſer, bald jener Parthei anheimfiel. In der Mitte des 18. Jahrhunderts war ſie noch von den Sprößlingen des edlen Stammes bewohnt, in deſſen Beſitz ſie ſo lange geweſen. Unbekannt iſt, wenn ſie aufgehört, ihnen zum Wohnſitz zu dienen. Wahrſcheinlich geſchah dies in der Zeit, wo mehrere Adliche ihre hochgelegenen Burgen verließen, und ſich einen bequemern und ſicherern Aufenthalt in den Städten wählten.

Heinrich Döring.

Wiehe, Stadt und Schloß.

Unter den mancherlei überraſchenden, ja entzückenden Anſichten, welche dem Auge des Wanderers ſich darſtellen, dem wie durch einen Zauberſchlag ſich das liebliche Unſtrutthal vor dem erſtaunten Blicke öffnet, wenn er auf der Straße von Querfurt nach Artern plötzlich aus dem Waldſaume hervortritt, welche die etwas einförmige Hochebene, über die er eben gezogen, nach ſüdweſt kreisförmig umſchließt, nimmt das Städtchen Wiehe, das ſich zu ſeiner Linken in der Entfernung einer Stunde auf der rechten Seite der Unſtrut an einer der Vorberge der Finne anlehnt, keineswegs eine der letzten Stellen ein. Auch aus dieſer Entfernung geſehen, gewährt dieſer Ort mit ſeinem hochragenden Thurme und ſeinem alterthümlichen Schloſſe, das mit finſter gebietendem Blicke in dem Hintergrunde aus der Höhe auf das mehr ländlich geſchmückte Städtchen herabſchaut, dem Auge einen anziehenden Ruhepunkt, der durch die heitere Umgebung noch mehr gehoben wird. Fette Triften, üppige Felder, hier und da mit fruchtreichen und ſchattigen Baumpflanzungen gezeichnet, ziehen ſich gleich einem koſtbaren Teppich von der ſanft vorüberſchleichenden Unſtrut nach den Gärten hin, welche nach Mitternacht die Stadt dicht umgeben, und die Felder, welche hinter derſelben ſich nach der Höhe hin ausbreiten, werden von oben in mannichfaltigen Abwechſelungen von dem Waldſaume bekränzt, der dem Blicke weiter hinaus zu ſchweifen verbietet.

Daß hier ſchon frühe Menſchenhände ſich geregt, den fruchtbaren Boden zu bauen, hier ſchon frühe zahlreiche Heerden die fetten Triften abgeweidet haben mögen, zu dieſer Vermuthung drängt ſchon eine aufmerkſame Betrachtung der Lage und Geſtaltung des Thales, aber es fehlt auch nicht an beſtimmtern Andeutungen einer ſehr entfernten

Vorzeit. Uralte Grabhügel, welche in der Nähe ſich finden, wüſte Stätten von Ortſchaften, welche keine Geſchichte, kaum die unſichere Sage erreicht, die hier angetroffen werden und denen man es anmerkt, daß die ſchaffende Natur und die zerſtörenden Menſchenhände viele Jahrhunderte daran gearbeitet haben müſſen, um auch die letzte Spur von ihnen auszutilgen, weiſen mit der größten Wahrſcheinlichkeit auf die Zeit zurück, wo in dieſe Gegenden noch nicht einmal die erſten Strahlen des welterleuchtenden Evangeliums gedrungen waren. Wenn nun auch in dem Umfange der Stadt Wiehe ſelbſt, ſich keine Spuren dieſer frühen Vorzeit mehr entdecken laſſen, ſo wird ihrer doch ſchon in der Mitte des achten Jahrhunderts als eines chriſtlichen Ortes namentlich gedacht und zu Anfange des zehnten Jahrhunderts wenigſtens hat auf der Stelle, wo noch jetzt das Schloß ſich erhebt, ſchon eine ohne Zweifel befeſtigte Burg geſtanden, denn mehrere Dokumente und namentlich Schenkungsbriefe der erſten Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe ſind dort abgefaßt.

Welche Ausdehnung in jener Zeit die Stadt gehabt habe, läßt ſich freilich bei gänzlichem Mangel an Nachrichten nicht beſtimmen, allein daß ſie der bedeutendſte Ort in der Umgegend geweſen ſein müſſe, kann man daraus mit einiger Sicherheit ſchließen, daß ſie einem thüringiſchen Gaue Wigsezi den Namen gegeben, der drei wohlbefeſtigte Burgen, drei Städte und außerdem noch zwanzig Ortſchaften umfaßte,*) und daß ſie Jahrhunderte hindurch die Hauptſtadt der aus jenem Gau ſpäterhin entſtandenen Herrſchaft Wiehe geweſen iſt. Aus den hier und da in den Urkunden vorkommenden Namen ließe ſich wohl mit einiger Sicherheit der ungefähre Umfang beider beſtimmen, es liegt dies aber außerhalb der Grenzen dieſer Beſchreibung.

Der Name des Städtchens wird am wahrſcheinlichſten von den fetten Viehtriften abgeleitet, welche ſich in der Nähe deſſelben, an dem rechten Ufer der Unſtrut hinunterziehen. Es wird daher in alten Urkunden Viaha geſchrieben, welches demnach Viehaue bedeutet. Eine ſolche Verkürzung der mit Aue zuſammengeſetzten Ortsnamen iſt auch heute noch in der Sprache des gemeinen Mannes häufig, z. B. Torge — Torgau, Pege — Pegau, und läßt ſich auch ſonſt aus der frühern Zeit nachweiſen, wie denn z. B. Kelbra ſicher aus Kälberaue entſtanden iſt. Die Stadt ſelbſt, welche gegenwärtig, mit Einſchluß der ziemlich ländlich ausſehenden Vorſtädte, 260 Häuſer und 1550 Einwohner zählt, die ſich zum großen Theil von dem ſehr ergiebigen Ackerbaue nähren, umfaßt weder merkwürdige Ruinen aus der Vorzeit noch beſonders ſehenswerthe Gebäude, noch ſind dort Fabriken anzutreffen. Nur hier und da iſt noch ein Ueberreſt der alten Stadtmauer hinter Gebäuden und Gärten verſteckt und der Ort mag ſeit dem ſpäter zu erwähnenden, fürchterlichen Brande eine meiſt andere Geſtalt bekommen haben. Die Stadtkirche am Markte iſt erſt nach

---

*) cf. Menken Scriptores Rerum Germanicar. Tom. III. p. 1933. A.

dem Brande gebaut, und man ſucht in ihr vergebens die Gräber und Denkſteine der ehemaligen Beherrſcher von Wiehe, welche in der alten ſich in nicht geringer Anzahl vorfanden; ſie enthält auch ſonſt nichts Merkwürdiges.

Für die Gelehrtengeſchichte iſt zu erwähnen, daß Wiehe die Ehre hat, die Geburts- und Vaterſtadt des Profeſſor Schneider in Breslau und der Gebrüder Ranke zu ſein, Männer, deren Namen viel bekannt und hochgefeiert ſind.

Doch ſteigen wir die Anhöhe hinauf, auf welcher ſich dicht an die ehemaligen Stadtmauern der Schloßhof anſchließt. Dem jetzigen Eingange gegenüber, der wegen ſeiner neuen Structur und einiger ihn umgebenden Gebäude gegen das wirklich alterthümliche Schloß in auffallendem Contraſte ſteht, findet ſich, in den Bau eines Wohnhauſes mit hineingezogen, noch ein Ueberreſt der ſogenannten alten Frohnveſte, deſſen doppelt übereinander liegende Gewölbe jetzt zu Keller und Holzremiſe benutzt werden, während früher mancher unglückliche Gefangene Jahre lang darin geſchmachtet haben mag. Iſt man in den Schloßhof eingetreten, ſo erblickt man zur linken Seite ein zweites alterthümliches, aber noch wohlerhaltenes Schloßthor, und von einigen architektoniſchem Werthe; daſſelbe führte einſt zu dem ſogenannten Oberhauſe, einem zweiten Schloſſe, welches ſüdöſtlich von dem jetzigen gelegen war, ſeiner Baufälligkeit wegen aber gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts abgetragen werden mußte. Früher, wo beide Schlöſſer bewohnt wurden, waren ſie durch eine ſtarke Mauer geſchieden, und hatte jedes ſeinen beſondern Hof. Das jetzt noch ſtehende hat nach außen mehrere neuere Anſätze, iſt aber nach innen zu in Form eines Sechsecks gebaut und umſchließt einen kleinen Hofraum.

Der ehemalige Schloßgraben nach der Süd- und Oſtſeite iſt in Gärten umgewandelt, die beſonders durch den am 31. Januar 1834 verſtorbenen Grundherrn, Hans Karl Leopold Freiherrn von Werthern, ungemein verſchönert worden ſind. Eben derſelbe ließ auch den von ſeiner frühern Beſtimmung ſo genannten Galgenberg, ſüdweſtlich von der Stadt, 1817 zu einem lieblichen Parke umſchaffen, von welchem aus man eine entzückende Fernſicht in das unten liegende, beſonders nach Abend hin weit ausgebreitete Thal genießt. Da der Zutritt zu dieſen Anlagen einem Jeden geſtattet iſt, der dieſelben zu ſchonen und die gemeinnützigen Abſichten der Gutsherrſchaft zu würdigen weiß, ſo wird dieſer Park, wie er es in der That verdient, von Einheimiſchen und Fremden fleißig beſucht, und kein Freund von Naturſchönheiten wird es bereuen, wenn er die kleine Mühe nicht ſcheut, die nicht eben ſteile Anhöhe zu erſteigen, um dort in den ſchattigen Gängen zu luſtwandeln, oder aus der ſogenannten Eremitage ſich an der herrlichen Ausſicht nach der Ferne hin zu ergötzen.

Auf dieſem ſo gemüthlichen Ruheplätzchen, von welchem in einiger Entfernung nach Morgen hin ſich Schloß und Stadt nach ihrer ganzen Ausdehnung präſentiren, laſſet uns verweilen, um die Nachrichten zu vernehmen, welche aus der Vorzeit beider ſich erhalten haben.

Im Voraus ſei nur noch bemerkt, daß die hier erwähnten Beſitzer der Herrſchaft Wiehe nicht zu verwechſeln ſind mit einem adeligen Geſchlechte der Herrn von Wiehe, welche hier und da in alten Urkunden vorkommen und in dieſer Stadt etwa früher ein Burglehn gehabt haben mögen. Die letzten Herren aus dieſer Familie ſind im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert zu Burgſcheidungen anſäſſig geweſen, und es finden ſich über dieſelben weitere Nachrichten in Hoffmann's ſpäter angeführten Abhandlung über die Herrſchaft Wiehe p. 306 — 309, in Dreyhaupt's Beſchreibung des Saalkreiſes II. Thl. und Königs Adelshiſtorie I. Thl. p. 777.

In ſehr früher Zeit, und namentlich in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts, gehörte Wiehe zu den weitläuftigen Beſitzungen, welche theils von Karl dem Großen und deſſen Vorfahren, theils von andern thüringiſchen Herren der berühmten Abtei Hersfeld im heutigen Churfürſtenthume Heſſen, geſchenkt worden waren; 933 aber wurde es von dem deutſchen Kaiſer Heinrich I. (dem Vogelſteller) mit Zuſtimmung des damaligen Abtes Megingoz, gegen einige andere Oerter eingetauſcht und wahrſcheinlich zu der Pfalz Allſtedt geſchlagen.*) Schon Otto III. ſchenkte es indeß in einer am 21. Nov. 998 zu Rom ausgefertigten Urkunde „zu ſeinem und ſeiner Aeltern Seelenheile" der Kirche der heiligen Jungfrau Maria des Kloſters zu Memleben. Als aber nach kurzer Blüthe das genannte Kloſter ſeine Selbſtſtändigkeit verlor und von Heinrich II., der ſich überhaupt den Schöpfungen ſeiner Vorgänger nicht günſtig zeigte, 1015 der mächtigen Abtei Hersfeld unterworfen wurde, ſo mag Wiehe wieder in den Beſitz der Kaiſer gekommen ſein, da Heinrich II. daſelbſt einen Domänenverwalter hatte,**) Heinrich III. auf dem Schloſſe zu Wiehe 1053 eine Urkunde ausgeſtellt hat, und Heinrich V. 1107 dem Convente zu Bibra gewiſſe Gerechte in den Wieheſchen Forſten ertheilte. Denn obwohl ſonſt die Klöſter die geiſtlichen Schenkungen ſich nicht leicht wieder entreißen ließen, ſo wußte man doch zur Zeit ein Auge zuzudrücken, wenn ein größerer Vortheil dabei in Ausſicht geſtellt war. Man müßte denn annehmen, ſchon Otto III. habe daſelbſt bei der gedachten Schenkung an Memleben der Krone oder ſeiner Familie eine Privatbeſitzung reſervirt. Von einer ſolchen außer dem Schloſſe, findet ſich nun jetzt allerdings keine Spur mehr, wenn nicht etwa, gegen die Sitte damaliger Zeit, auf dem Platze, wo jetzt die herrſchaftliche Schäferei liegt, eine ſolche Villa geſtanden hat, wo die dazu gehörigen Gärten allerdings etwas Auffallendes haben. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts gehörte Wiehe nebſt andern umliegenden anſehnlichen Beſitzungen den Grafen von Kefernburg,***)

---

*) cf. Dr. Benedict Wilhelm Beſchreibung des Kloſters Memleben.

**) cf. Dittmar Chron. VII. p. 203.

***) cf. Friedrich Hoffmann's hiſtoriſche Nachrichten von der Herrſchaft Wiehe, in der Sammlung einiger ausgeſuchten Stücke der Geſellſchaft der freien Künſte. Leipzig 1755.

davon der eine, Sizzo oder Sitticho III. 1150 bis 1162 lebte, deſſen Bruder Friedrich von ſeiner Großmutter Beichlingen erbte. Dieſe Grafen theilten ſich im dreizehnten Jahrhundert in zwei Linien, nachdem Graf Günther zu Arnſtadt und deſſen Bruder, Graf Albrecht (1227 — 1253) auf dem Schloſſe Rabeswalde bei Wiehe ſeinen Sitz genommen hatte. Der Letztere und deſſen Nachfolger nennen ſich ſeitdem nicht allein Herrn von Wiehe, ſondern es ſind auch mehrere ihrer Schenkungsurkunden auf daſigem Schloſſe abgefaßt. Nach der Zerſtörung der Burg Rabeswalde ſcheinen die genannten Grafen auf dem Schloſſe zu Wiehe ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben. Der letzte dieſes Geſchlechts, der Graf Friedrich von Rabeswalde, Herr zu Wiehe, ſtarb 1312 und hinterließ mit ſeiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin von Oſterfeld, zwei Töchter, davon die eine, Mechtild, an den Grafen Hermann von Orlamünde († 1321) vermählt war und demſelben nach dem Tode ihres Vaters nebſt andern ſehr anſehnlichen Beſitzungen auch Wiehe zubrachte. Durch ſolchen und ähnlichen Güterzuwachs wurden die Grafen von Orlamünde ſo mächtig und übermüthig, daß ſie ſich der Hoheit der Landgrafen zu entziehen ſtrebten, und ſich mit andern gleichgeſinnten Grafen zu ſolchem Zwecke verbanden, was aber in dem ſogenannten Grafenkriege ihre gänzliche Demüthigung zur Folge hatte. Die Söhne des genannten Hermann theilten ſich ſo in das väterliche Erbe, daß Graf Friedrich zu Weimar und Graf Hermann zu Wiehe ſeinen Sitz hatte.*) Dieſer Letztere († 1371) hatte einſt in Erfurt, wo er ſich öfters aufhielt, ein Bankett veranſtaltet, und dazu eine Anzahl benachbarter und befreundeter Herren eingeladen. Als man eben in einer recht fröhlichen Stimmung und vom Weine erhitzt war, gelangte die Nachricht in den Saal, daß der Landgraf Friedrich II. auf einer Reiſe nach Meißen durch die Stadt komme. Wie nun kurz darauf der ziemlich zahlreiche Zug, nach der Sitte damaliger Zeit, durch die begleitende Muſik von Pfeifen und Poſaunen ſich kund gab, traten die Grafen an das Fenſter um ihn zu ſehen, und Hermann, der nie rechte Achtung vor dem Landgrafen gehabt hatte, rief ihm in einem eben ſo höhnenden, als vertraulichen Tone nach: Fritz, woher? — Fritz, wo hinaus? — Der Landgraf, dadurch auf's höchſte beleidigt, ſchwur: lebe ich nur noch kurze Zeit, ſo will ich es wahrlich dahin bringen, daß du mich einen Herrn nennen ſollſt! Er brachte dann aus Meißen und aus dem Oſterlande eine beträchtliche Anzahl tapferer Ritter mit, verband ſich mit der Stadt Erfurt und mit dem Grafen Günther XIV. von Schwarzburg und zog gegen die zahlreichen, wider ihn mit Orlamünde verbundenen Grafen zu Felde. In dieſem ſogenannten Grafenkriege der von beiden Seiten mit den unſinnigſten Verheerungen bezeichnet wurde, hatte auch Wiehe das Schickſal, 1343 erobert zu werden, worauf das Schloß

*) cf. Falkenſtein thüring. Chronik p. 850 genealog. Tabelle.

**) cf. Gebhardi hiſtor. genealog. Abhandlungen IV. Thl. und Falkenſtein p. 906 ff.

beſetzt und ein Theil der Stadt niedergebrannt wurde.*) Die Grafen von Orlamünde mußten darauf im Frieden 1346 die Herrſchaft Wiehe an den Landgrafen abtreten, und es werden dabei außer der Stadt ſelbſt noch folgende Ortſchaften erwähnt: Bucha, Memleben, Hechendorf, Wolmirſtedt, Loſſa, Garnbach, Nauſitz.

Seit dieſer Zeit iſt nun die genannte Herrſchaft bei den Landgrafen und deren Nachkommen verblieben, und von ihnen den angeſehenſten thüringiſchen Herrn theils pfand- theils lehnweiſe überlaſſen worden.

So ſetzte 1347 der Landgraf Friedrich II. ſeine Veſten Eckartsberge, Wiehe und Camburg dem Herzoge von Braunſchweig, Magnus dem Aeltern und deſſen Sohne, Magnus dem Jüngern als Pfand ein für den Reſt der Kaufſumme, den er ihnen noch auf die erkaufte Markgrafſchaft Landsberg ſchuldig war.**) Als aber der Letztere, mit dem Beinamen Torquatus, in die Gefangenſchaft des Gerard, Biſchofs von Hildesheim, gerathen war, überließ er die genannten verpfändeten Burgen 1367 an Gerhard, Edler von Querfurt, gegen Erlegung des rückſtändigen Kaufgeldes, um ſich damit ſeine Freiheit zu erkaufen.***) Die Söhne Friedrich II. (des Ernſthaften) löſten nun zwar Wiehe von demſelben wieder ein, überließen es aber ſchon 1369 wieder pfandweiſe an Heinrich von Heldrungen; jedoch ertheilte Balthaſar, unter deſſen Oberhoheit damals Wiehe ſtand, der Stadt 1394 die Erlaubniß, ſich in ſtreitigen Rechtsfällen, wie früher, an den Rath zu Weißenſee als oberſten Gerichtshof zu wenden. Genannter Heinrich erlaubte 1376 den Bürgern zu Wiehe ſich einen Rathskeller zu bauen, und die Stadt ſcheint ſich unter dieſer Herrſchaft überhaupt wohl befunden zu haben, bis auf den unruhigen Friedrich von Heldrungen, der ein rechter Störenfried geweſen ſein muß, indem er allerhand verdrießliche Händel anfing, und durch ſein ganzes Benehmen recht an die roheſten Zeiten des Fauſtrechts erinnert. Einige Abenteuer deſſelben mögen hier erwähnt werden, theils zur Charakteriſtik des genannten Friedrich und ſeiner Zeit, theils um die Veranlaſſung nachzuweiſen, bei welcher die Herrn von Heldrungen Wiehe verloren.

Derſelbe hatte ſchon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts im Verein mit den Grafen von Beichlingen und Herrn von Querfurt, denen ſich eine große Menge Nordhäuſer Bürger anſchloſſen, das Kloſter Katelenburg überfallen und deſſen Güter geplündert, und war deshalb auf die Anklage des Convents von dem Papſte Bonifacius IX. in den Bann gethan worden.****) Kurz darauf hatte er mit den Bürgern von Erfurt eine Fehde, denen er um ein Faß

*) cf. Spangenberg, Mansfeld. Chronik fol. 333. Falkenſtein II. p. 904. Meliſſantes Bergſchlöſſer p. 594 ff., wo auch noch eine frühere Urſache zu dem gedachten Streite angeführt wird.

**) cf. Horn Sächſ. Handbibliothek S. 224.

***) cf. Menken Scriptores rerum Germanic. Tom. III. p. 1847.

****) cf. Leukfeld Annales Katelenburgenses p. 30.

Wein großen Schaden zufügte. Eben derſelbe wollte 1408 die Aſchersleber Bürger bei einem Tanze auf der Pfingſtwieſe überfallen und die Vornehmſten der Stadt gefangen nehmen. Allein der Plan wurde verrathen, dem Abenteurer ein Hinterhalt gelegt, Friedrich bis Wolmirsſchwende verfolgt, gefangen und in Aſchersleben in einen großen hölzernen Kaſten gethan. Erſt nachdem er Urfehde geſchworen, und dieſelbe auch von ſeinen Söhnen hatte beſiegeln laſſen, bekam er ſeine Freiheit wieder.*) Aber bald miſchte er ſich wieder in einen Familienſtreit der Grafen von Hohenſtein. Er verband ſich nämlich mit dem Grafen Dietrich in Heringen, der ein eben ſo unruhiger Geiſt war, gegen deſſen Vetter Ulrich und deſſen Sohn Heinrich in Kelbra. Drauf fiel er in die Hohenſteinſchen Länder ein, erſtieg bei Nacht das Schloß, und führte den alten Grafen Ulrich gefangen weg. Da er auf dieſe Weiſe den Landfrieden gebrochen hatte, ſo überzogen ihn die Markgrafen Friedrich und Wilhelm mit Krieg, eroberten 1412 auch die Stadt Wiehe und zogen die Herrſchaft als verwirktes Lehen ein. Vergeblich hatte Friedrich von Heldrungen zu ſeiner Vertheidigung einen Haufen unruhiger, wunderlich bewaffneter Bauern zuſammengerafft; er mußte mit einer großen Anzahl Abenteurer, die unter dem Namen Fleglergeſellſchaft noch lange ihr Unweſen trieb, fliehen und wurde endlich auf ſeinen Streifzügen 1414 von den Mackenröder Bauern erſchlagen.**) Doch wenden wir uns wieder zu Wiehe zurück. —

Schon 1413 überließen die genannten Markgrafen die Herrſchaft Wiehe ſammt Heldrungen an Heinrich von Hohenſtein, welcher ſie mit ihrer Bewilligung 1415 an die Grafen und Herrn zu Beichlingen verkaufte.***) Der Beſitz und die Auseinandertheilung der genannten Herrſchaften führte zu mannichfaltigen Streitigkeiten, welche endlich auf die Vermittlung der Markgrafen 1422 durch einen gegenſeitigen Erbvertrag beigelegt wurden. In demſelben wurde feſtgeſetzt, daß nach Ausſterben des einen Hauſes, Hohenſtein oder Beichlingen, beide Herrſchaften an das andere fallen ſollten;****) indeß iſt dieſer Fall nie eingetreten. Vielmehr verkauften ſchon 1436 die Söhne des verſtorbenen Grafen Friedrich von Beichlingen, Günther, Friedrich und Hans, die Herrſchaft Wiehe an das ihnen verwandte Geſchlecht der Herren von Querfurth, und namentlich an Gebhardt und Bruno, welche noch in demſelben Jahre die Lehn darüber empfingen und die Herren von Beichlingen als Mitbelehnte annahmen. Indeſſen muß Wiehe auch jetzt bei dieſer Familie nicht lange verblieben ſein, denn wir treffen dieſe Stadt ſchon 1447 als eine Beſitzung Apels von

---

*) cf. Binhards thüring. Chronik S. 283 ff., in Chronic. Ascaniense, in Abels Sammlung alter Chroniken p. 546.

**) cf. Binhard l. l.

***) cf. Horn l. l. p. 481 u. 782.

****) cf. Hoffmann hiſtor. Nachrichten p. 319 ff. wo das Dokument abgedruckt iſt.

Vitzthum, und als ſolche wird ſie ſammt dem Schloſſe von den Grafen von Beichlingen belagert, erobert und geplündert, ohne daß dieſe ſie indeß lange behaupten konnten. Unter welchen Umſtänden dieſe Herrſchaft an Apel gekommen ſei, läßt ſich aus der Stellung und den Ränken dieſes mächtigen Miniſters an dem Hofe des Herzogs Wilhelm wohl vermuthen, obgleich es an beſtimmten Nachrichten darüber fehlt; zu dem angegebenen feindlichen Angriffe aber hatte eine Erbſtreitigkeit in der Familie der Grafen von Schwarzburg Veranlaſſung gegeben, welche als ein Akt in dem großen Trauerſpiele des thüringſchen Bruderkriegs anzuſehen iſt.*) Kurz darauf verkaufte Apel von Vitzthum, entweder aus Geldverlegenheit, oder weil er einſahe, daß unter den damaligen Umſtänden die Herrſchaft Wiehe eine ſehr unſichre Beſitzung ſei, dieſelbe ſammt der Herrſchaft Nebra, jede für 8000 rhein. Gulden an den Grafen Heinrich von Schwarzburg ſeinen Bundesgenoſſen.**) Da nun dieſer auf der Seite des Herzogs Wilhelm ſtand, ſo wurde Wiehe, als das Kriegsfeuer, von Apel von Vitzthum fleißig geſchürt, von Neuem aufloderte, 1450 von der churfürſtl. Abtei erobert und größtentheils zerſtört. Mit Entſetzen lieſt man in den Annalen der Vorzeit, mit welcher Grauſamkeit damals die Anhänger des Churfürſten in hieſiger Gegend, und nicht minder die des Herzogs bei Naumburg, Zeitz und Altenburg gewüſtet haben. Mehr als 60 Dörfer ſollen an einem Tage in Flammen aufgegangen ſein***) und beſonders ſcheinen Hermann von Harras hier, und Apel von Vitzthum dort, gewetteifert zu haben, den Namen Brandmeiſter im ſchlimmſten Sinne des Wortes zu verdienen, der ihnen in der angezogenen Chronik beigelegt wird. Als dann endlich der Kaiſer mit der Drohung der Reichsacht ſich zwiſchen die ſtreitenden Partheien gelegt hatte, und auf die thätige Verwendung beſonders des Erzbiſchofs von Mainz und des Landgrafen von Heſſen zwiſchen dem Churfürſten Friedrich und dem Herzoge Wilhelm der völlige Friede, 27. Jan. 1451, in Naumburg zu Stande kam, wurde zwar Wiehe dem Grafen Heinrich von Schwarzburg wieder abgetreten, derſelbe ſahe ſich aber genöthigt, da der Krieg ihn viel Geld gekoſtet hatte, dieſe Herrſchaft an die Herren von Werthern, nämlich Dietrich, Georg und Hans zuerſt auf acht Jahre wiederkäuflich und dann 1461 für 8000 rhein. Gulden völlig erblich abzutreten,****) in der Geſtalt jedoch, daß Wiehe ein Afterlehn der Grafen von Schwarzburg bleiben, die Oberlehnsgerechtigkeit aber den Herzögen v. Sachſen zuſtehen ſollte.†)

---

*) cf. Meliſſantes Bergſchlöſſer p. 232 ff.

**) cf. Jovii Chronic. Schwarzburg. L. V. c. 40.

***) cf. Altenzelliſche Chronik p. 425.

****) cf. Albinus Geſchichte der Grafen und Herren von Werthern p. 40 das Document darüber iſt zu Weißenſee abgefaßt.

†) cf. Jovii Chronic. Schwarzb. l. c. wo auch noch mehrere ſpätere Lehnsbriefe angeführt werden.

So war Wiehe an die Familie gekommen, die es noch heute beſitzt, obgleich ſeit 1816 die alten Lehnsverhältniſſe aufgehört haben, wo die Herrſchaft an die Lehnscurie des Konigl. Preußiſchen Oberlandesgerichts zu Naumburg in dieſer Beziehung überwieſen wurde. Das alte Geſchlecht der Herren von Werthern, ſo genannt von ihrem in der Gegend von Nordhauſen gelegenen Stammſchloſſe, leiten einige Chroniſten von Odobald, dem Sohne eines longobardiſchen Herzogs Illibrand ab, der, nachdem ſein Vater in dem Heere des Königs Deſiderius in der Schlacht bei Pavia gefallen war, als Geißel mit nach Deutſchland kam, hernach bei Karl dem Großen Dienſte nahm und, als er ſich darin ausgezeichnet, von demſelben mit dem Schloſſe Werthern beſchenkt wurde;*) andere von Bertharius, Könige in Thüringen, der auf dem genannten Schloſſe gewohnt haben, und dort von ſeinem eignen Bruder Hermannfried 519 umgebracht worden ſein ſoll;**) noch andere endlich, und damit übereinſtimmend zwei alte Werthernſche Stammregiſter, von Hermann, dem fünften Sohne Ludwigs mit dem Barte, und Bruder Ludwig des Springers.***) Dieſes Geſchlecht nun war im funfzehnten Jahrhundert eben ſo angeſehen als begütert. Der deutſche Kaiſer Karl IV., dem daſſelbe in allen Anfechtungen treu geblieben war, belehnte es 1086 mit dem Erb-Kammerthürhüter-Amte des heiligen Römiſchen Reichs, und fügte ihrem alten Wappen die beiden Stäbe, jeden mit drei vergoldeten, beſtielten Blättern hinzu, welche die Familie noch heute führt.****) Wegen einer anſehnlichen Schenkung an das Kloſter Walkenried, hatten die Herren von Werthern dort eine eigne Capelle mit einem Erbbegräbniß, in welcher eine ziemliche Anzahl derſelben beigeſetzt waren. Allein bei der Verwüſtung des genannten, berühmten Kloſters durch die aufrühreriſchen Bauern 1525, wurde auch dieſe Capelle, ſammt den darin vorhandenen Monumenten vernichtet.

Als Stifter der jetzt noch beſtehenden, im engern Sinne des Wortes ſo genannten Werthernſchen Familie, welche ſich 1533 und ſpäter von Neuem 1620 in die drei Linien theilte: die Beichlingſche, Wieheſche und Brückenſche, iſt Hans der Aeltere anzuſehen, der an des Landgrafen Friedrich des Streitbaren Hofe lebte, mit dieſem 1414 auf das berüchtigte Concilium zu Coſtnitz zog.†) Auch bei dem Kaiſer Sigismund ſtand er in hoher Gnade, daher ihn dieſer auf's Neue 1420 zu Prag mit dem Erb-Kammerthürhüter-Amte belehnte. Eben ſo focht er unter dem genannten Landgrafen in dem kaiſerlichen Heere gegen die Huſſiten in der Schlacht bei Brüec 1425 und ſtarb 1437.

*) cf. Albin. l. c. p. 4.

**) cf. Buddei hiſtor. Lexicon.

***) cf. Albin l. c. p. 9.

****) cf. Albin l. c. p. 7. und Mag. Gottfr. Löwe's, freiherrl. Werthernſchen Inſpectors und Paſt. zu Frohndorf, dissertatio de Janitoribus imperii etc.

†) cf. Albin l. c. p. 33.

Sein Sohn war der oben genannte Dietrich von Werthern, der Wiehe von Schwarzburg kaufte. Er lebte damals als beſtellter Rath des Herzogs Wilhelm von Sachſen in Weimar, unternahm 1461 mit demſelben einen Zug in's gelobte Land, wo er ſich am heiligen Grabe zum Ritter ſchlagen ließ, ſtarb am 28. Juni 1470 auf dem Schloſſe zu Wiehe, und wurde nebſt ſeiner Gemahlin in der alten Kloſterkirche zu Donndorf beigeſetzt. Zugleich mit der Herrſchaft Wiehe hatte nämlich dieſe Familie von den Grafen von Schwarzburg auch die Schutzgerechtigkeit über das Kloſter Donndorf überkommen und noch jetzt verwaltet der jedesmalige Senior derſelben von der Wieheſchen Linie das dort nun beſtehende Progymnaſium als Erbadminiſtrator.

Der einzige Sohn Dietrichs von Werthern, Hans, den man zu ſeiner Zeit den Glücklichen nannte, erweiterte die ererbten Güter noch bedeutend durch neue Beſitzungen, die er in der Nähe, namentlich von den Herren von Querfurt, Herren von Witzleben, Grafen von Stollberg und Grafen von Beichlingen an ſich kaufte, und die noch jetzt der Wieheſchen und Beichlingenſchen Linie gehören; er brachte ſo 1487 die großen Wieheſchen Forſten zuſammen, die er gewöhnlich ſeine Silberkammer zu nennen pflegte.*) Bei den Herzögen von Sachſen ſtand derſelbe in großem Anſehen, war eine Zeit lang unter Albrecht dem Tapfern Statthalter der Oſterlande und der Kaiſer Maximilian I. wollte ihn nach Erwerbung der Grafſchaft Beichlingen in den Reichsgrafenſtand erheben, was derſelbe jedoch beſcheiden ablehnte. Er ſtarb den 9. Juli 1533 auf dem Schloſſe zu Wiehe in einem ſehr hohen Alter und wurde in der alten Stadtkirche St. Bartholomäi begraben. Sein Sohn Hans der Jüngere war als ein ſehr gelehrter Mann dem berühmten Erasmus von Rotterdam bekannt und befreundet, und wurde ſammt dem Grafen Wolfgang von Stollberg 1525 von dem Herzoge Georg nach Frankenhauſen geſchickt, um die aufrühreriſchen Bauern zum Frieden zu ermahnen.**) Deſſen Söhne Chriſtoph, Heinrich und Georg verwandelten 1561 das Kloſter Donndorf in eine Knabenſchule, nachdem ſie ſich nebſt ihren Vettern von den beiden übrigen Linien ſchon 1540 einſtimmig zur Lutheriſchen Kirche gewendet hatten.

Um dieſe Zeit, und wohl ſchon ſeit früher hatte Wiehe zwei Schlöſſer neben einander, der Hinterhof oder alte Theil wurde von Heinrich und der vordere oder neue Hof von Georg bewohnt. Weil aber dieſelben mit einander in Streit geriethen, wurden 1514 beide Höfe durch eine ſtarke Mauer getrennt, und das noch an der Nordſeite befindliche Thor gehörte zu dem Hinterhofe.

Nachdem Georg, nach dem Tode ſeiner Brüder 1566 alleiniger Beſitzer des Schloſſes und der Herrſchaft geworden war, wurde ihm ein ſeltener Beſuch zu Theil. Als nämlich der Bruder des franzöſ. Königs Karls IX., Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, der

---

*) cf. Albin l. c. p. 41.

**) cf. Albin l. c. p. 52.

hernach als Heinrich III. ſelbſt den franzöſ. Thron beſtieg, nach ſeiner unerwarteten Wahl zum Könige von Polen 1573 durch eine feierliche Geſandtſchaft dorthin abgeholt wurde, zog er auf ſeiner Reiſe nach Polen auch durch Thüringen, kam den 6. Jan. 1574 Abends mit vielen Leuten und beinahe 1000 Pferden in Wiehe an und logirte dieſe Nacht bei Georg von Werthern, während ſeine Begleiter theils im Schloſſe, theils in der Stadt untergebracht wurden.*) Bei ſeiner eben ſo eiligen, als heimlichen Rückkehr nach Frankreich mag der genannte hohe Gaſt nicht Zeit gehabt haben, ſeinen Beſuch in Wiehe zu wiederholen.

Der einzige übrig gebliebene Sohn Georgs, Hans, erbte nach dem Ausſterben der alten Beichlingeſchen Linie 1588 auch die Herrſchaften Beichlingen, Werthern und Brücken, ſowie auch das Schloß Thalheim, vereinigte ſo faſt alle frühern Beſitzungen der Familie und wurde durch ſeine drei Söhne, Georg, Thilo und Hans, davon der letzte Wiehe bekam, der Stifter der noch jetzt beſtehenden drei jüngern Werthernſchen Linien. Derſelbe bekam 1586 die Hauptmannſchaft in dem churfürſtl. Amte Sangerhauſen, und nahm 1592 an der Kirchenviſitation in dem thüringiſchen und voigtländiſchen Kreiſe Theil; er ließ durch ſeinen älteſten Sohn Georg das Erb-Kammerthürhüter-Amt bei der Krönung des deutſchen Kaiſers Ferdinand II. verwalten, und nachdem dieſer Georg mehrere wichtige Geſandſchaften nach Wunſche des Kaiſers vollzogen hatte, wurde der Familie zum dritten Male der Reichsgrafenſtand angetragen. Allein, da vor Ausfertigung des Diploms Mißverſtändniſſe zwiſchen dem Kaiſer und dem Churhauſe Sachſen eintraten, ſo unterblieb die Ausführung.

Schon 1620 hatte der genannte Hans von Werthern nach einer zu Leipzig entworfenen Dispoſition, ſeinen drei Söhnen ſämmtliche Beſitzungen übergeben, und nur Loſſa für ſich behalten, wo er ſein Leben beſchließen wollte, und wo er auch in einem zinnernen Sarge beigeſetzt wurde, nachdem er 1633 auf dem Schloſſe in Beichlingen geſtorben war.**)

Nachdem Schloß und Stadt Wiehe im 30jährigen Kriege vielfältige Drangſale ausgeſtanden hatte, und namentlich, wie auch die andern Werthernſchen Beſitzungen, von den Schweden hart mitgenommen worden waren weil George von Werthern auf Beichlingen als Abgeordneter 1635 zwiſchen dem Churfürſten von Sachſen und dem Kaiſer, trotz aller Verſprechungen und Drohungen, den Frieden zu Prag dennoch glücklich zu Stande brachte;***) ſo brach 1659 den 24. Juli daſelbſt eine fürchterliche Feuersbrunſt aus, welche faſt die ganze Stadt mit ſo reißender Schnelligkeit in Aſche legte, daß nur ſehr wenig gerettet werden konnte. Das eine freiherrlich Werthernſche Schloß, Kirche, Schule und Rathhaus, geiſtliche und gemeine Häuſer wurden ein Raub der Flammen, und bei dieſer Gelegenheit

*) cf. Albin l. c. p. 57.
**) cf. Albin l. c. p. 73 u. 74.
***) cf. Albin p. 77.

gingen leider auch faſt alle Documente aus der frühern Zeit verloren.**) Das Schloß wurde 1664 — 1666 von Wolf Adolph von Werthern wieder aufgebaut, der ſich unterdeſſen auf dem ſeiner Gemahlin zugehörigen Gute zu Tennſtedt aufhielt.**) Dieſes damals neu erbaute Schloß iſt das jetzt noch ſtehende; das andere, welches durch die Feuersbrunſt zwar beſchädigt, aber doch nicht unbrauchbar geworden war, ſondern kurz darauf wieder von Adam Ludwig bewohnt wurde, mußte, weil es mit Einſturz drohete, gegen das Ende des vorigen Jahrhunders abgebrochen werden. Die Stadtkirche mit dem Thurme, ſowie viele der übrigen Gebäude in der Stadt, waren erſt 1669 völlig wieder hergeſtellt. Schon 1712, 19. Februar, wurde indeß Wiehe abermals von einer Feuersbrunſt heimgeſucht, in welcher 44 Wohnhäuſer in Aſche gelegt wurden,***) und am 15. Juni 1761 der Kirchthurm von einem Blitzſtrahle getroffen, welcher an demſelben und in der Kirche Spuren der Verwüſtung zurückließ, aber nicht zündete.

Im 7jährigen Kriege erlitt die Stadt harte Bedrückungen, beſonders von den preußiſchen Truppen. Der damalige Beſitzer, Hans Adolph Erdmann von Werthern und der Stadtrath wurden 1761 als Geißeln nach Magdeburg geführt und dort zwei Jahre lang gefangen gehalten; die Bürger aber mußten in einem Jahre, die Naturalien-Lieferungen ungerechnet, über 3000 Thlr. Brandſchatzung zahlen. Schon vorher aber hatte, am 6. Nov. 1757, nach der für die Franzoſen ſo unglücklichen Schlacht bei Roßbach der Prinz von Soubiſe ſein Hauptquartier auf dem Unterſchloſſe genommen, und die ganze Armee in und vor der Stadt ihr Lager gehabt. Außer den dabei vorgefallenen häufigen Plünderungen mußten die Bürger jeden Augenblick fürchten, ihre ganze Stadt wiederum in Flammen aufgehen zu ſehen.†)

Doch alle dieſe Drangſale ſind nun vergeſſen, die Wunden wieder geheilt, und ſeit jener Zeit iſt die Stadt von namhaften Unglücksfällen befreit geblieben, und hat in den letzten Jahren durch neue, oder doch verſchönerte Gebäude, wenigſtens in der Nähe des Marktes, ein recht freundliches Anſehen gewonnen.

---

*) cf. die vor einigen Jahren im Thurmknopfe gefundenen Documente.
**) cf. Albin p. 114.
***) cf. Meliſſantes Bergſchlöſſer p. 586.
†) cf. die angezogenen Dokumente aus dem Thurmknopfe.

Leſſing, Adj.

Der Kandelaber auf dem Johannisberge bei Altenbergen.

Am nordöſtlichen Gehänge des nordweſtlichen Thüringerwaldes zwiſchen dem Thale der Leina, die, ſpäter nach Weſten ſich wendend, den Namen Hörſel annimmt, und dem ſich öſtlich herabziehenden Thal der Apfelſtedt, in welchem das ſchon beſchriebene reizende Georgenthal liegt, finden wir am nordweſtlichen ſanften Abhange der Waſſerſcheide, hier eine mäßige Berghöhe, der Ziegen- oder Ziegelberg genannt, zwei Dörfer kaum zehn Minuten von einander; das höher gelegene iſt Katterfeld, das tiefere Altenbergen. Zwiſchen beiden ruht majeſtätiſch auf einer kleinen Anhöhe, das Tümmelleich genannt, von hohen ſchattigen Linden umſtanden, die ſehr ſchöne und große Immanuelskirche, in welche Katterfeld, Altenbergen und das nahe Dörfchen Engelsbach eingepfarrt ſind. Von der weißen Immanuelskirche führt eine Doppelreihe hoher Pappeln auf den ſüdweſtlich von ihr über dem Dorfe Altenbergen ſich erhebenden, mäßig hohen Johannisberg, ſonſt der Alte-Berg genannt, auf deſſen faſt geebneten Gipfel, der Kandelaber, der ſteinerne Bonifaciusleuchter empor ſteigt. Dieſes aus Sandſtein beſtehende Denkmal des Thüringer-Apoſtels Winfrid-Bonifacius hat nämlich die Form eines mittelalterigen Kirchenleuchters, der auf acht Kugeln ruht, und oben eine von drei geflügelten Engelsköpfen unterſtützte Feuerpfanne trägt, aus welcher eine in drei Zungen ſich ſpaltende Flamme auflodert, von denen die mittlere gekrümmt emporſteigt, die beiden andern nach den Seiten ſich ausbreiten. Sie bedeuten die drei Kirchen der abendländiſchen Chriſtenheit. Die von den Kugeln bis zur Spitze der Flamme dreißig Fuß hohe Säule ſteht auf einer viereckigen Anhöhe, und man gelangt zu ihr auf ſieben Raſenſtufen. Dieſes Denkmal wurde im Jahre 1811 durch Beiträge errichtet, welche aus ganz Deutſchland eingegangen waren. Die Veranlaſſung dazu war folgende: An dieſer Stelle auf dem Gipfel des

ſchönen Berges ſtand die uralte kleine Johanniskirche, die die Volksſage und die thüringiſchen Chroniken für die älteſte chriſtliche Kirche in Thüringen, und vom heiligen Bonifacius gegründet, ausgaben. Man hatte das ſo oft erzählt, ſo oft geleſen und wieder geſchrieben, daß man an der hiſtoriſchen Wahrheit dieſer Behauptung gar nicht mehr zweifelte und Niemand ſie einer Kritik unterwarf. Dieſe alte Kapelle nun, angeblich des Biſchof Bonifacius erſter Bau in Thüringen verfiel, obgleich zu verſchiedenen Zeiten erneuert und ausgebeſſert, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts immer mehr. Und gerade dieſe Zeit hatte keinen Sinn für Alterthümliches, ſonſt hätte das ehrwürdige Kirchlein auf jegliche Weiſe erhalten werden müſſen. Früher waren die obengenannten drei benachbarten Dörfer nebſt dem Dorfe Finſterbergen in die Johanniskapelle auf dem Berge zur Kirche gegangen, als aber 1710 — 1712 die Immanuelskirche auf dem Tümmelleich erbaut war (das tiefer im Gebirge an der linken Thalwand des Leinagrundes liegende Dorf Finſterbergen hatte ſich ſchon 1662 eine eigene Kirche gebaut), ſtand das wankende Gemäuer des Kirchleins auf der Höhe ler. Im J. 1752 erwirkte ſich der damalige Landjägermeiſter von Uetterodt zu Georgenthal vom Herzoge Friedrich II. von Gotha die Erlaubniß, in den unter der Erde befindlichen Gewölben der alten den Einſturz drohenden Johanniskirche Nachgrabungen anſtellen, und den Knopf des nicht mehr beſteigbaren Thurmes abſchießen zu laſſen. Beim Nachgraben zeigte ſich, daß die erſte dort erbaute Kapelle, alſo die angebliche Gründung des heiligen Bonifacius, nur achtzehn Schuhe in der Länge und zwölf Schuhe in der Breite gehabt hatte, und daß die um jene Kapelle herumgebaute Kirche zweimal erweitert worden war. Sonſt fand man weder in der Erde noch im abgeſchoſſenen Knopfe etwas beſonders Merkwürdiges. Von nun an verfiel die altehrwürdige Kapelle ſchnell, und die Bewohner des nahen Dorfes nahmen nur in ſo fern Notiz von ihr, um Steine derſelben zu ihren eignen Bauten zu entführen Zu Anfang dieſes Jahrhunderts war die Stätte kaum mehr kenntlich.

Aber unter den Bewohnern des Dorfes Altenbergen lebte ein einziger Mann, den dieſe Vernachläſſigung des uralten Heiligthums ſchmerzte, und der wenigſtens der Nachwelt die Erinnrung daran erhalten, und den Ort bezeichnet wünſchte, wo es einſt geſtanden. Er hieß Nicolaus Brückner, und war ein armer Holzhauer. In ſeinem letzten Willen hatte er 20 meißniſche Gülden ausgeſetzt, von deren Zinſen ein Stein auf die Stelle der verſchwundenen Johanniskirche geſetzt und erhalten werden ſollte.

Bei Eröffnung dieſes Teſtamentes, nach dem Tode des frommen Mannes, wurde der damalige Oberbeamte des Amtes Reinhardsbrunn, Rath Langfeld, von Ueberraſchung und Rührung ergriffen, ſolche Pietät in der Verfügung eines einfachen, armen Wäldners zu finden, und forderte in öffentlichen Blättern, mit Erzählung des Hergangs der Sache, zu Beiträgen auf, um ein größeres und würdigeres Denkmahl der erſten chriſtlichen Kirche in Thüringen errichten zn können. Dieſer Aufruf fand vielfachen Anklang und es kamen über 700 Thlr.

zuſammen. Die Zeit der öffentlichen Denkmale war noch nicht gekommen, ſonſt würde die Summe bei weitem größer ausgefallen ſein. Vom Herzog Auguſt von Gotha und Altenburg wurde die Form des Kirchenleuchters gewählt, wie ich ſie beſchrieben, die Zeichnung lieferte der Hofbaumeiſter Pörſch, die Bildhauerarbeit der Profeſſor Döll, den Bau vollführte der Hofmaurermeiſter Sahlender, alle drei in Gotha.

Am 17. Juni 1811 wurde mit einer angemeſſenen Feierlichkeit der Grundſtein des Denkmals gelegt, und am 1. Sept. die ſchlanke Winfridsſäule eingeweiht. Am erſtern Feſte nahmen nur die vier Dörfer, welche einſt auf den Berg zur Kirche gegangen waren, nebſt dem Amtsperſonal theil; das letztere wurde aber von einer großen Menſchenmenge aus der Nähe und Ferne begangen; denn man ſah es als ein Erinnerungsfeſt an die Einführung der chriſtlichen Religion in Thüringen an. Dadurch wurde es aus der engen Localbedeutung in eine weite, das ganze Vaterland umfaſſende gehoben. Von dieſem hohen und erhebenden Geſichtspunkt ausgehend, lud die geiſtliche Oberbehörde Gotha's den Prälaten Placidus Muth, Abt der ehemaligen Benedictiner-Abtei auf dem Petersberge zu Erfurt; als erſten Geiſtlichen der katholiſchen Kirche in Thüringen und geiſtliches Haupt der katholiſchen Gemeinde in Gotha, ſo wie den reformirten Prediger Diaconus Dr. Wittich in Schmalkalden, als Seelſorger der in Gotha wohnenden reformirten Glaubensgenoſſen, zur Theilnahme an dem Feſte der Einführung des Chriſtenthums in Thüringen ein. Dieſe beiden Männer erſchienen und gaben im Verein mit dem Generalſuperintendenten Dr. Löffler in Gotha dem Feſte die religiöſe Weihe. Der Herzog Auguſt von Gotha hatte ſich mit ſeinem ganzen Hofſtaate eingefunden, Tauſende und wieder Tauſende ſtrömten durch die ſchönen Thäler und über die Höhen dem Berge zu, deſſen Gipfel bald mit einer wogenden Menge bedeckt war. Unter Glockengeläute zogen die Schulkinder der vier Dörfer mit ihren Lehrern und die Geiſtlichkeit aus der Immanuelskirche den Berg hinauf, und um 10 Uhr begann die Feierlichkeit. Generalſuperintendent Löffler, Prälat Muth und Diaconus Wittich hielten nach einander religiös geſchichtliche Vorträge, der Rath und Amtmann Langheld ſprach die Schlußworte. Es wurden mehrere ſchöne, zu dieſem Zweck beſonders gedichtete Lieder von der ganzen Verſammlung geſungen. Das herrlichſte Wetter begünſtigte das ſeltene Feſt, das durch keinen Unfall geſtört wurde. Nach dem Schluß der Feierlichkeit eilte die Menge meiſt in das Büchig bei Reinhardsbrunn, wo ſie ſich an materiellen Genüſſen labte.

Obgleich der Leuchter erſt 30 Jahre ſteht, bemerkt man doch mit Bedauern, daß die Zeit nicht mehr fern iſt, wann er in Verfall gerathen wird. Der Sandſtein, aus dem er beſteht, iſt dem Einfluß des Wetters gar zu ſehr unterworfen. Auch iſt das Intereſſe an ihm merklich erkaltet; der Baumſchlag umher iſt emporgewachſen, und hat die Ausſicht vom Berge verſperrt, nur Gebirgswandrer beſuchen ihn noch. Andere Intereſſen bewegen jetzt das Menſchenherz. Die

Weltgeſchichte iſt ſtürmend in dieſer Zeit an uns vorübergeſauſt, wir ſchauen bang nach den ſchwarzen Gewitterwolken, die drohend näher und näher kommen; die brüderliche Einigkeit der drei chriſtlichen Confeſſionen, die an dieſer Stätte zum Volke ſprach, iſt jetzt zur Fabel geworden, die Elemente gähren chaotiſch durcheinander: woher ſollte die Begeiſtrung für Winfried und deſſen Denkmal kommen?

Auch kommt hinzu, daß die hiſtoriſche Kritik ſpäter bis zur Evidenz bewieſen, daß die Johanniskapelle auf dem Alten-Berge kein Bau des heil. Bonifacius war und ſein konnte, und höchſt wahrſcheinlich von dem Grafen Ludwig mit dem Barte als Taufkapelle für dieſe Gegend errichtet wurde, wie auch ſchon der Name deſſen (des Täufers), dem ſie geweiht war, andeutet. Auch wurde Ludwig der Salier, der Sohn Ludwig's mit dem Barte in ihr getauft. Daß ſie eine Gründung des heil. Bonifacius ſei, iſt jedenfalls nur eine Mönchsſage aus dem Kloſter Reinhardsbrunn, dem in ſpäterer Zeit das Kirchlein gehörte, und die der thüringiſche Chroniſt Johann Rohte von Eiſenach in ſein ohngefähr 1430 geſchriebenes Zeitbuch (das erſte in deutſcher Sprache geſchriebene) aufnahm. Aus dieſer ſpäten und unzuverläſſigen Chronik iſt ſie gleichſam als unbeſtrittene hiſtoriſche Wahrheit in alle folgenden Chroniken und Geſchichtsbücher aufgenommen worden. Schon der Umſtand allein, das erſt 700 Jahre nach dem Wirken des heil. Bonifacius in Thüringen etwas von dieſer Kapelle geſagt und die Behauptung aufgeſtellt wird, Bonifacius ſei ihr Erbauer geweſen, iſt hinreichend, die Unhaltbarkeit dieſer Sage darzuthun. Es kommen aber auch noch andre Gründe hinzu, die hier nicht näher erörtert werden können, weshalb ich auf meine „Thüringiſche Chronik" S. 96 und 97 verweiſe.

Ja Bonifacius war nicht einmal der erſte Verkünder des Chriſtenthums in Thüringen, die Kirchen, welche er in unſerm Vaterlande erbaute, waren keineswegs die erſten. Er fand ſchon viele Kirchen und chriſtliche Prieſter vor, wie ſein gleichzeitiger Biograph Willibald ausdrücklich erzählt. Die Thüringer waren längſt vor ihm Chriſten, und er hat nur das zweideutige Verdienſt, ſie unter die Oberherrſchaft des römiſchen Papſtes gebracht zu haben.

Der Kandelaber iſt daher nur eine ſchöne Conceſſion an die Sage. Was er an hiſtoriſchem Werthe verliert, gewinnt er deshalb an poetiſchem wieder.

Ludwig Storch.

73.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Eckartsberga.

Die Eckartsburg.

„Ein Raub der Zeit iſt, was die Zeit gebiert.“

Auf einem Ausläufer der Finne erhebt die **Eckartsburg** ihre alterthümlichen Thürme, weidet ihren Blick an den ſchönen Gefilden des weimarſchen Ländchens, und ſchaut bis an die grauen Berge des Thüringer Waldes, als wollte ſie ihre Freundin, die Wartburg erſpähen. Ihr Blick iſt freundlich und zeugt nicht von Stolz. Worauf ſollte ſie auch ſtolz ſein? Etwa auf den Hügel der ſie trägt, und der noch aus der Flötzzeit ſtammt? ja, wenn er als mächtiger Felſen emporſtrebte, aber ſein Haupt liegt darnieder; — oder etwa auf die Feſtigkeit ihrer Mauern und die Kühnheit ihrer Thürme? faſt könnte ſie es, doch bliebe ihr dann übrig, ſich mit vielen andern ihres Gleichen zu meſſen; — oder etwa auf die Antiquitäten ihrer Hallen? — noch weniger, denn ſie kennt derſelben keine, wenigſtens jetzt nicht mehr; — oder auf ihr Alter und ihre Geſchichte? — Das Erſtere könnte ihr faſt einiges Gewicht geben, denn ſie blickt ſchon weit hinein in ihr neuntes Jahrhundtrt. Der Faden ihrer Geſchichte aber iſt zerriſſen, nur wenige Facta, nur wenige Männer tauchen aus dem Dunkel derſelben herauf, und nur die alten bemooſten, hie und da reſtaurirten Mauern, und die noch ziemlich feſten Thürme reden von einer geweſenen Zeit. Doch genug, unſre Burg iſt beſcheiden, läßt andern ihres Geſchlechts gern ihren Ruhm, ladet manchen Reiſenden zu ſich ein, und iſt ſchon zufrieden, wenn andre ihr nur freundliche Blicke aus der Nähe oder Ferne zuwerfen.

Der Reiſende, welcher vom Thüringer Walde herkommt, erblickt die Eckartsburg ſchon in weiter Ferne. Sie lacht ihm freundlich winkend entgegen. Und hat er einmal das weimarſche Ländchen im Rücken, dann kann er ſie gar genau in der Nähe betrachten, und

nur wenige Minuten reichen hin, ſo hat er den Schloßberg erklimmt, und er ſteht vor dem hohen Thore der Burg. Die ſteinerne Brücke, die über den Wallgraben führt, wird überſchritten. Ich will ihn begleiten. Das Thor öffnet ſich uns, und wir treten ein in das hohe Gewölbe deſſelben. Dies führt uns in den Vorhof, in welchem rechter Hand der kahle viereckige Thurm ſteht. Er iſt ganz maſſiv erbaut, und hat eine Höhe von etlichen 80 Fuß. In der Mitte ſeiner Höhe, auf der Mitternachtſeite, gewahren wir eine Oeffnung, einer Thür ähnlich, durch die wir in das Innere des Thurmes ſehen könnten, wären wir nur oben. Eine ähnliche Thür auf der Weſtſeite iſt zugemauert. Im Innern des Thurmes findet ſich nichts Beſonderes vor. Vor Zeiten mag er zur Vertheidigung gedient haben.

Dies hohe ſteinerne Prisma, in welchem die Vögel des Himmels niſten, ſehen wir umgeben von freundlichen Beeten, umhaucht vom ätheriſchen Balſam lieblicher Blumen, den dieſe gleich Opferdüften dem grauen Titan emporſenden, und unſer Auge weidet ſich an Floras Farbenpracht.

Doch wir ſchreiten einige Schritte weiter links einer quer durch den Hof laufenden ſtarken Mauer entgegen, und treten durch ein ähnliches Thor, als das erſte war, in den eigentlichen Schloßhof ein. Dieſer iſt faſt noch ſchöner mit Blumen geſchmückt, die mit würzigem Wohlgeruch die Luft erfüllen. Wir verweilen hier einige Augenblicke, angezogen von der lieblichen Einfachheit des Gärtchens, das ſo ſorgſam gepflegt wird von emſiger Hand.

Der gegenüber ſtehende zweite Thurm lockt jedoch bald unſere Schritte weiter. Ehe wir aber hingelangen, zieht ein ziemlich verfallener kleinerer Thurm unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Von ihm geht die Sage, daß Herzog Wilhelm III. in ihm ſeine Gemahlin habe einmauern laſſen. So viel iſt geſchichtlich gewiß, daß dieſelbe hier gefangen geſeſſen hat.

Jetzt gelangen wir an das gegen 80 Fuß lange Gebäude in der mittägigen Fronte. Es enthielt die Wohnzimmer der früheren Beſitzer. Sie ſcheinen eine bedeutende Höhe gehabt zu haben. Gegenwärtig wird das Gebäude zur Aufbewahrung von Zinsgetraide benutzt, und von einem Wächter, der gewöhnlich Rentamtsbote iſt, und deſſen Familie bewohnt.

Neben dieſen Gebäuden ragt der zweite Thurm, der ſogenannte Kranz- oder Jungfernthurm, gigantiſch zum Himmel empor. Faſt in halber Höhe bildet er eine Terraſſe. Oben hat er einen Kranz von zwölf Zacken in Kreuzesform. Auf der nordweſtlichen Zacke weht eine Wetterfahne, auf welcher ſich die Vögel, deren Wohnung das alte Gemäuer iſt, oft zum Zeitvertreib in kühner Höhe wiegen. Wir treten durch den ziemlich verfallenen Eingang in das Innere des Thurmes. Gefahrvoll und dunkel iſt der Gang. Im Innern des Thurmes ſehen wir in der Mauer Löcher, in welchen Balken gelegen haben mögen, wodurch vier Etagen gebildet wurden, von denen auch vier Fenſteröffnungen in gothiſchem Geſchmack zeugen, die untere nach Norden, die zweite nach Weſten, die dritte nach Oſten,

die vierte nach Süden. Der Thurm iſt offen; bis zum Jahre 1656, wo die Spitze herunterfiel, war er verdeckt. Seine Mauern ſind acht Fuß dick und ſehr feſt. In ihnen aber, den düſtern Hallen vergangener Zeiten, wird uns ſo unheimlich; wir wollen doch heraustreten, der freien Bergesluft zu genießen, und unſern Blick einmal über die ſchönen Gefilde der freundlichen Gegend hingleiten laſſen. Der Schloßberg fällt nach Abend zu ſteil ab zur Chauſſee hin.

Am nördlichen Fuße des Berges liegt vor unſerm Blick das Städtchen Eckardtsberga, eingeſchloſſen von drei Bergen, dem Schloßberge, dem mit drei Windmühlen geſchmückten Sachſenberge und dem Drau. Gegen Morgen bildet der Schloßberg ein Plateau, und verläuft ſich mit dem Sachſenberge in der allgemeinen Bodenhöhe. Die ſchönſte Ausſicht genießen wir auf dem ſogenannten Wachthügel, dem höchſten Punkte des Schloßberges. Südöſtlich breitet ſich das Schlachtfeld von Auerſtädt vor uns aus, und erinnert an manchen Helden, der hier für Vaterland und Freiheit focht; — das nahe Städtchen Sulze mit dem hochliegenden freundlichen Schloſſe, neben welchem die Ilm in lieblichem Grunde ihren ſchlängelnden Lauf verfolgt, um ſich in geringer Entfernung der Saale zu vermählen.

Gegen Süden lächelt uns das naheliegende große, prächtige Zollgebäude entgegen, das vor dem preußiſchen Zollverbande ein Sammelplatz von Fuhrleuten und Frachtfuhrwerk war, und dadurch Eckartsberga zu einem einigermaßen nahrhaften Städtchen machte. Seit den letzten acht Jahren liegt es aber faſt wüſte und leer, und Wind und Wetter wagen ſich manchmal dran, an ihm ihr Werk zu verſuchen.

Weiter entfernt breiten ſich lächelnde Gefilde mit freundlichen Dörfern und dem Städtchen Apolda aus, in grauer Ferne ziehen ſich die Berge des Thüringer Waldes wie Nebelgeſtalten hin, und bilden den Saum des ſchönen Panoramas. Südöſtlich taucht zuweilen bei recht heitrem Himmel der Inſelsberg aus ſeinem Nebelmeer herauf. Gegen Weſten zeigt uns ein hoher Thurm das Städtchen Buttſtädt.

Rechts neben erwähntem Zollgebäude erhebt ſich, der Eckartsburg gegenüber, ein Hügel, auf dem wir noch eine alte verfallene Mauer gewahren, die Ueberreſte einer 1364 zerſtörten Burg, die Altenburg genannt.

Gegen ſiebzig Ortſchaften laſſen ſich auf unſerm Schloßberge mit hellem Auge bei heitrem Wetter erſpähen. Nur mit Wohlgefallen durchſtreift unſer Auge die angenehme Gegend, die wie ein bunter Teppich vor uns ausgebreitet liegt.

Unſer Blick wendet ſich wieder zur Burg, zu ihren grauen Thürmen, zu ihren bemooſten Mauern, die uns laut verkünden: „ein Raub der Zeit iſt, was die Zeit gebiert." Wie mag es wohl ehedem in dieſen dunkeln Hallen geweſen ſein? wann mögen ſie entſtanden, was mögen ſie erlebt haben?

Die Geſchichte giebt uns nur wenig Auskunft auf dieſe Fragen. Doch wir wollen das, was ſie uns bietet, freundlich annehmen.

Unſere Burg entſtand 998. Ihr Erbauer, ſo wie Gründer der Stadt Eckartsberga, iſt Eckart I. Markgraf zu Meißen und im Oſterlande, ein Sohn des Grafen Günther zu Wettin. Er hatte noch fünf Brüder, die zu Merſeburg reſidirten, und ſeine Gemahlin hieß Schwanhilde. Ihm gehörte das ganze Land zwiſchen der Saale, Pleiße und dieſſeits der Elbe. Seine Reſidenz war Jena — jetzt ein kleines Dörfchen, Altjena, unweit der heutigen Stadt Jena. — Unſere Burg mochte er wohl zur Vertheidigung ſeines Landes als Grenzveſte erbaut haben. Gleichzeitig mit der Burg gründete Eckart auch die Stadt Eckartsberga, — beide tragen den Namen von ihm — ſo wie das St. Georgenkloſter in Naumburg, die Städte Buttſtädt und Gleichen bei Erfurt.

Eckart ſtand bei Kaiſer Otto III. in großer Gunſt, und wußte ſich auch in derſelben zu erhalten. Sein Plan war, nach Otto's Tode die Kaiſerkrone zu erlangen. An der Ausführung deſſelben verhinderte ihn jedoch ſein Schwager Herzog Lothar, Graf zu Holſtein und Burggraf zu Magdeburg. Von Haß und Rache entbrannt, trachtete Eckart nun dieſem nach dem Leben. Lothar, hiervon benachrichtigt, kam ihm zuvor, und ließ ihn erſtechen.

Nach Eckarts I. Tode erhielten ſeine zwei Söhne, Hermann und Eckart II. das Land. Nachdem aber beide ohne Erben ſtarben, fiel es dem Kaiſer Heinrich III. zu, und ſomit auch die Eckartsburg. Heinrich ſchenkte ſie nebſt dem ganzen Lande dem Markgrafen Egbert I. von Sachſen. Nach deſſen Tode (1067) ward ſein Sohn Egbert II. Beſitzer unſrer Burg.

Im Jahre 1085 wurde dieſer Egbert von Einigen, die mit Heinrich's IV. Regierung unzufrieden waren, zum deutſchen Kaiſer gewählt. Er nahm die Wahl an, zog das Schwert gegen den Kaiſer ſeinen Vetter, und gewann auch etliche Schlachten; doch ſein ſiegreiches Schwert ſank endlich, der Kaiſer ſiegte, nahm ihm das Oſterland (1089), und gab es einem Andern. Als Heinrich Gleichen belagerte, überfiel ihn Egbert und ſchlug ihn. Doch wer von einem böſen Dämon geleitet und beherrſcht wird, — es ſei Ehrſucht oder Stolz, Rache oder Neid, — der wird von ihm, wenn erſt auch erhoben und begünſtigt, endlich in's Verderben geſtürzt. Egbert wurde 1090 in einer Mühle bei Eiſenbüttel heimlich überfallen und erſchlagen. — Später (im Jahre 1112) wurde die Eckartsburg nebſt der Stadt Eckartsberga vom Kaiſer Heinrich V. an einen gewiſſen Wiprecht geſchenkt. Wie es in dieſen Zeiten aber in der Eckartsburg ausgeſehen, davon ſchweigt die Geſchichte.

Seit 1285 war unſre Burg und Stadt naumburgiſches Stiftslehn. Der Biſchof Bruno belehnte den thüringiſchen Landgrafen Albert I. damit, der auf der Wartburg reſidirte.

Die Geſchichte Alberts und ſeiner Söhne iſt voller Begebenheiten, die aber alle leider einen ſehr tragiſchen Charakter haben, wovon hier Einiges folgen mag.

In ſeiner Familie wuchs das Unkraut „Zwietracht," entkeimt ſeinem eigenen Herzen, und ſtreute ſeinen giftigen Samen über das

ganze Land Thüringen aus; und die Geſchichte iſt gerecht, indem ſie ihm den Namen „der Entartete“ gegeben.

Albrechts rechtmäßige Gemahlin Margarethe, Tochter des Kaiſers Friedrich des Erlauchten, gab ihm drei Söhne, Heinrich, Friedrich und Diezmann. Sein verbrecheriſches Auge fiel bald auf Margarethens Kammerfräulein, Kunigunden von Eiſenberg, die ihm für ſeine Liebe den Apitz ſchenkte. Margarethen verſtieß er, verehelichte ſich mit Kunigunden, und wollte ſeine rechtmäßigen Söhne zu Gunſten ſeines Lieblings enterben. Doch erhielt der älteſte Prinz durch Vermittlung ſeines Großvaters die Verwaltung des Pleißner Landes, die Mitgabe ſeiner Mutter, die beiden anderen wurden von ihres Vaters Bruder, Dietrich dem Weiſen, Markgrafen zu Landsberg erzogen. Mit der Verfügung ihres Vaters nicht zufrieden, begannen dieſe nun Feindſeligkeiten, um ihr Recht durch Waffengewalt geltend zu machen, waren aber anfangs nicht glücklich, indem Heinrich ſein Land und bald darauf ſein Leben verlor, und Friedrich gefangen in einen finſtern Thurm der Wartburg geſetzt wurde. Nachdem dieſer hier über ein Jahr geſchmachtet, fand er Gelegenheit zur Flucht, und ſetzte nun mit Diezmann den Krieg gegen den Vater noch mehrere Jahre, bis zum Tode Kunigundens, mit größerer Energie fort, worauf ein Vergleich zwiſchen beiden Theilen dem Kriege eine Schranke ſetzte.

Nach Kunigundens Tode verheirathete ſich Albert mit der gräflichen Wittwe Adelheid von Arensberg. Friedrich pflog Liebe mit ihrer ſchönen Tochter, entführte und heirathete ſie.

Im Jahre 1288 begannen von neuem die Feindſeligkeiten, worin aber die Söhne glücklicher waren, indem ſie den Vater gefangen nahmen, den ſie aber auf Kaiſer Rudolphs Vermittelung wieder frei gaben; und 1291 noch einmal, indem die Söhne das erbenloſe Landsberg in Beſitz nahmen. —

Albert der Unartige verpfändete 1293 Eckartsberga nebſt Landsberg und einigen andern Theilen dem Markgrafen Woldemar von Brandenburg, obgleich er unſre Stadt und Burg das Jahr vorher ſchon dem Biſchof von Merſeburg verpfändet hatte. Friedrich konnte das nicht gut heißen, zog gegen Woldemar, wurde jedoch von dieſem bei Großenhain gefangen, und man verlangte von ihm, er ſolle die verpfändeten Güter förmlich abtreten. Er willigte ein, ſchrieb an ſeine Vögte, ſie ſollten die Güter räumen. Dieſe aber gaben den Brandenburgern zur Antwort: ſie würden nichts räumen, bevor ihr Herr es ihnen nicht perſönlich beföhle; ſie könnten ja nicht wiſſen, ob er noch lebe. Der Markgraf kam nun mit dem gefangenen Friedrich zu dem ſchon erwähnten Schloſſe Altenburg um es zu belagern. Die Beſatzung der Burg aber kam aus einem Hinterhalte, überfiel den Markgrafen, nahm ihn gefangen, und befreite Friedrich (1306.

Bald aber hatte unſre Eckartsburg eine harte Belagerung zu ertragen.

Noch in demſelben Jahre, als Albert Eckartsberga dem Markgrafen von Brandenburg verpfändete, verkaufte er Thüringen, auch Eckartsberga mitgerechnet, dem deutſchen Kaiſer Adolph von Naſſau

für 12,000 Mark Silber. Die thüringiſchen Landſtände erklärten dieſen Kauf wegen der beiden erbenden Prinzen für ungültig. Der Kaiſer fiel nun mit einem mächtigen Heere im September 1294 in Thüringen ein, eroberte ohne große Schwierigkeiten Süd-Thüringen, und endlich mit etwas mehr Anſtrengung auch Nord-Thüringen. Sein Nachfolger Albrecht von Oeſtreich ſetzte den Krieg fort, und kam im Jahre 1307, auch die Eckartsburg zu erobern. Er belagerte ſie ein ganzes Jahr lang, konnte ſie aber blos belagern, nicht erobern. Von dieſer Belagerung zeugen noch die Schanzgräben und Hügel auf dem Schloßberge.

Friedrich — „der Gebiſſene“ — beſiegte endlich den Kaiſer und gelangte 1308 zum ruhigen Beſitze Thüringens.

Während der letzten zwanzig unheilvollen Jahre nahm Rohheit und Zügelloſigkeit im Lande überhand. Es entſtanden eine Menge Schlöſſer und Burgen, deren Beſitzer nur vom Raube lebten, Fehde und Wegelagern war an der Tagesordnung; das Fauſtrecht ſtand in ſeiner höchſten Blüthe. In dieſer Zeit entſtand auch die erwähnte Altenburg, unſrer Eckartsburg gegenüber gelegen (das Jahr ihrer Erbauung läßt ſich nicht angeben). Ums Jahr 1300 werden als Beſitzer dieſer Burg die beiden Brüder Heinrich und Hermann angeführt. Sie mochten ebenfalls Raubritter ſein. Am tollſten aber hauſten hier um's Jahr 1320 die Beringer von Scheidingen (anderwärts Beringer von Meldingen genannt), denn ſie beraubten nicht blos Fremde, ſondern ſogar auch Einheimiſche. Landgraf Friedrich I. warnte ſie öfters und endlich, deſſen müde, belagerte er die Burg, die ſehr feſt war. Indem er eine Reiſe nach Meißen unternahm, übergab er das Commando einem Andern. Als dies die Belagerten merkten, wagten ſie einen kühnen Ausfall und tödteten Einige. Die erfurter Hülfstruppen aber waren wach, überfielen ſie, und machten viele Gefangene; Beringer aber entkam. Später wurde das Schloß wegen Mangel an Lebensmitteln durch Kapitulation genommen.

Im Jahre 1364 beſaßen die Herren von Mellingen die Altenburg, ebenfalls Raubgeſellen. Friedrich der Strenge, ein Enkel Friedrichs mit der gebiſſenen Wange, vertrieb ſie, und zerſtörte das Raubneſt, — ward den Flammen Preis gegeben und der Erde gleich gemacht.

„Die Mauern liegen nieder, die Hallen ſind zerſtört.“

Seit dieſer Zeit hat keines Menſchen Hand die fluchbelaſtete Stätte wieder aufzubauen verſucht. Die Zeit hat jedoch Hand angelegt und ſie verwandelt in — einen Friedhof, — welcher Contraſt! es ſcheint, als wolle ſie die Schandthaten der ehemaligen Bewohner gleichſam ſühnen, und den Fluch in einen Segen verwandeln.

Zum Andenken an die Räubereien der Mellinger oder Mallinger wurde die Altenburg Mallenburg, und das anliegende Dörfchen Altendorf Mallendorf genannt.

Von den ſpätern thüringiſchen Landgrafen möchte Wilhelm III. für unſre Eckartsburg einige Bedeutung haben. Dieſer Wilhelm III. holte im J. 1442 ſeine Braut Anna, eine Prinzeſſin Kaiſer Albrecht II.

ab, und brachte ſie hierher auf unſre Burg, wo ſie ſich bis zu ihrer Trauung (1446 d. 20. Juni) aufhielt.

Wilhelm, der Tapfere genannt, reſidirte meiſtens auf unſrer Eckartsburg, und zu Weimar. Von ihm hieß es: „wann Herzog Wilhelm ſeine Sporen anlegt und über den Hof zu Weimar geht, ſo hört man ihn durch ganz Thüringen.“

Unſerm Wilhelm ging es wie Albrecht I. Er ward ſeiner Gemahlin bald überdrüſſig, liebte die Katharina von Brandenſtein, verſtieß endlich jene, und ſetzte ſie in unſrer Burg unter ſtrenge Aufſicht.

Man erzählt ſich noch Folgendes: Als Anna einmal von Eckartsberga nach Roßla reiſte, und ſie ihrem Gemahl auf der Schloßbrücke daſelbſt begegnete, warf er ihr einen hölzernen Pantoffel mit ſolcher Gewalt in's Geſicht, daß das Blut von den Wangen ſtrömte. Im Gefühle ihrer Unſchuld, tief gekränkt durch ſolche Beleidigung, kehrte ſie nach der Eckartsburg zurück. Im Jahre 1457 wurde ihr der kleine, jetzt verfallene Thurm in der Ringmauer, den wir ſchon betrachtet haben, zum wirklichen Gefängniß angewieſen. Kein Flehen rührte das ſteinerne Herz des untreuen Gemahls. Sechs lange Jahre mußte ſie in dem Thurme ſchmachten, bis der Tod kam, und ſie am 23. Nov. 1462 von allen irdiſchen Feſſeln befreite. Daß ſie eingemauert geweſen ſei, läßt ſich nicht hiſtoriſch erweiſen. Sie war die letzte fürſtliche Bewohnerin der Eckartsburg.

Nun mochte wohl eine geraume Zeit keines Menſchen Fuß die einſamen Hallen betreten, und nur das Gekrächz melancholiſcher Nachteulen oder das Geheul des Nordwindes die tiefe Stille der öden Burg unterbrechen. Um's Jahr 1640 erſt ſcheint ſie wieder bewohnt worden zu ſein. Nämlich ſeit der Zeit wohnten einige churfürſtl. Amtsſchöſſer zwiſchen den öden Mauern. Nach dieſen aber blieb ſie unbewohnt bis in die neuere Zeit. 1824 nämlich wurde eine Wohnung für einen Wächter über das Zinsgetraide, das auf den Böden aufgeſchüttet wird, eingerichtet. Seit dieſer Zeit iſt ſie wieder bewohnt. Die preußiſche Regierung iſt überhaupt darauf bedacht geweſen, die Ruine durch mehrmalige Reparaturen der Nachwelt zu erhalten. Und ſo wird die Eckartsburg gewiß noch ferne Jahrhunderte ſehen, noch lange ſtehen zur Zierde einer weiten Umgegend, und ſpäten Generationen noch ein Denkmal einer kräftigen Vorzeit ſein.

Lehmann.

Ohrdruff.

Wenn der Wanderer von Gotha her dem Thüringer Walde zueilt, ſo erblickt er bald auf der Höhe von Schwabhauſen den Theil des Gebirges, welcher ſich in ſanften Wellenlinien von Eiſenach bis Ilmenau amphitheatraliſch hinzieht, und in der Mitte dieſes Halbkreiſes einen Einſchnitt und tiefen Grund, aus welchem ſich die Ohre in einem anmuthigen Thal bis zur Stadt Ohrdruff ergießt, deren Thürme er bald erblicken wird. Gern wird er auf dieſer Höhe, welche ihm eine ſo intereſſante Fernſicht darbietet, verweilen, und auch links und rechts blicken, wo ein herrliches Panorama der anmuthigſten und großartigſten Gegenſtände ſich vor ihm aufthut. Dann nach Oſten hin öffnet ſich ihm die Ausſicht nach den drei Gleichen, und einer freundlichen Thalebene, eingefaßt von laubbekränzten Höhen (den See- und Hainberg), aus der ſich die drei Bergſchlöſſer wie drei Inſeln erheben, in weiterer Ferne der Steiger bei Erfurt, der Ettersberg bei Weimar. Nach Weſten zu ein weites und freundliches Thal, geſchmückt mit vielen anmuthigen, im Buſch liegenden Dörfern, und begränzt vom Inſelsberg mit ſeinen Vor- und Nebenbergen, auch dem Hörſelberg nach Eiſenach zu. In den Morgenſtunden leuchtet auch das Schloß Tenneberg von der Sonne beſchienen herüber. Schwabhauſen iſt ein Gleichiſches Dorf in der Mitte von Gotha und Ohrdruff. In dem zum Gute gehörigen Garten iſt noch die Ruine eines ſonſt feſten Schloſſes zu ſehn. Der Graf Siegmund ſtritt in den ſchwarzburgiſchen Händeln auf Seiten des Herzogs Wilhelm, daher der Churfürſt Friedrich das Schloß Gleichen wiewohl vergebens belagerte, und die Gleichiſchen Dörfer verheerte 1450. Dabei erzählt der Chroniſt Feuerberger, daß der Graf aus zornigem Eifer ſein eigen Schloß, und Veſtung zu Schwabhauſen ſelbſt in Brand geſteckt habe,

um ſie nicht dem Feinde zum Raube werden zu laſſen. Noch zeigt die Ruine Spuren von Befeſtigung. Folgt der Wanderer der Chauſſee, ſo wird er finden, daß über Schwabhauſen die Straße ſich in zwei Arme theilt, von welchen der eine gerade aus nach Ohrdruff, der andere nach Georgenthal führt, dann von beiden Orten aus führt eine Chauſſee über den Thüringer Wald. Nun ſieht man auch ſchon in der Entfernung von einer Stunde ſüdwärts das Schloß und die Thürme von Ohrdruff und oſtwärts am Abhange des Hainberges die Spuren des alten Schloſſes Hüneburg. Es ſind ihrer nur noch wenige. Man ſieht ein großes Viereck, mit einem Erdaufwurf von etwa ſechs Schuh hoch, und oberhalb des größeren ein kleineres. Drei Eingänge in das Größere bemerkt man deutlich, auch den breiten Weg, der von der Ohraſeite herauf führte. In der Südſeite finden ſich Vertiefungen, Keller oder verſchüttete Brunnen. Das kleinere Viereck ſcheint die eigentliche Kemnate und Herrenhaus geweſen zu ſein, das größere ein ummauerter Hofplatz für die Burgmänner und übrigen Dienſtleute. Hirten beziehen einen Platz mit dem Namen Rondel. Vielleicht, daß Hundsbrunn als Vorwerk dazu gehört hat. Meliſſantes nennt dieſe Burg Heinrichsburg, und zählt ſie unter die 66 Raubſchlöſſer, welche 1290 durch Kaiſer Rudolph in Thüringen zerſtört wurden, was aber unverbürgt iſt.

Das Städtchen Ohrdruff, welches unter allen, die am nördlichen Abhang des Waldgebirges liegen, leicht eins der reinlichſten und freundlichſten iſt, hat in 697 Häuſern mit 64 Scheunen, 4000 Einwohner, welche viel Gewerbe treiben, Porzellainfabrik (von Kling), Kupferhammer und Schmiede (Albrecht), Glockengießerei (Meier), Frachtwagen (Schanert), Orgel und Fortepiano (Ratzmann und drei Söhne), Masken (Schäler), Tuchfabrik (Mäder), Bürſtenfabrik (Cämmerer) ꝛc. auch von Oeconomie und Brauerei leben. Die Hände der ärmeren Einwohner ſind mit Fertigung der überſponnenen Knöpfchen beſchäftigt, mit denen ein ſtarker Handel von den Kaufleuten Schädel und Schäler auf den Meſſen von Leipzig und Franfurt a. O. getrieben wird. Die Bleichen, welche ehemals ſehr im Schwunge geweſen, ſind größtentheils eingegangen. Zur Stadt gehört ein bedeutender Wald, und eine große Flur, in der ſich aber noch viele Triftraſen finden. Im Schloſſe wohnten die letzten Grafen von Gleichen, welche 1631 mit Hans Ludwig ausſtarben. Seine Leiche wurde nach Tonna gebracht. Seine Wittwe Juliane von Hohnſtein ſtarb 1633 zu Erfurt. Sie war eine löbliche, tugendhafte Matrone, nur zu beklagen, daß ſie ſich dem myſtiſchen Unſinn des Jeſaias Stieſtel, der ihr Hausverwalter war, ergab. Merkwürdig iſt, daß in ihrem Inventario auch eines Kreuzes gedacht wird, ſo der Papſt der Türkin geſchenkt. Die gräfliche Familie war alſo von der Wahrheit des zweibeweibten Grafen überzeugt, was auch aus Hochzeit und Schüler-Reden, die in Gegenwart der Grafen gehalten wurden, hervorgeht. — Nach dem großen Brande 1753 wurde das Grabgewölbe in der Michaeliskirche geöffnet, in der Hoffnung Schätze zu finden. Man fand auch Ringe und einige andere Pretioſen. Zu den merkwürdigſten öffentlichen

Gebäuden gehört, außer dem Schloſſe, die Kanzlei, als der Sitz eines Juſtizamtes und Conſiſtoriums, das Rathhaus, die ſchöne Michaeliskirche, die Kirche St. Trinitatis, Lyceum, zwei Bürgerſchulen, Sonntags-Kleinkinderſchulen, an Armenanſtalten zwei Spitäler, ein Krankenhaus und Inſtitut für kranke Handwerksgeſellen. Auch iſt hier der Sitz des Herzogl. Forſtamtes Schwarzwald und eine Poſtanſtalt in dem vorzüglichen Gaſthof zum Anker, in welchem auch eine geſchloſſene Geſellſchaft ihr Local hat. Außer dieſem giebt es noch acht gute Gaſthöfe; darunter zwei für Straßenfuhrleute. Die Stadt iſt oft vom Feuer heimgeſucht worden, zuletzt den 7. Januar 1808.

Die Geſchichte des Ortes hat einen poetiſchen Hintergrund. Durch die Sagen von Bonifacius, der hier ein Kloſter und die erſte Kirche in Thüringen baute, von der die Altenberger, welche für die älteſte ausgegeben wird, blos Tauf-Capelle und Filial war, von achtzehn Schuh Länge und zwölf Schuh Breite, wenn ſie nicht gar in der erſten Zeit des Reinhardsbrunner Kloſters gebaut wurde. — Als die Diener des Bonifacius ihm in der einſamen Gegend an der Ohra keine Speiſe verſchaffen konnten, ſlog ein großer Adler über den Ort hin, und ließ einen großen Fiſch fallen (unter den Fresken der Baſilika des heil. Bonifacius zu München findet ſich eine Darſtellung dieſer Scene durch Heinrich Heß). Als aber in der Nacht ihn das wilde Geſchrei der noch dem Heidenthume ergebenen Bewohner der Gegend ſchreckte, und er Gott um Hülfe anrief, leuchtete ein volles Licht vom Himmel, und der Erzengel Michael erſchien, und ſprach ihm Muth ein. Dies bewog ihn zuerſt eine feierliche Meſſe zu halten, und an der Stelle, wo er die Erſcheinung gehabt hatte, ein Kloſter zu bauen 724. Um dieſe Stiftung, von welcher ein neues Licht über Thüringen aufgehen ſollte, in Aufnahme zu bringen, ſendete Bonifacius den heiligen Wigbert hierher, der 732 nach Fritzlar zurückkehrte.

Auch der Nachfolger des Bonifacius, der Erzbiſchof Lullus zu Mainz ſetzte fort, was Bonifacius angefangen hatte. Er erbaute die Kirche Petri und Pauli, welche ſpäterhin zur Stiftskirche mit funfzehn regulirten Chorherren erhoben, und als Aufſichtsbehörde, über die weitläuftigen Beſitzungen des Stiftes Hersfeld in Thüringen angeſehen wurde. Dieſe Gebäude gingen aber den 16. März 1184 unter dem Decan Folmar in Feuer auf, und es ereignete ſich das Mirakel, daß, als ſämmtliche Meßgewänder und heiligen Geräthſchaften verbrannten, nur allein die hölzerne Büchſe mit den Hoſtien unverſehrt blieb. Das Gebäude wurde zwar wieder hergeſtellt, das Stift aber wegen der häufigen Fehden, von denen Thüringen beunruhigt wurde, da der offne Ort keine Sicherheit bot, von der Landgräfin Eliſabeth 1344 nach Gotha verlegt. Einige funfzig Jahre ſpäter wurden die leerſtehenden Gebäude den Carmelitern eingeräumt, denen ſie auch bis zur Reformation blieben. In dieſem Stifte verweilte auch einſt Kaiſer Otto I. auf einer Reiſe nach Italien im Jahr 961 vom 21. bis 29. Juli, und unterſchrieb eine Urkunde, in welcher er der Kirche zu Magdeburg Giebichenſtein und andere Güter ſchenkte; und als die Stiftsgebäude von den Grafen von Gleichen in ein

Schloß umgewandelt worden (c. 1560) diente es zuerſt den Grafen zur Reſidenz, oder ihren Wittwen zum Wittwenſitz, und hatte die Ehre im Jahre 1813 den 28. October den Kaiſer Franz I. eine Nacht zu beherbergen.

Der Ort ſelbſt erſt Dorf, dann Marktflecken, wurde endlich Stadt, mit Mauern und Gräben umgeben, mit vier Hauptthoren, welche in der neuern Zeit abgetragen worden. Als Wahrzeichen für reiſende Handwerker diente der Mann am Kohlthore, ein koloſſaler Kopf mit weitklaffendem Maule, ſchielenden Augen, Katzenbart und Eulenohren. Vulpius erklärt ihn in den Curioſitäten für das Symbol einer Maurer-Innung, und wirklich findet er ſich auch hier am Schloſſe, und in Erfurt an alten Gebäuden. Sonſt iſt aus der alten oder wenigſtens mittlern Zeit ein Stein übrig, der an der Kirchmauer angebracht iſt, und nach einigen einen Flagellanten (er trägt eine Geißel in der Hand) vorſtellen ſoll, gewiß aber ein Bild des leidenden Chriſtus iſt mit der Dornenkrone, und den andern Marterwerkzeugen. Noch iſt zu bemerken ein Schnitzwerk in der kleinen aber hübſchen und maſſiven Leproſorienkirche, vor der Stadt nach Gotha zu, etwa aus der Zeit 1470 — 1480, dem man oft eine Beziehung auf die Geſchichte des zweibeweibten Grafen beigelegt hat. In den Curioſitäten von Vulpius (VII. 2. S. 149) wo ſich auch eine Abbildung befindet, wird es als ein Charitätsbild erklärt, welches die Bemühungen der drei Marien, d. i. der heiligen Anna, Eliſabeth und Maria, um die Erziehung und Unterweiſung der Kinder darſtellt. Deshalb iſt auch der Kinderfreund Papſt Gregor mitten unter ihnen, auch andere Heilige, Georg, Martin, Nicolaus ꝛc.

Vieles ließe ſich von den ſpätern Schickſalen der Stadt unter den Grafen von Gleichen, und als dieſe ausſtarben, unter den Grafen und Fürſten von Hohenlohe erzählen, von Kriegsſcenen, Hungersnoth, Peſt und häufigen Bränden. Aber welcher Ort iſt davon frei geblieben? wir wollen uns lieber zu angenehmern Gegenſtänden wenden, und unſern Gang nach dem Walde oberhalb der Stadt fortſetzen. Die Stadt liegt 984 Fuß über der Fläche des deutſchen Meeres unter 50° 50′ 33″ nördl. Breite, an beiden Seiten der Ohra, und hat an dieſem Flüßchen dreißig Mühlen (Mahl-, Graupen-, Oel-, Papier-, vier Schneidemühlen, Spinnmaſchinen, Walkmühle, Kupferhammer, Drahtzug u. ſ. w.). Die Ohra fließt aber eine Viertelſtunde weit durch die Stadt, und richtet, ſo gut auch die Ufer verwahrt ſind, doch, wenn der Schnee plötzlich ſchmilzt, und bei ſtarken Regengüſſen manche Verheerung an. Eine herrliche Kunſtſtraße führt zu dem vier Stunden entfernten Oberhof, dem höchſt gelegenen Dorfe des Thüringer Waldes, 2527 Fuß über der Meeresfläche. Am Fuße des Berges auf welchem Oberhof liegt, entſpringt der Silberbach, der ſich 1½ Stunde durch einen romantiſchen Grund neben der Chauſſee hinzieht, ſich dann mit dem Eimersbach an den zwei Ohren (den Ausgängen von zwei Berggründen) vereinigt, und nun unter dem Namen Ohra erſt durch den ſchönen Schwarzwälder und Stutzhäuſer Grund ergießt, und da, wo das Gebirge ſich in die Ebene herabſenkt,

die liebliche Thalebene von Ohrdruff bewäſſert. Er fließt dann durch die Stadt, und vereinigt ſich Dreiviertel Stunden unterhalb derſelben mit der Apfelſtädt, nimmt nun den Namen derſelben an, und fällt unterhalb Dietendorf in die Gera. Der Gang von der Stadt bis nach Oberhof wird dem Wanderer, der Sinn für Naturſchönheiten hat, das größte Vergnügen gewähren.

Vom Ende der Vorſtadt führt eine ſchöne Lindenallee, zwiſchen dem Schießhaus und dem wohlgebauten Gaſthof zum Drahthammer, an Mahl- und Schneidemühlen, zwei Kupferhämmer, Loh- und Walkmühlen, Drahtzug u. ſ. w. mit freundlichen Wohnhäuſern vorbei, bis an den Fuß des Waldgebirges. Rechts hat man ein Panorama des Thüringer Waldes bis zum Hörſelberg, und erblickt bei heiterm Wetter fern im Hintergrunde den Brocken, links den Wölfißer und Goldberg, auf dem ſich ſonſt ein goldener Hirſch hat ſehen laſſen, und die Venetianer vor hundert Jahren koſtbare Steine geſucht haben, von welchen Herrlichkeiten ſich nichts mehr finden will. Dagegen entſpringt eine Quelle am Berge, deren Waſſer ſehr gerühmt wird; rechts das freundliche Gräfenhain mit der Kirche vor dem Orte, und dem Schießhauſe auf einer Anhöhe am Wald. Die Landſtraße führt darauf zwei Stunden lang durch einen romantiſchen Grund, der größtentheils eng, und von hohen und ſteilen mit Fichten bewachſenen Bergen eingeſchloſſen, aber wo er ſich hier und da erweitert, mit freundlichen Dörfern und Wohnhäuſern geziert iſt. Am Eingang des Ohragrundes liegt Louiſenthal, mit herrſchaftlichem Schmelzwerk und Eiſenhammer. Nahe darüber Stutzhaus, ein Vergnügungsort für die Ohrdruffer, lang ſich nach Schwarzwald hinſtreckend, und zwiſchen beiden Dörfern die ihnen gemeinſchaftlich gehörende, ſchön gelegene Kirche, deren Anblick den Wanderer wunderbar überraſcht. Beide Orte beſtanden 1642 nur aus einer Förſterwohnung und fünf Häuſern, einem Eiſenhammer und drei Schneidemühlen, und waren nach Wölfis und Gräfenhain eingepfarrt. Nicht weit davon fangen ſchon die neuen Häuſer von Schwarzwald an, und man ſieht auf einem einzelnen Bergrücken einen runden Thurm, der allein von dem alten Schloſſe Schwarzwald noch übrig iſt. Die erſte Nachricht von dieſer alten Burg iſt vom Jahre 1290, in welchem der Kaiſer Rudolf zu Erfurt Reichstag hielt, und auf Beſchwerde des Abtes von Hersfeld, daß der Graf von Käfernburg ihm an den Hersfelder Gütern und Gerechtigkeiten großen Schaden zufüge, dieſer genöthigt war, zur Sicherheit des Abtes ſein Schloß Schwarzwald und das Dorf Gräfenrode zum Unterpfande einzuſetzen. Nach Ausſterben der Grafen kam das Schloß in den Beſitz der Landgrafen, und Herzog Wilhelm verkaufte es 1470 an den Grafen Sigismund von Gleichen um 5000 Gulden rheinl. wiederkäuflich. Auch wurde es sechszig Jahre ſpäter wieder eingelöſt. Von Schwarzwald aus zieht ſich die herrliche Chauſſee noch 1½ Stunde weit bis Oberhof.

Etwa in der Mitte des Weges kömmt ein mächtiger Felſen zum Vorſchein, der Triefſtein genannt, weil eine Quelle von deſſen Höhe herabrieſelt. Iſt aber auch dieſer Grund bis an den oberhöfer Berg

weniger angebaut, und nur in einzelnen Häuſern bewohnt, ſo iſt er doch belebt durch Holzarbeiter, Köhler und Viehheerden durch Wagen und Geſchirre aller Art, ſicher und gefahrlos für den Reiſenden, wie der ganze betriebſame Thüringer Wald, der keine Bettler und Vagabunden nährt, und macht durch wild romantiſche Parthien ein angenehmes Gegenbild zu dem mehr angebauten Ohrathal. Auch kein gefährliches Thier ſchreckt den Wanderer. Zwar wurde noch vor funfzig Jahren einmal ein Wolf, und vor zwanzig Jahren ein Luchs geſchoſſen, aber jetzt rauſcht nur ein Reh durch die Büſche, und die gefährliche Kreuzotter fehlt hier ganz. — Nach Oberhof führt die Chauſſee in mehrfachen Windungen ſanft aufſteigend den Berg hinauf, und bald winkt von der Höhe das Herzogl. Jagdſchloß. Hier ſtand ſchon früher ein fürſtliches Luſthaus, ſo 12,000 fl. gekoſtet, und im dreißigjährigen Kriege ruinirt worden; und Oberhof hatte damals nur ein Geleits- und Schulhaus, mit neun ſchlechten Wohnungen. Jetzt hat ſich das Dorf bedeutend vergrößert, und gegen zweihundert Einwohner. Ein guter Gaſthof nimmt den müden Wandrer auf. Eine Viertelſtunde jenſeits Oberhof nach Zella zu, ſteht auf der Höhe ein Obelisk, mit vier Platten am Fuße und der Inſchrift: Ernſt Herzog zu Sachſen erbaute dieſe Straße zur Höhe im Gebirge 2572 Fuß hoch in den Jahren 1830—32. Heil dem ſchaffenden Sinn der zum freundlichen Garten die Wildniß umſchafft, und der Natur Schrecken zur Lieblichkeit kehrt. Hier wo ſich die Straße ſo ſicher und leicht zu den Höhen hinaufſchwingt, Länder mit Ländern verknüpft, Handel und Künſte belebt. Die vierte Seite enthält die Namen der Baumeiſter und Ingenieure. Eine und eine halbe Stunde weiter liegt die Stadt Zella. Auf dieſer Seite iſt der Abhang des Berges ſteiler, aber alle Schwierigkeiten ſind mit großer Kunſt überwunden.

Will aber der Wanderer von Ohrdruff aus von der Chauſſee rechts abgehen, und einen Umweg nicht ſcheuen, ſo wird er in ein ſtilles, einſames, geſchloſſenes Waldthal gelangen, wo ihm kleine Wellen, Büſche und hohe Tannen Sagen und Mährchen zuflüſtern, wo die muntern Elfen im Mondenſchein ihre Riegel ziehen, und die Phantaſie ihn mit lieblichen Bildern umgaukeln wird. Es iſt die Schereshütte mit dem Harlungsbrunnen, dem Schloßberge gegenüber, an deſſen Fuß ſich der Bach durch grüne Matten hinſchlängelt. Zwar iſt jede Spur des Schloſſes verſchwunden, aber die Namen Burggraben, Wall ꝛc. zeugen von ſeinem frühern Daſein. Der Chroniſt Gleichmann vermuthete hier eine heidniſche Opferſtätte, und es iſt gewiß, daß die alten Thüringer ihre Opfer auf hohen ausgezeichneten Bergen verrichteten. Herr von Donay fand noch Ueberbleibſel auf der Höhe des Dolmar, und rieth zu Nachgrabungen auf dem Inſelberg. Aber auch Fürſten und Fürſtentöchter ſchlafen im Innern der Berge, auf deren Scheitel ſie in ſtolzen Burgen gehaußt hatten. Die Sage von Friedrich dem Rothbart wiederholt ſich in mancherlei Geſtalten und Veränderungen an vielen Orten. Auch hier am Schloßberge weilt noch eine Prinzeſſin, die im goldnen Haar und

blaulichen Gewande am Harlungsbrunnen von Zeit zu Zeit ſichtbar wird, und wartet ihrer Erlöſung. Sie trägt ein Bund Schlüſſel um Gewölbe zu öffnen, in denen große Schätze verborgen liegen. Sie ſind für den Glücklichen beſtimmt, der unter günſtigen Zeichen geboren das Loſungswort ausſpricht, durch welches ſie zu ihrer Ruhe kömmt. Viele ſahen ſie, antworteten auf ihre Frage, aber ſie verſchwand mit einem tiefen Seufzer; denn das rechte Befreiungswort war nicht ausgeſprochen. Mone ſetzt dieſe Sage in Verbindung mit der Sage von den Harlungen (ſ. deſſen Geſchichte des Heidenthums im nördl. Europa, 2. Th. S. 212 ff.

Ueber dieſe und ähnliche Sagen von Ohrdruff vergleiche auch die Thüringer Volksſagen von Bechſtein, und die Lieder von Bube, Storch, Welker. —

Kriegelſtein.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß des ſechsten Bandes.

	pagina
Mühlhauſen von Heinrich Schwerdt	5
Leuchtenberg von Heinrich Döring	36
Teiſtungenburg von Adolf Kegel	42
Möbisburg von Adolf Bube	47
Langenſalza von Dr. Friedrich Auguſt Günther	49
Schloß Rabinswalde von Nebe	60
Burg Queſtenberg von W. Schönichen	68
Der große Beerberg und der Schneekopf von Ludwig Storch	80
Todtenlache bei Rappelsdorf von Heinrich Döring	91
Schloß und Herrſchaft Bornſtedt von Moritz Leſſing	96
Mansfeld von R. Hobohm	106
Michaelſtein von Aemilianus (pseud.)	114
Die Gersdorf'ſche Burg und der Siveckenberg bei Quedlinburg von Aemilianus	120
Querfurth von Thüringus	123
Das Ilſenthal von C. Duval	132
Naumburg von Aug. Conſt. Ende	147
Suhl von Ludwig Bechſtein	180
Schloß Tenneberg und Waltershauſen von Ludwig Storch	195
Arnſtadt von Heſſe	206
Die Roſenau von Adolf Bube	227
Kühndorf und Rohra von Ludwig Bechſtein	230
Greußen von W. Kellermann	236
Schmalkalden von Hoffmeiſter	241
Dreißigacker von Ludwig Bechſtein	247
Hardenberg von Heinrich Döring	253
Wiehe, Stadt und Schloß von Leſſing	257
Der Kandelaber bei Altenberga von Ludwig Storch	269
Eckartsburg von Lehmann	273
Ohrdruff von Kriegelſtein	280

Buchbinderei
SCHWAB
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sydow, Friedrich von, 1780-1845 / Sydow, Friedrich <<von>>, / Bechstein, Ludwig,

Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden historisch-romantische Beschreibung aller in Thüringen und auf dem Harz vorhanden gewesenen und noch vorhandenen Schlösser, Burgen, Klöster, merkwü rdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände
Bd.: 6

Sondershausen (1842)

BA/Germ.sp. 480 m-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11122103-0